

SINCLAIR
McKAY

DIE NACHT, ALS DAS FEUER KAM

DRESDEN
1945

GOLDMANN

A black and white photograph of a street in Dresden, 1945, showing people walking through rubble and smoke. The scene is filled with the aftermath of a bombing, with debris on the ground and smoke in the air. In the foreground, a woman carries a child on her back, and another woman walks beside her. In the background, a man is seen pushing a cart. The architecture is a mix of damaged and standing buildings, with a prominent church spire visible in the distance.

VOM FEUER, DAS DIE DUNKELHEIT BRACHTE

In der Endphase des Zweiten Weltkrieges, im Februar 1945, bombardierten die Alliierten Dresden: Circa 25.000 Menschen fanden den Tod, die Überlebenden waren zutiefst traumatisiert, das einst prächtige Elbflorenz lag in Schutt und Asche.

In »Die Nacht, als das Feuer kam« begibt sich der britische Journalist Sinclair McKay auf eine ganz besondere Spurensuche und erzählt die Geschehnisse dieser drei verhängnisvollen Tage und Nächte aus der Perspektive der Bewohner der Stadt: Schülern, Mitgliedern der Hitlerjugend und des Kreuzchors, Künstlern, Musikern, dem Kriegsgefangenen Kurt Vonnegut und nicht zuletzt Victor Klemperer sowie Piloten und Besatzungsmitgliedern der britischen und amerikanischen Verbände.

Noch nie zuvor wurde das Ausmaß dieses Luftangriffs für die Zivilbevölkerung der Stadt so vielstimmig, emotional und zutiefst menschlich geschildert wie in diesem Meisterwerk der narrativen Geschichtsschreibung – das noch lange, nachdem die letzte Seite umgeblättert ist, im Gedächtnis bleiben wird.

Übersetzt von René Stein

GOLDMANN

Als die Alliierten kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges Dresden bombardieren, legen sie innerhalb weniger Stunden das einst prächtige Elbflorenz in Schutt und Asche. Die Auswirkungen des Luftangriffs auf die Zivilbevölkerung der Stadt sind verheerend – und wurden nie zuvor so eindrucksvoll und bewegend geschildert wie in diesem Buch.



Sinclair McKay ist Literaturkritiker für den *Telegraph* und den *Spectator* und Bestsellerautor der historischen Bücher *The Secret Life of Bletchley Park*, *Bletchley Park Brainteasers* sowie *The Secret Listeners*. Er lebt in East London.



Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München, unter Verwendung eines Fotos von © akq-images
»Zweiter Weltkrieg / Ostfront / Kämpfe um Danzig, März 1945: Durchbruch der Roten Armee am 23. März 1945 bei Zoppot, Danzig und Gdingen zur Ostsee. Deutsche Truppen räumen Danzig am 30. März 1945.«
und © ullstein bild / dpa
Autorenfoto: © Liam Bergin

Sinclair McKay

**Die Nacht
als das Feuer kam.
Dresden 1945**

Ins Deutsche übertragen
von René Stein

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
«Dresden: The Fire and the Darkness»
bei Viking, a division of Penguin Books Limited and Penguin Random House,
London, UK.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
www.fsc.org FSC®C014496 1

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Januar 2020
Copyright © 2020 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München,
unter Verwendung folgender Motive: © akg-images «Zweiter Weltkrieg /
Ostfront / Kämpfe um Danzig, März 1945: Durchbruch der Roten Armee am
23. März 1945 bei Zoppot, Danzig und Gdingen zur Ostsee. Deutsche Truppen
räumen Danzig am 30. März 1945» und © ullstein bild / dpa
© 2020 Sinclair McKay
Published by agreement with Johnson & Alcock Ltd., London, UK.
Redaktion: Antje Steinhäuser
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-31549-9
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

©nanu

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort. Dresden damals – die Stadt im Spiegel der Zeit .. 7

Teil 1: Die Katastrophe rückt näher 25

- 1 –Am Vorabend der Schreckensnacht 27
- 2 –In den Wäldern der Gauleiter..... 47
- 3 –Die Entthronung der Vernunft..... 69
- 4 –Kunst und Entartung 88
- 5 –Der Gläserne Mensch und der Physiker 115
- 6 –Eine Art Klein-London 134
- 7 –Die Wissenschaft vom Weltuntergang..... 151
- 8 –Die idealen Wetter Bedingungen 173
- 9 –Mit dem Schlauch ausgespritzt 193
- 10 –Keine Verschnaufpause dem Teufel..... 209

Teil 2: Die Schreckensnacht..... 223

- 11 –Der Tag der Finsternis 225
- 12 –Fünf Minuten vor Fliegeralarm 251
- 13 –Hinein in den Höllenschlund..... 258
- 14 –Schatten und Licht..... 275
- 15 –Zweiundzwanzig null drei Uhr..... 284

| | |
|---|------------|
| 16 – Das Brennen in den Augen | 300 |
| 17 – Mitternacht..... | 325 |
| 18 – Die zweite Welle..... | 336 |
| 19 – Aus dem Reich der Toten..... | 365 |
| 20 – Die dritte Welle..... | 378 |
| Teil 3: Das Nachbeben..... | 393 |
| 21 – Untote und Träumer | 395 |
| 22 – Glühende Gräber | 407 |
| 23 – Der Sinn des Terrors | 424 |
| 24 – Die Musik der Toten | 443 |
| 25 – Rückschlag | 459 |
| 26 – «Der Stalin-Stil»..... | 476 |
| 27 – Schönheit und Erinnerung..... | 497 |
| Danksagung | 509 |
| Anmerkungen..... | 513 |
| Ausgewählte Bibliografie | 537 |
| Bildnachweis | 541 |
| Personen- und Sachregister | 543 |

Vorwort

Dresden damals – die Stadt im Spiegel der Zeit

An der Schlossmauer, im Schatten der Kathedrale, kann es gelegentlich passieren, dass das winterliche Zwielflicht für einen atemberaubenden Moment sorgt. Wenn man sich umblickt, wird es einem vielleicht nur für einen flüchtigen Augenblick so vorkommen, als wäre man vollkommen allein. Und hier auf diesem dreieckigen Geläuf aus Kopfsteinpflaster und reicher Steinmetzkunst – dem Schlossplatz, der von dem grossen Torbogen überragt wird, der zum Schlosshof führt, und der Kirchturmspitze, die sich hoch und scharf gegenüber dem violetten Himmel abzeichnet – kann sich die Zeit ihrer Fesseln entledigen.

Wenn Sie sich ein bisschen in Kunstgeschichte auskennen, finden Sie sich vielleicht ins frühe 19. Jahrhundert zurückversetzt, eine Figur, die in einem Gemälde Casper David Friedrichs eingefroren scheint; der Maler der Romantik lebte in Dresden und tauchte Kirchen und Kathedralen auf seinen Bildern in zitronenfarbenes Sonnenlicht. Vielleicht gehen Sie auch noch ein Stück weiter in der Zeit zurück und lustwandeln in einer eleganten Landschaft Bellottos, der sich ebenfalls von der architektonischen Eleganz angezogen fühlte – weitläufige Marktplätze, wunderschön proportionierte Häuser und öffentliche Prachtbauten prägten das

Bild der Stadt in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Wenn Sie lang genug dort stehen, nehmen Sie auch die Musik wahr, die die damaligen Künstler gehört haben müssen: die Glocken der Katholischen Hofkirche, deren Klang eine gewisse Dringlichkeit hat, wenn nicht gar fast schon nach Aufruhr klingt, sowie einen tieferen Nachhall, als würden sie grollen.

Und in dieser Beinahe-Nichtübereinstimmung kann es passieren, dass sich die jüngere, weitaus schrecklichere Vergangenheit ebenfalls einstellt, wie ein uneingeladener Gast; viele Menschen, die sich hier gerade aufhalten, können gar nicht anders, als sich das tiefe Brummen der Flugzeugmotoren über sich vorzustellen. Der Himmel erleuchtet von grünen und roten Leuchtraketen, gefolgt von lodernden Flammen in der ausgebrannten Kathedrale, die noch höher aufragen.

Solche Visionen beschränken sich nicht auf diesen einen Ort. Nur einige Meter von diesem Platz liegt die Brühlische Terrasse, die die Elbe und ihre erstaunlich breiten Uferflächen überblickt. Heute wie damals erstreckt sich dieser Teil der Dresdner Befestigungsanlage entlang der Kunstakademie, die von einer glänzenden Glaskuppel gekrönt wird. Genau wie bei der Hofkirche mäandert jeder Spaziergang in zwei zeitlich verschiedenen Sphären – Sie sind gleichzeitig hier in der Gegenwart und bestaunen die Elbe, die sich durch das Tal schlängelt, und gleichzeitig sehen Sie im kalten, klaren Nachthimmel Hunderte Bomber, die von Westen auf die Stadt zuhalten. Sie stellen sich die verängstigte Bevölkerung vor, die der Hochofenhitze zu entrinnen sucht und instinktiv hinunter zum Fluss flüchtet. Das ist die makabre Wahrheit über Dresden: Jeder noch so schöne Augenblick trägt für den Bruchteil einer Sekunde auch immer das Bewusstsein von der

schrecklich anmutenden Gewalt in sich. Alle Besucher dieser Stadt werden diesen kurzen Moment der Störung und Verwerfung gespürt haben; Unbehagen trifft es nicht, denn das Gefühl ist nicht gespenstischer Natur. Aber es gibt sie, die unbarmherzige Grausamkeit angesichts des Nebeneinanders von märchenhaft anmutender Architektur und dem Wissen, was sich hier ereignet hat. Und natürlich wurden hier Illusionen auf Illusionen errichtet: viele der märchenhaften Bauten, die wir heute bestaunen können, sind bei der Katastrophe zerstört worden.

Es ist beinahe unmöglich, sich die Stadt vorzustellen, die der Expressionist Conrad Felixmüller in den 1920er-Jahren mit so viel Esprit skizziert hat; über die Mauern und das Glas zu staunen, die Margot Hille, ein siebzehnjähriges Lehmädchen in einer Brauerei im Westen der Stadt, auf ihrem Heimweg während des Krieges Mitte der 1940er-Jahre gesehen haben musste, oder die annehmlische Welt des Bürgertums, die Dr. Albert Fromme und die Isakowitzens sowie Georg und Marielein Erler zu Beginn des Jahrhunderts erlebt haben – die schicken Restaurants, das Opernhaus, die exquisiten Galerien. Es ist beinahe unmöglich, sich all diese Dinge vorzustellen, denn nur in einer einzigen Nacht, am 13. Februar 1945 und nur einige Wochen vor Kriegsende, überflogen siebenhundertsechundneunzig Bomber diesen Platz und diese Stadt und öffneten – mit den Worten einer jungen Zeitzeugin – «die Pforten zur Hölle». Dieser einen infernalischen Nacht fielen etwa fünfundzwanzigtausend Menschen zum Opfer.

Dresden wurde – nach und nach – wiederaufgebaut, und nicht ohne diverse Schwierigkeiten und Konflikte. Die minutiös ausgeführten Restaurationsarbeiten haben sich mit der einfühlsamen, modernen Landschaftsgestaltung verwoben, sodass sich dem Be-

sucher das Neue an den wiederaufgebauten Gebäuden auf den Marktplätzen nicht sofort offenbart. Doch kurios bleibt, dass trotz der wundersamen Wiederauferstehung die Ruinen irgendwie präsent bleiben.

Im Falle der im 18. Jahrhundert errichteten Frauenkirche, die den Neumarkt überstrahlt, ist es geradezu augenscheinlich: Der Eindruck ist beabsichtigt, wie der blasse Sandstein des restaurierten Gotteshauses, das sich hoch in den Himmel erhebt, mit dem geschwärzten Original-Mauerwerk kontrastiert, der sich wie verkrüppelte Stümpfe abhebt – der klägliche Rest, der nach dem Überflug der Piloten des britischen Bombergeschwaders (sowie am Folgetag der 8. US-Luftwaffe) übrigblieb.

Die Stadt ist nun zu einer Art Totem für die Obszönität des Totalen Kriegs geworden: Wie Hiroshima und Nagasaki wird ihr Name mit totaler Vernichtung in Verbindung gebracht. Die Tatsache, dass die Stadt tief im Herzen von Nazideutschland lag und sich tatsächlich schon früh und enthusiastisch für die menschenverachtende Nazipolitik begeisterte, macht den Gordischen Knoten dieses aussergewöhnlichen moralischen Dilemmas noch vertrackter.

Im Verlauf der Jahrzehnte wurde die Krassheit dieser Moral – und Unmoral – sowohl der Stadt als auch ihrer Zerstörung durch das Feuer diskutiert und analysiert, begleitet von Wut, Reue, Leid und Entsetzen in den unterschiedlichsten Abstufungen. Solche Auseinandersetzungen haben sich bis heute gehalten. In Dresden existiert das Vergangene in der Gegenwart, und man kann sich nur vorsichtig durch diese Schichten von Zeit und Erinnerung vorwagen.

Eine weitere Schwierigkeit bringt die jüngste Vergangenheit der Stadt mit sich: Nach dem Krieg war Dresden Teil der Deutschen Demokratischen Republik (DDR), die unter sowjetischer

Kontrolle stand. Die Sowjets übernahmen im buchstäblichsten Sinne die Hoheitsgewalt über die Geschichte, und sie waren es auch, die neue Gebäude im Zentrum errichteten, die den Weg in die Zukunft weisen sollten. Im Zuge der europaweiten Feierlichkeiten rund um die Deutsche Wiedervereinigung im Jahre 1990 gab (und gibt) es viele Menschen, die den Zusammenbruch der DDR betraueren.

Eine von Dresdens berühmtesten Persönlichkeiten ist der Intellektuelle Victor Klemperer, einer der wenigen jüdischen Einwohner, der noch in der Stadt verblieb, als die meisten schon in die Vernichtungslager deportiert waren. Er bemerkte nach dem Krieg, dass die Stadt einst ein «Schmuckkästchen» war und mit einer der Hauptgründe dafür, warum der Feuersturm so viel Aufmerksamkeit erregte. Denn gewiss haben andere deutsche Städte und Gemeinden proportional gesehen mehr gelitten; die Stadt Pforzheim wurde einige Wochen nach dem Angriff auf Dresden bombardiert und erlitt innerhalb nur weniger Minuten prozentual gesehen höhere Verluste im Vergleich zu den aussergewöhnlich hohen, absoluten Opferzahlen in Dresden.

Und es gab weitere Feuerstürme: 1943 regneten auf die Häuser und Wohnungen Hamburgs, deren Dachstühle und Treppenhäuser aus Holz bestanden, tonnenweise Brandbomben herab; die Brände griffen um sich, Glas splitterte, Dächer stürzten ein. Und die Piloten im orange erleuchteten Himmel hatten mit Erstaunen dabei zugehört, wie sich die Flammen über engen Gassen miteinander vereinigten und einen immer grösseren Feuerkessel bildeten, der die Elemente durcheinanderwirbelte: Luft wurde abgesaugt und sengendheisse, tornadoartige Winde bahnten sich den Weg in den Nachthimmel. Und die Menschen, die nicht einfach verbrannt oder in der Hitze förmlich zu Tode gebacken wurden, erstickten

stattdessen, die Lungen von jedem, immer vergeblicheren Atemzug verätzt.

Des Weiteren wären Köln, Frankfurt, Bremen, Mannheim, Lübeck zu nennen, die Aufzählung ist nicht vollständig; bei den meisten von ihnen, einmal abgesehen von dem schwer vorstellbaren tödlichen Blutzoll, sind die architektonischen Verluste zu beklagen: die Paläste, die Opernhäuser, die Kirchen, einst ideelles Symbol für die europäische Zivilisation.

Anders als viele andere Städte in Westdeutschland genoss Dresden, das nahe an der polnischen und tschechischen Grenze und etwa hundert Kilometer von Prag entfernt ist, international bereits einige Aufmerksamkeit. Die Stadt war sowohl für ihre aussergewöhnlichen Kunstsammlungen, für ihre reiche sächsische Geschichte als auch für die einladende Naturlandschaft berühmt, die sich rings um ihre wunderschönen Barockkirchen, Kathedralen und Gässchen erstreckte. Damals wie heute schien Dresden einen Schritt weiter, so tief im Elbtal gelegen und umgeben von sanften Hügelketten, die sich in der Ferne zu malerischen, bewaldeten Bergen erhoben. Im frühen 19. Jahrhundert beschrieb der Philosoph Johann Gottfried Herder Dresden als das «deutsche Florenz», wobei er bewundernswerte Parallelen zwischen den beiden Städten aus dem Hut zauberte; nach seinem Diktum bürgerte sich der weithin verbreitete Begriff «Elbflorenz» ein.

Aber die Stadt war auch berühmt, weil sie gerade nicht idyllisch war. Dresden war niemals nur ein «Schmuckkästchen» gewesen, sondern hatte sich auch das Ansehen und den Ruhm für die quicklebendige Vitalität seiner Kunstszene erworben. Hier versammelten sich einige der frühesten Vertreter der Moderne; visionäre Architekten, die neue Ideen für die perfekte Stadt mitbrachten, wurden ebenso von der Stadt angezogen. Darüber hin-

aus schien die Musik ein Teil der chemischen Zusammensetzung dieser Strassen zu sein, und das gilt bis heute: In der Altstadt erschallt überall Klassik, die von Strassenmusikanten dargeboten wird, untermalt vom zarten Widerklang der Chöre in den Kathedralen. Und dieser Widerklang hatte schon viele, viele Dekaden zuvor die Stadt erfüllt.

Die Geschichte Dresdens, von seiner Zerstörung bis hin zu seiner Wiederauferstehung, bietet ein fast schon Shakespeare-artiges Spektrum an grausamen ethischen Fragestellungen. Wenn wir das Leid der Abertausenden – Kinder, Frauen, Flüchtlinge, Betagtere – in dieser Nacht und den Folgejahren anerkennen, bagatellisieren wir dann die scheusslichen Verbrechen, die seit dem Aufstieg der NSDAP um sie herum verübt wurden? Indem wir tiefer in einzelne Schicksale eintauchen, setzen wir uns damit dem Risiko aus, einen besonders schönen Ort herauszupicken und zu idealisieren, während viele andere Dörfer und Städte in ganz Europa noch viel barbarischer traktiert wurden?

Und dann wäre da noch die Art und Weise, wie wir Hunderte von Piloten betrachten, die Dresden überflogen und ihre todbringende Fracht auf das Ziel abwarfen: Diese jungen Männer befolgten einfach nur die Befehle ihrer Kommandeure – erschöpft, leer, frierend und hochgradig verängstigt am bitteren Ende eines langen Konflikts, in dem sie dabei zusehen mussten, wie so viele ihrer Kameraden vom Himmel geholt wurden. Die Besatzungen, unter anderem bestehend aus Briten, US-Amerikanern, Kanadiern, Australiern, legten Flugrouten an, zielten auf feindliche Kampfflugzeuge, lagen mit ihren Bäuchen über den Bombenschächten, kommunizierten über Funk miteinander und umklammerten fest ihre Glücksbringer – Schiebermützen, spezielle So-

cken oder gar einen BH der Freundin (ein BH spendete als Talisman wesentlich mehr Zuversicht als ein Kreuz). Diese Männer schauten durch die Dunkelheit hinab, hinab auf die Feuer Hunderte Meter unter ihnen, und dennoch warfen sie immer weitere Brandbomben, immer in dem Bewusstsein, dass sie selbst jeden Augenblick in einem Feuerball aufgehen und bei lebendigem Leib verbrennen konnten. Wie konnten diese Jungspunde sich jemals späterer Anschuldigungen erwehren, dass sie – wie auch der Oberste Befehlshaber der Royal Air Force, Arthur Harris, den sie «Fleischer» nannten – sich an einem Kriegsverbrechen beteiligt hatten?

Auch wenn dies teilweise eine Geschichte über die Macht des Militärs ist, können wir das Thema nicht rein mit Begriffen aus militärhistorischer Sicht abhandeln. Wir sollten die Katastrophe lieber weiter ergründen, indem wir sie so authentisch wie möglich aus der Sicht derjenigen betrachten, die dabei waren – auf dem Boden oder in der Luft, am Kommandostand oder auf sich selbst gestellt. Aus dieser Sicht handelt es sich um eine Tragödie, die aus dem Krieg herauswagt. Nicht nur wurden Tausende Menschenleben in jener Nacht ausgelöscht – auch in der Kultur und Erinnerung zerbrach etwas an jenem Tag. Und der Horror dieser Nacht ist bis heute erstaunlich lebendig geblieben, ein Politikum: Man muss grösste Vorsicht walten lassen, um nicht denjenigen versehentlich zu helfen oder die zu unterstützen, die das massenhafte Sterben in der Vergangenheit für sich ausschlachten wollen, denn die Hoheit über die Erinnerung selbst ist ein Schlachtfeld. Da gibt es die extreme Rechte in Ostdeutschland und anderen Teilen des Landes, die nicht aufhört zu behaupten, dass die einheimische Bevölkerung in Nazideutschland ebenfalls zu Opfern einer Gräueltat wurden. Sie reichern ihre Argumente mit ausländischen

Verschwörungstheorien an, die als Grund für das Bombardement erhalten müssen. Demgegenüber stehen die Bürger, die verstanden haben, dass man diesen Extremisten nicht erlauben darf, die Ereignisse dieser Nacht für ihre eigenen Zwecke einzusetzen. Die Vergangenheit muss geschützt werden.

Vielleicht ist es ein Weg, denjenigen zuzuhören, die damals dabei waren. Die Lebensgeschichten derer zu erkunden, die in Dresden geboren wurden, lange bevor die Stadt von der Dunkelheit eingehüllt wurde, und die ihrer Kinder, die in diese Finsternis hineingeboren wurden. Denjenigen, die den unermesslichen Terror dieser Nacht durchlitten haben, und denjenigen, die in den darauffolgenden Jahren irgendwie einen Weg finden mussten, zu einem normalen Leben zurückzukehren.

In den letzten Jahren ist eine sehr intensive Zusammenarbeit zwischen den Behörden in der modernen Stadt entstanden, und es gibt Freiwillige einer britischen Organisation, die den Fokus darauf gelegt hat, Dresden beim Wiederaufbau zu unterstützen. Der *Dresden Trust* hat sich besonders beim akribischen Neubau der Frauenkirche hervorgetan.

Die Stadt und die Stiftung haben viel zu der symbiotischen Beziehung zwischen Dresden und Coventry in den englischen Midlands beigetragen; Letztere wurde im November 1940 von der deutschen Luftwaffe angegriffen, von der Stadt blieb nichts als geschmolzener Stahl und heisser Schutt und Ziegel übrig. Die Partnerschaft der Städte dient dem Übereinkommen, dass sich eine solche Sache niemals wiederholen darf.

Aber man darf auch nicht aus dem Auge verlieren, dass die Geschichte Dresdens genauso vom Leben wie auch vom Tod handelt; sie handelt von der unendlichen Anpassungsfähigkeit des menschlichen Geistes, selbst unter den aussergewöhnlichsten Umständen.

Und jetzt, wenn die Ereignisse die Phase der lebenden Erinnerung verlassen und wir sie mit einem klareren Blick betrachten können, der weniger von Forderungen, Gegenforderungen und Propaganda verzerrt wird, bietet sich auch eine Gelegenheit für eine ganz andere Art des Wiederaufbaus: eine Erinnerung an die Dresdner Bevölkerung und die Textur ihres Alltags.




In den letzten Jahren waren die Stadtarchive mit bemerkenswertem Einsatz damit beschäftigt, so viele Zeugnisse und Augenzeugenberichte zu sammeln wie möglich. In einem inspirierenden Projekt der kommunalen Geschichte wurden Stimmen eingefangen und Erinnerungen zum Leben erweckt, die verloren geglaubt waren. Diese waren – *sind* – die Geschichten eines breiten Spektrums an Bürgern jeden Alters, die zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben wurden. Es gibt Zeugnisse von jenen, die den Angriff als Kind erlebten, wie auch die Tagebücher, Briefe und Fragmente von älteren Menschen, die die Katastrophe überlebten und das Grauen aufzeichneten. Von der stillen Autorität von Dresdens leitendem Mediziner bis hin zu Luftschutzwärtern, von den von der Stadt unbarmherzig verfolgten Juden bis hin zu den aufrechten Dresdnern, die sich schämten und zu helfen versuchten; von den Erinnerungen von Jugendlichen sowie Schülerinnen und Schülern bis hin zu den aussergewöhnlichen Erfahrungen einiger älterer Einwohner, umfassen die Archive kaleidoskopartig nicht nur ein stimmiges Bild jener einen Nacht, sondern bieten gleichzeitig eine aussergewöhnliche geschichtliche Momentaufnahme vom Leben einer aussergewöhnlichen Stadt. Eine Vielzahl von Stimmen wartet darauf, gehört zu werden, viele davon zum ersten Mal.

Es ist nun an der Zeit, hinter beziehungsweise unter diese Ruinen und Wiederaufbauten zu blicken und Wiederaufleben zu las-

sen, was einst – vor einer Obszönität wie dem Nationalsozialismus – eine unglaublich innovative und kreative Stadt war. Durch längst verschwundene Strassen zu wandeln und sie mit den Augen zu sehen, mit denen die Dresdner sie damals wahrnahmen. Die Geschichte handelt nicht nur von einer unfassbaren Zerstörung, sondern auch von zerrissenen Lebenswegen, die sich im Nachgang auf irgendeine Weise wieder zusammengefügt haben.

Dresden in Europa

Februar 1945

-  Von Alliierten kontrolliertes Gebiet
-  Von den Achsenmächten kontrolliertes Gebiet
-  Neutrale Staaten



Atlantischer
Ozean

PORTUGAL

SPANIEN

IRLAND

VEREINIGTES
KÖNIGREICH

NIEDERLAND

BELGIEN

FRANKREICH

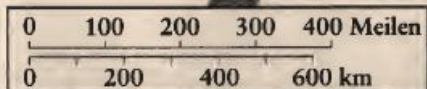
SCHWEIZ

ITALIEN

DÄNEMARK

Nordsee

Mittelmeer





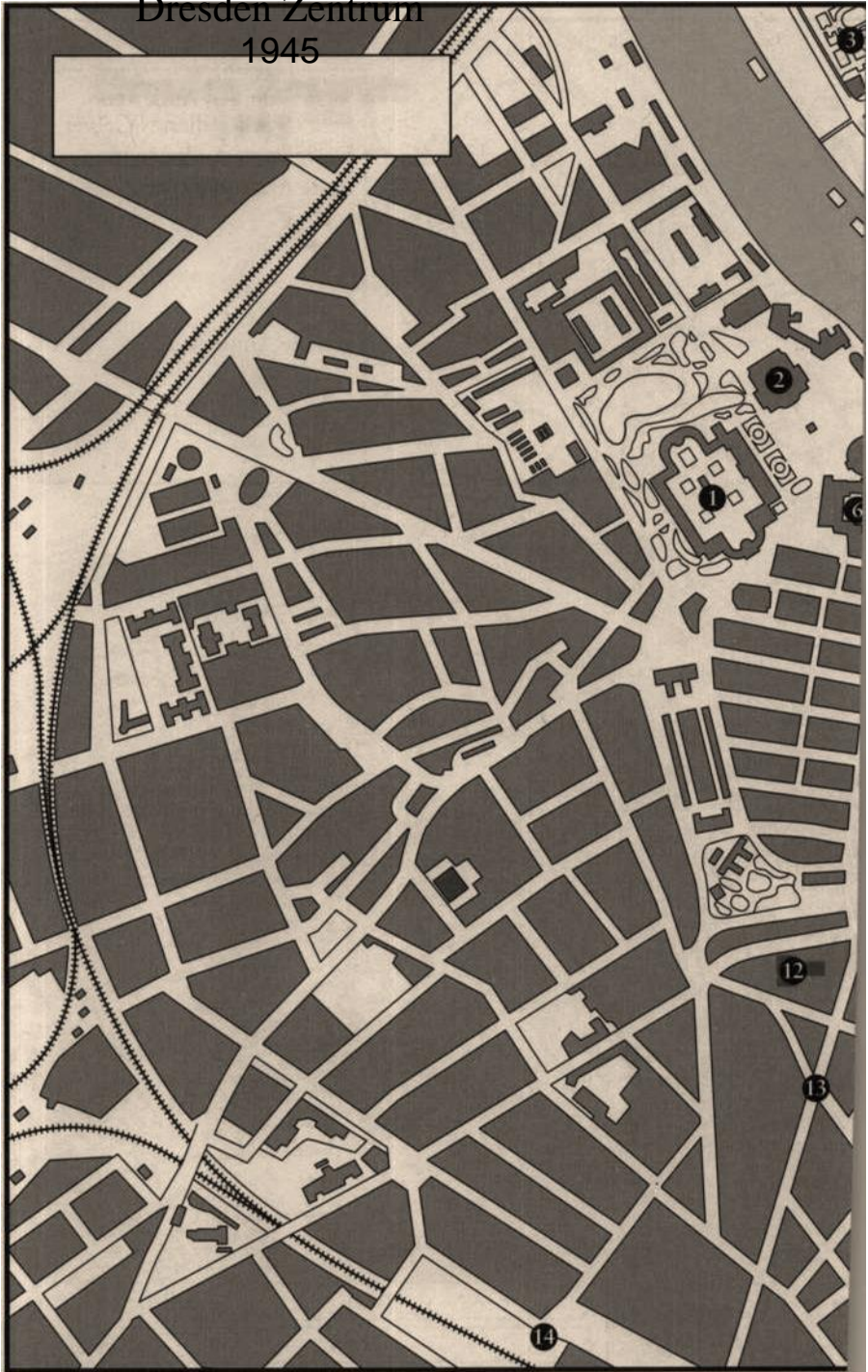
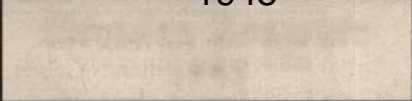
Dresden

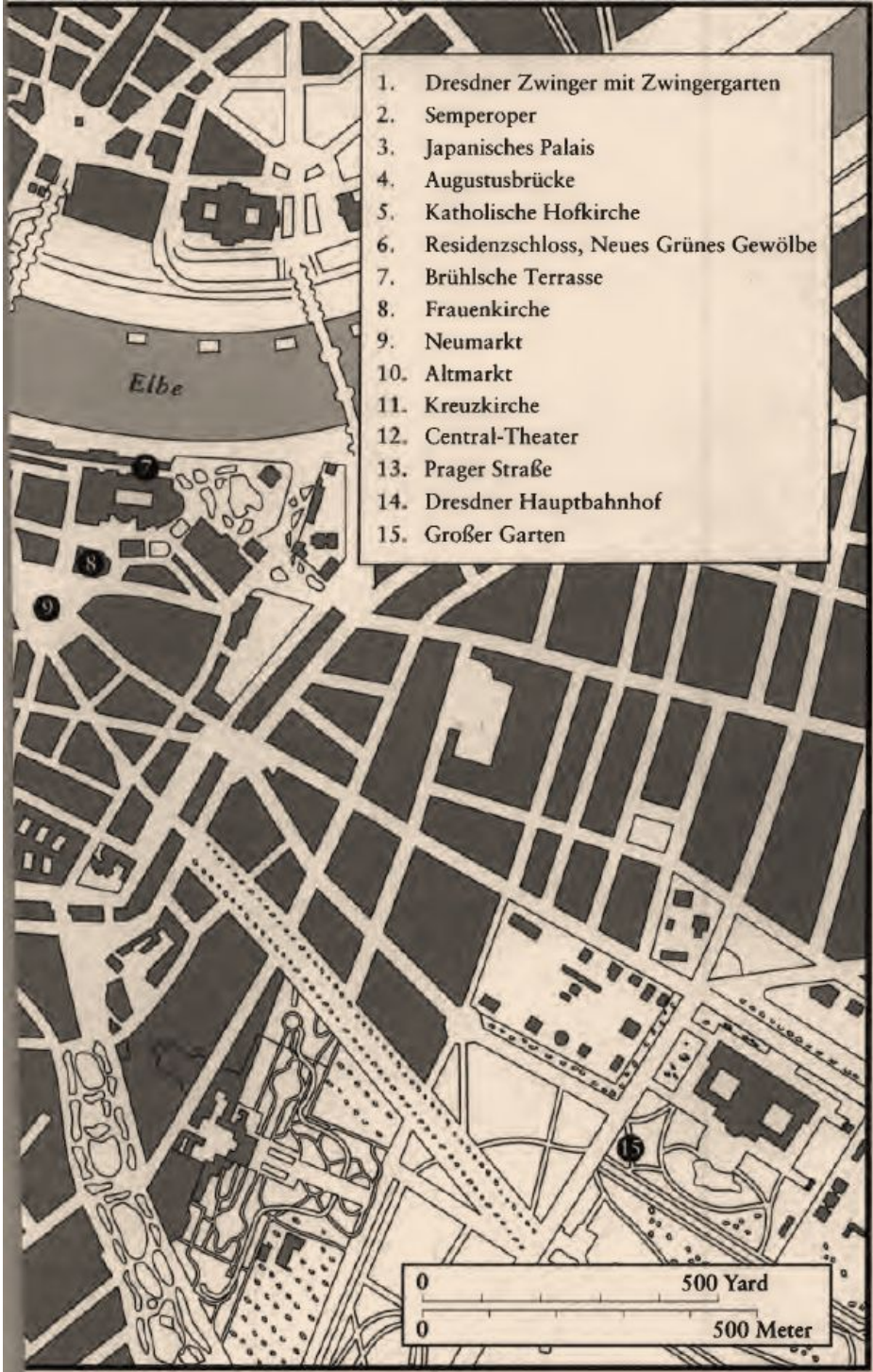
Bombardierte Stadtgebiete, Feb. 1945





Dresden Zentrum
1945





1. Dresdner Zwinger mit Zwingergarten
2. Semperoper
3. Japanisches Palais
4. Augustusbrücke
5. Katholische Hofkirche
6. Residenzschloss, Neues Grünes Gewölbe
7. Brühlsche Terrasse
8. Frauenkirche
9. Neumarkt
10. Altmarkt
11. Kreuzkirche
12. Central-Theater
13. Prager Straße
14. Dresdner Hauptbahnhof
15. Großer Garten

0 500 Yard
0 500 Meter

TEIL 1

Die Katastrophe rückt näher

1 – Am Vorabend der Schreckensnacht

Anfang Februar 1945 war die klare Dresdner Luft mit einem Odeur von Rauch unterlegt. Obwohl Kohlerationen in Kriegszeiten keine Selbstverständlichkeit waren, arbeiteten die Öfchen und Heizkessel gegen den Morgenfrost an. Zwar war der Schnee geschmolzen, aber die Atemwölkchen zeichneten sich immer noch gegen die Kälte ab. Das Kopfsteinpflaster rund um die Frauenkirche war feucht und heimtückisch, eine Gefahr besonders für jene, die ihre Hände tief in den Taschen ihrer Mäntel vergraben hatten. Die älteren Männer, die zumindest den Anschein einer Mittelklassennormalität wahrten, trugen Hut und überwachten auf dem Weg zu den Banken und Versicherungen am Altmarkt jeden ihrer Schritte.

Andere wiederum stromerten weniger bedrückt durch die engen Gassen; Gerhard Ackermann, ein Halbwüchsiger, der sich an der elektrisch betriebenen Tram sowie den Gemüsehändlern mit ihren Karren vorbeischlängelte, hatte es irgendwie geschafft, die besten Stunden des vorangegangenen Wochenendes im Kino zu verbringen. Viele Deutsche flüchteten zu diesem Zeitpunkt in jene alternativen Welten, die ihnen der Film bot; sie dürsteten förmlich nach Ablenkung. Ackermann hatte sich *In flagranti* angesehen; der Streifen – eine schräge Komödie mit absurden Wendungen, in der eine Sekretärin zum Privatdetektiv mutiert – wurde erst einige

Monate zuvor abgedreht (und gehörte damit zu den letzten Filmen, die unter der Naziherrschaft produziert wurden)¹.

Während des ganzen Winters wurden überall in Dresden Filme gezeigt, in allen achtzehn Kinos der Stadt. Zu den grössten zählte das Universum, ein Kino mit eintausend Sitzplätzen für die betuchtere Gesellschaft. Doch Filme waren hauptsächlich eine Domäne der Dresdner Arbeiterschaft; mit aufwendigen Kostümdramen sowie Verfilmungen von Romanklassikern wurde die Mittelklasse in Lichtspielhäuser wie dem Universum gelockt². *In flagranti* war der letzte Film, der in Dresden gezeigt wurde, bevor die Nationalsozialisten alle weiteren Vorführungen im Reich untersagten³. Die Kinokarte des jungen Ackermann sollte Erinnerungswert bekommen.

Wie dem auch sei – für viele ältere Dresdner war diese Art von Eskapismus einfach zu anstrengend. Es gab eine instinktive, schwindelerregende Einsicht, dass die bisherige Ordnung – die Welt, die sie bisher gekannt hatten – jeden Moment implodieren konnte. Diese Bürger konnten mit eigenen Augen sehen, dass der Rhythmus der Stadt überhitzt war: die unaufhörlichen Reihen von Lastwagen, die über die breiten Hauptstrassen und Brücken junge deutsche Soldaten und Kriegsmaterial Richtung Osten an die nahende Front karrten; und die erschöpften Pferde, die auf Fuhrwerken ähnlich erschöpfte Flüchtlingsfamilien hinter sich herzogen. Die Landbevölkerung hatte sich auf einen schmerzvollen Weg in die entgegengesetzte Richtung gemacht.

Höchste Eile war inmitten all dieser Ströme geboten. Die Rote Armee unter Marschall Georgi Schukow hatte die Oder überquert; die Sowjets gewannen aus ihrem Durchbruch Mitte Januar 1945 einen verblüffenden und atemberaubenden Schwung – ihr Vormarsch glich einer Kettensäge, die sich durch den Stasmm ei-

ner Eiche frisst. Im Westen erhöhten die Amerikaner und die Briten mit der Ardennenoffensive den Druck und bahnten sich einen Weg durch die eiskalten Wälder und Kleinstädte. Viele Deutsche betrachteten die Aussicht auf eine US-amerikanische Besatzung mit gemischten Gefühlen – aber die Vorstellung von einer sowjetischen Eroberung äusserte sich in greifbarer Angst: Geschichten von Soldaten der Roten Armee, die mit geradezu soziopathischem Vergnügen über zahlreiche Frauen (und Männer) herfielen, eilten der näher rückenden Frontlinie voraus. Keiner der deutschen Bauern und Landarbeiter sowie ihren Familien aus diesen Regionen, die vor diesem unaufhaltsamen Vorstoss die Flucht ergriffen, waren sich zu diesem Zeitpunkt bewusst, dass ihre und die Zukunft der Nation gerade an einem Urlaubsort entschieden wurde, und zwar in einem einst reich verzierten Palast im rund zweitausend Kilometer entfernten Jalta. Joseph Stalin, Winston Churchill und Franklin D. Roosevelt – Letzterer bereits schlecht dran und sichtbar krank⁴ – besprachen auf der Jalta-Konferenz die Details, wie das geschlagene Deutsche Reich regiert und kleingehalten werden sollte; wie das Land in vier Besatzungszonen – der amerikanischen, britischen, französischen sowie sowjetischen – aufgeteilt und penibel nach demokratischen Massstäben geführt werden sollte. Dresden lag inmitten des sowjetischen Einflussgebiets. Auf der Konferenz stellten hochrangige Offiziere Stalins Forderungen an die Alliierten im Westen; dazu zählte auch, dass der Verkehrsknotenpunkt Dresden angegriffen werden sollte, um die Truppenbewegungen der Deutschen in Richtung Osten zu erschweren⁵.

In dieser Phase des Krieges war bereits deutlich geworden, dass die Geschwader von schweren Bombern der Vergangenheit angehörten – die Zukunft des Krieges lag in den Händen von Physi-

kern. Im Februar gelang es den Amerikanern in aller Heimlichkeit, die Entwicklung jener Waffe abzuschliessen, an der die Nazis selbst geforscht hatten. Und Stalin war – ebenso klandestin – über die Fortschritte im Bilde, die die Vereinigten Staaten bei der Spaltung des Atomkerns gemacht hatten – die Informationen stammten direkt aus dem Versuchsgelände in Los Alamos (New Mexico) und wurden von dem Wissenschaftler und Sympathisanten der Kommunisten, Klaus Fuchs, weitergegeben. Die neuartige Waffe kündete von einem neuen Gleichgewicht der Kräfte in der Welt.

Und dennoch gab es viele Menschen in den deutschen Städten, die sich kein grösseres Zerstörungswerk vorstellen konnten als jenes, das bereits vollbracht worden war. Oder das noch folgen sollte. Am 6. Februar 1945, wie die Dresdner bald lesen und hören sollten, wurden von der 8. US-Luftwaffenflotte extrem verheerende Luftangriffe auf Chemnitz und Magdeburg geflogen. Im Fall von Magdeburg lagen die historischen Viertel der Stadt bereits in Schutt und Asche; bei einem Angriff im Vormonat, der hauptsächlich den Ö raffinerien galt, waren der Stolz bürgerlicher Architektur sowie zahllose Häuser und Wohnungen in Flammen aufgegangen⁶.

Nichtsdestoweniger bekam die Dresdner Bevölkerung in den täglichen Radio- und Zeitungsmeldungen lediglich mitgeteilt, dass sich die Deutsche Wehrmacht mit aller Macht den Alliierten entgegenstelle und die anglo-amerikanische Aggression zurückgeworfen werden würde. Dennoch war jedem in der Stadt bewusst, dass Dresden immer mehr im Fokus der alliierten Luftwaffe stand. Meistens überflogen nur einzelne Aufklärer die Stadt, «silbern glänzend gegenüber dem Himmel», wie sich der damals elf Jahre alte Dieter Patz erinnert⁷. Mütter versuchten, so gut es ging, ihre Kinder vom Krieg fernzuhalten. Frieda Reichelt,

die bereits eine zehnjährige Tochter namens Gisela hatte, war hochschwanger und erwartete ihr zweites Kind im März. «Ich freute mich schon auf mein neues Geschwisterchen», erinnert sich Gisela. «In Dresden schien der Krieg weit weg zu sein, und Luftangriffen gegenüber waren wir total unvorsichtig. Meine Mutter Frieda sorgte innerhalb ihrer Möglichkeiten dafür, dass ich eine schöne Kindheit hatte.»⁸

Trotz der demonstrativen Sorglosigkeit vieler Einwohner war Dresden bereits zwei Mal von amerikanischen Verbänden angegriffen worden, einmal im Herbst 1944 sowie ein weiteres Mal am 16. Januar 1945. Die Maschinen hatten am helllichten Tage zum Angriff angesetzt und beide Male Hunderte von Menschenleben gefordert. Ziel war das riesige Gelände des Rangierbahnhofs, nicht weit vom Krankenhaus Friedrichstadt entfernt. Zusätzlich heulten fast jede Nacht geradezu neurotisch – und fälschlicherweise – die Sirenen auf, sodass für viele an einen erholsamen Schlaf nicht zu denken war. Selbst wenn sich der Krieg seit Jahren scheinbar in weiter Ferne abspielte, blieb es den Bewohnern niemals vergönnt, den Konflikt zu vergessen, nicht einmal in ihren Träumen.

Nachrichten, die nachts über den Äther gingen und versicherten, dass überlegene deutsche Einheiten die Rote Armee zurückwarfen, wurden von hinter vorgehaltener Hand geflüsterten Gerüchten untergraben, Berlin könne jeden Moment fallen. Die Bewohner von Dresden hatten keinen blassen Schimmer, dass die Machthaber in Berlin erst kürzlich Dresden zum «Verteidigungsbereich» ernannt hatten⁹, was nichts anderes bedeutete, als dass die Strassen und Plätze der Stadt bei einem massiven sowjetischen Einfall von den deutschen Soldaten in ein Schlachtfeld verwandelt werden sollten. Dresden mit seinen damals ungefähr sechshun-

dertfünfzigtausend Einwohnern – etwa so viele wie in Manchester oder Washington, D.C. – sollte unter dem Kommando von General Adolf Strauss Teil der Elbe-Linie werden, einer Verteidigungslinie, die sich dem Verlauf des Flusses folgend von Prag weiter durch Deutschland bis nach Hamburg erstrecken sollte; eine Verteidigungslinie, die – so weit die Theorie – definitiv von den Deutschen gehalten werden konnte, wenn auch zum Preis eines hohen Blutzolls.

Es gab nicht wenige in Dresden in diesen ruhigen Verdunkelungs Nächten, die bereits das Geräusch des nahenden Todes zu hören glaubten, das von den umliegenden Hügeln zurückgeworfen wurde. Es gab scheussliche Berichte von Massenvergewaltigungen und Verstümmelungen – und sie entsprachen der Wahrheit. Die Rote Armee war nur noch etwa einhundert Kilometer entfernt. Herta Dietrich, eine alleinstehende Frau, die in dem Haus eines pensionierten Stallmeisters lebte, befürchtete, dass sie nicht in der Lage wäre zu ertragen, wenn die Stadt in fremde Hände fiel. Deshalb erklärte sie, sie «würde den alten Mann mit zu Verwandten» in eine Stadt weiter westlich nehmen¹⁰.

Und wie vielen Dresdnern mögen die Gerüchte zu Ohren gekommen sein, dass nur einige Tage zuvor die vorrückenden Sowjets ein Vernichtungslager der Nazis passiert hatten? Der Akademiker Victor Klemperer und seine Frau hatten gewiss die schrecklichen Geschichten über Auschwitz vernommen. Die Sowjets erkundeten das verlassene Lager und stiessen auf Tausende lebender Skelette – Gefangene, die von den Nazis zum Sterben zurückgelassen wurden. Diesen Albtraum von Entdeckung machten die Russen am 27. Januar, die Spekulationen über die Gräueltaten hatten Dresden erreicht und waren für Klemperer bloss noch die Bestätigung, dass seine Ängste berechtigt waren. Wenn im Verlauf der Jahre zuvor für seine Freunde und Nachbarn von der Ge-

stapo der Befehl kam, sie sollten ihre Sachen für eine Reise packen, dann war er sich darüber im Klaren, dass sie mit den Zügen in den Tod geschickt wurden¹¹.

Die wenigen Juden, die in Dresden zurückgeblieben waren, waren umfänglich enteignet worden und hausten zusammengepfercht in speziell dafür vorgesehenen und heruntergekommenen Häusern in winzigen Wohnungen. Sie waren kalt und karg, die Versorgung mit Brennstoff funktionierte nur sporadisch, sodass Wasser nur selten erhitzt werden konnte; und zu jeder Tag- und Nachtzeit drohten den Insassen gewalttätige «Hausinspektionen» seitens der SS. Klemperer hatte miterleben müssen, wie unzähligen Juden die «Deportationspapiere» ausgehändigt worden waren; und er hatte mitbekommen, wie in nur wenigen Jahren seit Kriegsbeginn eine tausendköpfige Gemeinschaft auf etwas mehr als einige wenige Dutzend geschrumpft war. Viele Einwohner Dresdens hegten denselben Verdacht; aber es war allen bewusst, dass es nicht sehr klug war, solche Dinge öffentlich zu diskutieren. Sowohl die örtliche Gestapo als auch die reguläre Polizei hatten die Befugnis, jeden zu erschiessen, der sich des Verrats verdächtig machte. Und die Moral zu untergraben galt als Hochverrat.

Das tägliche Leben war für die meisten Einwohner zu einer Herausforderung geworden: sehen und doch nicht hinsehen, hören und doch weghören. Aber der Zerfall aller herkömmlichen bürgerlichen Standards nahm nun überraschende Formen an. So konnte man bäuerliche Landflüchtlinge dabei beobachten (Sammelstelle war der riesige Zentralbahnhof), wie sie sich in umliegenden Gässchen hinbockten und einfach die Hose herunterzogen, um sich zu erleichtern. Es war offensichtlich, dass die Schlangen vor den Toiletten am Bahnhof einfach zu lang waren,

damit jeder rechtzeitig seine Notdurft verrichten konnte; dennoch war es nicht die Sorte Erfahrung, zu deren Zeugen anspruchsvolle Dresdner für gewöhnlich wurden.

Der vierundsechzigjährige und hoch angesehene Chirurg Dr. Albert Fromme musste eine stets steigende Zahl von schlesischen Flüchtlingen an seiner Klinik mit ansehen: krank, verwirrt, aufgehalten auf ihrem Weg westwärts. Fromme war die herausragende Persönlichkeit am Krankenhaus Dresden-Friedrichstadt, das mit seinen Parkanlagen zwischen der Elbe und den Rangierbahnhöfen angesiedelt war und trotz der Verwüstungen, die der Krieg mit sich brachte, nach wie vor allen offen stand. Unter den zahlreichen Problemen, mit denen sich Fromme konfrontiert sah, waren die Sorge um medizinische Ausrüstung und Schmerzmittel sowie die Notwendigkeit, genügend Heizmaterial für die Krankenhausgebäude zu bunkern, als die Versorgungslage nur noch sporadisch als gesichert gelten konnte.

Fromme gehörte zu den einflussreicheren Bürgern Dresdens, sein Wort hatte mehr Gewicht als das anderer. Nur ein Jahr zuvor war er zum Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie ernannt worden, und in Dresden hatte er die hoch angesehene *Akademie Für Ärztliche Fortbildung* ins Leben gerufen. Trotz seiner Meriten wurde er kein Mitglied des Establishments und trat niemals in die NSDAP ein. Fromme lebte zusammen mit seiner Familie in einem Haus, das mit schlichten Ölgemälden und Büchern vollgestopft war – wenn er zum Mittagessen nach Hause kam, erwartete er seinen Kindern zufolge Ruhe und gewisse Gepflogenheiten bei Tisch, was allerdings bei Männern ab einem gewissen Alter kaum als ungewöhnlich zu bezeichnen ist. Auch nicht bei Männern, die Erfahrungen vorweisen konnten, wie er sie

gemacht hatte. Dr. Fromme hatte als Sanitäter im Ersten Weltkrieg gedient; er hatte nicht nur das Grauen in den Schützengräben miterlebt, sondern auch verzweifelt dafür gekämpft, jene zu retten, die so schrecklich gelitten hatten. Wie hätte Fromme etwas anderes als ein ernsthafter Mann sein können?

Und seine Arbeit in Dresden belegte ihn völlig mit Beschlag. Jeden Tag, wenn er durch die Korridore seines Krankenhauses schritt, die Luft erfüllt vom beissenden Geruch der Desinfektionsmittel, sahen er und seine jüngeren Kollegen sich mit logistischen Problemen konfrontiert, die vielleicht schon in Friedenszeiten unüberwindbar erscheinen mochten. Aber wie jeder in Dresden hatte sich auch Fromme damit arrangiert, dass seine eigene Welt aus den Fugen war.

Nur einen Katzensprung entfernt und ebenso wuselig wie das Krankenhaus, das vor Personal und Patienten wimmelte, lag eine andere Dresdner Institution, in die ebenso jeden Tag Menschenmassen strömten: die riesige Fabrik der Firma Seidel & Naumann. Im Februar 1945 galt ein Grossteil der Produktion kriegswichtiger Güter, auch wenn der Firmenname immer noch ein geläufiger Begriff für Haushaltsgegenstände war. So schwor Fromme in der Tat auf eines der bei Seidel & Naumann mit Sorgfalt und von Hand gefertigten Produkte – seine eigene Schreibmaschine.

Zwei grosse Schornsteine dominierten den Himmel über dem Fabrikgelände: die industriellen Pendanten zu den Türmen der Katholischen Hofkirche in der Altstadt knapp einen Kilometer östlich. Es gab weitere, sehr elegante Pendanten. So umgab die Fabrikgebäude selbst eine nüchterne Würde, sie wirkten von aussen betrachtet fast wie Wohngebäude. Sie formten ein Quadrat von enormen Ausmassen, zu dessen Mitte sich der Raum öffnete, so dass jeder Bereich der Firma lichtdurchflutet war. Vor dem Krieg,

eigentlich bereits seit der Jahrhundertwende, stand Seidel & Naumann für die Produktion von hochkomplexen und wunderschön gestalteten Haushaltsartikeln; genauso wie die Schreibmaschinen, die unter der Markenbezeichnung «Ideal» und «Erika» vertrieben wurden, wurden die Waren nach ganz Europa exportiert. Die Nähmaschinen fanden sich über den Kontinent verteilt in den Salons. Ihre Räder erfreuten sich einer ungebrochenen Beliebtheit. Die Firma hatte sich sowohl innovativ als auch elegant gezeigt, als es um die Arbeitsbedingungen ging. Seidel & Naumann hatte nicht nur eine grosse Kantine errichtet, in der es angemessene Verköstigung gab, sondern bot auch betriebliche Gesundheitsförderung sowie Freizeitangebote.

Vor Kriegsausbruch waren in der Dresdner Fabrik um die zweitausendsiebenhundert Menschen angestellt. Bis Februar 1945 hatte sich das Bild der Arbeiterschaft, die täglich durch die Fabrikpforte an der Hamburger Strasse hineinströmte, allerdings stark gewandelt. In Abwesenheit aller wehrtauglichen Männer bestand die grosse Mehrzahl der Arbeiter aus – Arbeiterinnen. Ein Teil der Frauen war nicht freiwillig hier: Sowohl Jüdinnen als auch Russinnen waren zur Zwangsarbeit verdammt. Der Abstieg der Arbeitskräfte hatte sich im Verlauf des Krieges schrittweise, aber unaufhaltsam ergeben, und 1945 waren diese Sklavenarbeiter – abgezehrt, gequält, spärlich bekleidet – von den Dresdnern irgendwie als Teil der normalen Welt akzeptiert worden. Die Arbeitsaufgaben selbst hatten sich ebenfalls dramatisch geändert. Und die gefertigten Produkte – von Zündschnüren für Artilleriegranaten über Zündvorrichtungen für Wasserbomben und Flakgeschützen – wurden strikt getrennt selbst von denjenigen aufbewahrt, die tagtäglich viele Stunden mit ihrer Herstellung verbrachten. Zwar stellte die Firma auch weiterhin kleine Chargen

an Haushaltswaren her, aber abgesehen von dem unersättlichen Hunger der diversen Wehrmachtsabteilungen nach Nachschub war die Nachfrage nach Haushaltsgeräten aus verständlichen Gründen zum Erliegen gekommen.

Es gab allerdings immer noch einige wehrfähige Männer in der Dresdner Arbeiterschaft, die nicht in der Wehrmacht dienten. Der Vater des elf Jahre alten Dieter Patz arbeitete ganz in der Nähe in einer Metallfabrik, die auf die Herstellung komplizierter Werkzeuge spezialisiert war. Als Junge war er sich sicher, dass sein Vater «in einer Scherenfabrik arbeitete»¹². Doch die Wahrheit sah natürlich ganz anders aus: Der Betrieb hatte schon vor Jahren auf die Produktion aufwendiger Rüstungsgüter umgestellt. Und für diese hochqualifizierten Arbeiter gab es nun noch zusätzliche Pflichtaufgaben, darunter die vorgeschriebene Teilnahme an den Treffen des Volkssturms am Ende eines jeden Tages.

Der Volkssturm war im weitesten Sinne die letzte Kohorte der deutschen Wehrmacht: Sie wurde unter all jenen Männern ausgehoben, die aus welchen Gründen auch immer bisher nicht eingezogen worden waren. Jede Stadt und jeder Bezirk hatten einen eigenen Trupp, bestehend aus oftmals mittelalten und betagten Männern. Aber diese Haufen gehörten formal nicht zur Wehrmacht. Sie wurden erst 1944 aus der Taufe gehoben, und Männer wie Dieter Patz' Vater, die an den Übungen teilnehmen mussten, wussten, dass die Wahrscheinlichkeit gering war, dass sie jemals eine ordentliche Waffe oder militärische Ausrüstung in die Hand gedrückt bekamen. In anderen Städten hatte man den Mitgliedern die Verantwortung dafür übertragen, die Schlaglöcher und Krater zu flicken, die bei den Luftangriffen entstanden waren. Daneben gab es einen fast schon sektenähnlichen Aspekt: Die Treffen triefen nur so vor nationalsozialistischer Propaganda hinsichtlich

Schweiss, Blut und Tränen, verbunden mit quasimystischen Beschwörungen des ehernen deutschen Vaterlands. Der elfjährige Dieter Patz erinnert sich einfach nur daran, dass «es viel später als die übliche Abendbrotzeit und er total erschöpft war»¹³, als sein Vater abends nach Hause kam.

Hinsichtlich Zwangsarbeit nahmen sich die Beschäftigtenzahlen bei der Zeiss Ikon AG im Südosten der Stadt, in der Nähe des Grossen Gartens, am höchsten aus. 1942 nahmen die Werke eine extrem wichtige Stellung bei der Fertigung von Präzisionsinstrumenten und optischer Technologie für die Wehrmacht und die Luftwaffe ein. Die Dresdner Juden – darunter auch Victor Klemperer – gehörten zu jenen, die hier Zwangsarbeit verrichten mussten¹⁴. Im Februar 1945 allerdings war die Anzahl nach all den vielen Deportationen in die Vernichtungslager gen Osten dezimiert; sie wurden von anderen Zwangsarbeitern verdrängt: Frauen aus Polen und den Ausläufern der UdSSR traten an ihre Stelle. Ihnen stand kaum etwas zur Verfügung: spärliche Baracken, dreistöckige Etagenbetten, ständige Kürzungen der Essenrationen und Erschöpfung, die die Seele zerrüttete. Zugleich arbeiteten dort Frauen aus der Stadt mit vollem Lohn, die entweder zu Fuss zur Arbeit kamen oder mit der Tram fuhren.

Diese Gruppen sollten sich nicht miteinander vermischen, sei es aufgrund starker Ressentiments oder entsetzlichen Mitleids. Und dennoch kam es dazu. Es gab diese alltäglichen Dresdner Arbeiter, wie sich Klemperer erinnert, die gegenüber den Juden auf dem Fabrikgelände keinerlei Animositäten zeigten. Und die sich nicht bemüssigt fühlten, irgendeine Art von Abstand zu wahren, ob nun aus Freundschaft oder stiller Sympathie. Tatsächlich war die Arbeitsatmosphäre in den Fertigungsanlagen eher heiter.

Der Arbeitstag für die «freien Bürger» der Stadt Dresden begann sehr früh, und nicht anders erging es den Kindern, die sich auf den Weg zur Schule machten, um herauszufinden, ob sie heute geöffnet hatte. Sie lernten weiter eifrig, trotz des immer grösser werdenden Chaos um sie herum. Der Stundenplan litt beträchtlich, und Schulen schlossen immer öfter, weil Treibstoff eingespart werden musste. Stattdessen überliess man die Kinder sich selbst, sie spielten in den städtischen Parks sowie den waldreichen Vorbezirken im Schnee. Einige Klassenzimmer wurden in behelfsmässige Feldlazarette umgewandelt, um die verwundeten Soldaten von der Ostfront zu versorgen.

Jedes deutsche Kind, das 1945 jünger als dreizehn Jahre alt war, kannte nichts anderes als die Naziherrschaft; sie war – in seinen Augen – die natürliche Ordnung der Dinge. Diejenigen unter ihnen, deren Eltern heimlich hinter verschlossenen Türen jene Ordnung anzweifeln, müssen wohl während der Schulzeit einen inneren Konflikt angesichts des Erfordernisses ausgetragen haben, die Propaganda zu erlernen und brav zu wiederholen, die so eifrig von den Klassenkameraden aufgesaugt wurde. Zu den intellektuelleren Einrichtungen der Stadt – hinsichtlich akademischem Stolz und Leistungen – gehörte das Vitzthum Gymnasium in Dresden, auf das auch Friedrich ging, der älteste Sohn Frommes. Im Verlauf des Jahres musste die Einrichtung zwei herbe Rückschläge einstecken: Zunächst wurde eines ihrer Hauptgebäude für militärische Zwecke requiriert, was einen Umzug notwendig machte, um sich mit einer anderen Schule die Räumlichkeiten zu teilen. 1944 wurden diese Räumlichkeiten bei einem am helllichten Tage geflogenen Luftangriff der Amerikaner zerstört.

Unter diesen Schülern waren jene, die später Rechtsanwälte, Ingenieure, Ärzte oder Journalisten werden sollten.

Doch von Februar 1945 an wurden immer mehr Fünfzehnjährige von der Hitlerjugend zum Dienst an den Flakbatterien eingezogen – nicht nur in Dresden, sondern auch in anderen Städten, um dort mit den Flakgeschützen in den nächtlichen Himmel zu feuern.

Selbst wenn ihnen nicht diese spezielle Aufgabe zufiel, waren alle Jungen dazu verpflichtet, in der Hitlerjugend zu dienen, auch der eher ruhige, gelehrte Typ. Winfried Bielss, damals fünfzehn Jahre alt, hatte seine ganz eigenen Verpflichtungen nach Schulschluss: Seine grössere Sorge galt dem Sammeln von Briefmarken, ein Hobby, auf das die Hitlerjugend weniger Einfluss nahm. Winfried lebte zusammen mit seiner Mutter in einem eleganten Vorort am Nordufer der Elbe. Sein Vater war Soldat und zu der Zeit in Böhmen, wo die Nazis besonders grausam wüteten. Dort, in der damaligen Tschechoslowakei, war die jüdische Bevölkerung fast zur Gänze ausgerottet, und andere Volksgruppen wie Sinti und Roma wurden ebenfalls verfolgt. Bielss' Vater bekam es nun nicht nur mit Stalins vorrückenden Truppen zu tun, sondern auch mit lokal agierenden Widerstandsgruppen, die mit voller Wucht zurückschlügen, während etwa zweihundert Kilometer entfernt sein Sohn Winfried jeden Abend zum Abendessen nach Hause kam.

Selbst in diesen kargen Zeiten gab es Rotkohl und Bratkartoffeln, und wie seine Mutter ausrief, gab es nicht den geringsten Grund, unglücklich zu sein, wenn man «immer noch in den Genuss von Bratkartoffeln» kam¹⁵. Tatsächlich drehten sich in Friedenszeiten selbst die einfachen sächsischen Gerichte um Kartoffelsuppe (mit Gurke und Sauerrahm) oder Kartoffelklösse mit Buttermilch. Was wirklich fehlte, waren die deftigen Kuchen, ein Laster, dem sich die Dresdner traditionell gern hingaben.

Anfang Februar 1945 konzentrierten sich Bielss' Aufgaben in der Hitlerjugend auf den Bereich rund um den grossen Hauptbahnhof. Zu ihren Aufgaben gehörte es, die gestrandeten Flüchtlinge zu ihren temporären Unterkünften auf den Höfen und in den Dörfern rund um Dresden zu geleiten. Die Architektur des Bahnhofs muss allen Neuankömmlingen ein Gefühl dafür gegeben haben, was für eine Stadt Dresden bis vor Kurzem noch gewesen war: die elegant geschwungenen Kurven der riesigen Glasdächer, die geschniegelte Anmut der Bahnsteige und der Bahnhofshalle. Seine Konstruktion stand für eine gewisse Weltoffenheit; paneuropäische Verzierungen waren in den Spiralwindungen der Stahlkonstruktion eingearbeitet, das dem Licht, das sich durch diese Glasdächer seinen Weg bahnte, sowie dem Rauch der Dampflokotiven einen romantischen Schleier verlieh¹⁶. Bis vor Kurzem waren auch noch Flüchtlinge aus zerbombten Städten im Westen hier gestrandet. Damit nicht genug, gab es zudem deutsche Wehrmachtsoldaten, die sich auf der Durchreise befanden oder hier ihre Kriegsverletzung auskurieren sollten.

Diejenigen, die am Hauptbahnhof ankamen, wurden oftmals zunächst nach Norden in die Neustadt geschickt, die auf der anderen Seite des Flusses lag. Die Strassen der Neustadt umgab ein unverwechselbares Pariser Flair: Lange und hohe Terrassen, Geschäfte und Restaurants lagen parterre, ein Labyrinth aus grünen Hinterhöfen versteckte sich dahinter. Zu diesem weltmännischen Gefühl gesellte sich in der Altstadt nahe dem Hauptbahnhof die elegante und prächtige Einkaufsmeile Prager Strasse. Selbst im Würgegriff einer Wirtschaft, die dem «totalen Krieg» unterworfen war, hatte sie ihren Platz in den Vorstellungen und Wünschen vieler Einwohner.

Auf eine kuriose Weise hatten die Auslagen der Geschäfte in

der Prager Strasse in früheren Jahren nicht nur Einblicke in glitzernde Schönheit gewährt – reich kolorierte Seide in Indigoblau oder Smaragdgrün, schicke Haute Couture, luxuriöse Pelze, der harte Glanz von Juwelen –, sondern auch eine gewisse Form sozialer Stabilität vorgegaukelt: Sie boten quasi exquisite Anlagemöglichkeiten, die – im Gegensatz zu der galoppierenden Inflation der 1920er-Jahre – nicht an Wert verloren, ihren Besitzern also Garantie und Sicherheit gaben. Diese Sicherheit hatten viele Ladenbesitzer allerdings nicht; seit den Nürnberger Gesetzen aus dem Jahre 1935 drang der Antisemitismus tief bis ins Herz des deutschen Alltags vor. Geschäftsleute hatten die bittere Erfahrung machen müssen, dass selbst solche Wertgegenstände vom Unrechtsstaat einfach gestohlen – Stichwort Enteignung – wurden. Nichtsdestoweniger kauften hier auch im Februar 1945 die Damen aus der gehobenen Dresdner Gesellschaft immer noch ein; hier assen sie zu Abend, hier tranken sie ihren Kaffee, selbst wenn der Muckefuck einen Nachgeschmack von Hafer besass.

Etwas geerdetere Dresdner bevorzugten naheliegende Geschäfte wie das Modehaus Böhme, das sich bis 1945 zu einem florierenden Markt für Klatsch und Kriegstheorien gemausert hatte. Es gab auch moderne Kaufhäuser: Kaufhaus Renner am Altmarkt bot selbst in den kargen Kriegsjahren alles, von Kinderbekleidung bis zu Haushaltswaren. Und einige Strassen weiter lag ein innovatives Geschäft, das ehemalige Kaufhaus Alsberg. Im Kontrast zu den charmanten und betagten Nachbarstrassen logierte hier ein Tempel der futuristischen Moderne, dessen Interieur mit einer ausgefeilten Geometrie und sanft geschwungenen Kurven aufwartete. Alsberg liess sogar Rolltreppen installieren, sodass die vornehme Kundschaft sich beim Einkauf nicht überan-

strengen musste. Wie so viele Geschäfte in der Stadt (und in ganz Deutschland) wurde auch dieses Kaufhaus von den Nazis «verstaatlicht» und in das Modehaus Möbius umbenannt¹⁷. Die Eigentümer waren Juden gewesen, und schon 1933 erzwang die NSDAP im Rahmen der Arisierungspolitik die Enteignung der Familie. Doch selbst ohne Arisierung hätte die Familie im weiteren Verlauf der 1930er-Jahre nur wenig Freude an ihrem Kaufhaus gehabt: Der Boykott jüdischer Geschäfte war an Gründlichkeit kaum zu überbieten.

Der Prunk anderer, grösserer Geschäfte mag von den jungen Arbeiterfrauen mit einer gewissen sardonischen Belustigung betrachtet worden sein, wie etwa der siebzehn Jahre alten Anita Auerbach, einer Kellnerin in der Weissen Schleife. Das günstige und geschäftige Restaurant befand sich einige Strassen vom Zentrum entfernt. Früher waren hier abstinente Linksradikale eingekehrt, hier waren Reden geschwungen, feurige Treffen abgehalten und hitzige Debatten geführt worden. Eine der prominenten Dresdner Kommunistinnen aus diesen Tagen, eine junge Mutter namens Elsa Frölich, wurde von den Nationalsozialisten ins Gefängnis gesteckt, später jedoch wieder freigelassen. Nun arbeitete sie als Buchhalterin in einer nahegelegenen Zigarettenfabrik, die zu einer Munitionsfabrik umgebaut worden war. Frölich gehörte zu den wenigen in Dresden, die den Einmarsch von Stalins Truppen kaum erwarten konnten¹⁸. Die Weisse Schleife wimmelte nun allerdings vor deutschen Soldaten (und dem gelegentlichen Fahnenflüchtigen, der möglichst nicht in eine Kontrolle der Geheimen Feldpolizei kommen wollte). Die Fenster trieften vor Kondenswasser, während heisse Gemüsebrühen serviert wurden.

Im Südwesten der Stadt hatte eine andere junge Frau, die siebzehnjährige Margot Hille, vor einigen Monaten eine Ausbildung

abgeschlossen, die ihr in Friedenszeiten wohl verwehrt geblieben wäre: Sie arbeitete nun Vollzeit in der Felsenkellerbrauerei, einer der vielen Brauereien, die rund um die Stadt gediehen¹⁹. Gegründet Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, hatte die Brauerei spezielle Stollen für Lagerungszwecke ausgehoben. Der Krieg hatte der Firma aber einen neuen Produktionszweig von technisch hochwertigen Komponenten für die Kriegsmaschinerie verschafft – streng geheim und mitten in der Fabrik; aber Bier wurde auch noch gebraut. Felsenkeller hatte sich auf ein starkes Lager spezialisiert, das mit dem Bild eines blonden Jungen in karierten Hosen beworben wurde, der einen schäumenden Krug in die Höhe stemmt.

Wenn es auch unrealistisch erscheinen mag, dass örtliche Betriebe und Getränkeherstellung einfach weiterliefen, als stünde die Welt auf einem soliden Fundament, so verstärkte sich dieser Eindruck noch in der Altstadt, wo die Banken und Versicherungsgesellschaften ihren Sitz hatten und dem täglichen Geschäft nachgingen. Wie die Kaufhäuser hatten sich die Nazis die Dresdner Bankinstitute unter den Nagel gerissen. Eines der berühmtesten, das Bankhaus Gebrüder Arnhold im Eigentum der jüdischen Familie Arnhold, wurde im Zuge der Arisierung 1935 enteignet und der Dresdner Bank einverleibt, die – obwohl sie ihren Hauptsitz schon nach Berlin verlegt hatte – immer noch in nennenswertem Umfang Büroräume in Dresden unterhielt.

Im Februar 1945 konzentrierte sich mittlerweile das gesamte Geschäft der Dresdner Bank auf den Krieg, und die Bank hatte ihre Fühler in jeden Teil des von Nazideutschland dominierten Osteuropas ausgestreckt. Die Überlegung darf wohl erlaubt sein, dass innerhalb der Bank einige höhergestellte Angestellte mit ziemlicher Sicherheit verstanden und wussten, was in diesen

«Konzentrationslagern» passierte, die sich tief in den Wäldern des Ostens versteckten. Ein Teil ihres Geschäftsmodells beschäftigte sich mit der Finanzierung dieser Lager sowie der Suche nach Wegen und Möglichkeiten, aus ihnen Profit zu schlagen. In den Strassen, in denen die Geschäftsleitung der Dresdner Bank residierte, hob sich das Rot und Schwarz der Hakenkreuzfahne vor dem grauen Mauerwerk ab und flatterte im winterlichen Wind.

Und dennoch fanden sich ganz in der Nähe Hinweise darauf, dass nicht die ganze Stadt zur Geisel des Krieges geworden war: Es gab (und gibt) Pfunds Molkerei, einen pittoresken Milchladen von geradezu absurdem Ausmass, reich dekoriert mit Keramikfliesen von Villeroy & Boch aus dem 19. Jahrhundert, die für das alte Dresdner Lebensgefühl stand: verspielt, heiter, ein kleiner Tempel zu Ehren diverser Köstlichkeiten²⁰. Hier, in dieser Touristenattraktion zu Friedenszeiten, gab es Gebäck und Buttermilch zu kaufen: eine Verlockung nicht nur für Kinder, sondern auch für Eltern, die ihre intensiven kindlichen Vergnügen nie so ganz vergessen hatten. Flussabwärts, an den Hängen von Schloss Eckberg, einem fantastischen Gemäuer aus dem 19. Jahrhundert, das von einem örtlichen Kaufmann im Stil eines englischen Schlosses erbaut worden war, fanden sich sogar Weinberge²¹. Man sagte, dass hier wie auch in den umliegenden Weinbergen ein ganz aussergewöhnliches Terroir, sogenannter Bodengeschmack, vorherrsche, der einen ganz dezenten Riesling hervorbrachte, sowohl leicht als auch kräftig wie Herbstäpfel. Der Weinberg von Schloss Eckberg bot einen Blick auf den Fluss sowie auf die Loschwitzer Brücke aus dem frühen 20. Jahrhundert, besser bekannt als «Blaues Wunder». Der Name der Brücke fiel oft, wenn die Einwohner über die anrückende Rote Armee diskutierten. In diesen Gesprächen stellte

sich hauptsächlich die Frage, ob diese Konstruktion – immerhin ein revolutionäres Bauwerk der Hängebrückentechnologie und ganzer Stolz der Dresdner – geopfert werden musste, um den Vormarsch der Roten Armee zu bremsen.

Die unterschwellige Furcht vor Unmenschlichkeit und uneingeschränkten Gewaltexzessen verwebte sich mit anderen tiefsitzenden Angstgefühlen. Für wirklich jeden Dresdner existierte diese einzigartige und vielleicht sakrosankte Schönheit, nämlich jene Kathedralen und Kirchen und Paläste, die sich entlang der Elbe aufreiheten und seit Jahrhunderten eine Form von Ewigkeit repräsentierten. Doch nun herrschte die Angst vor, dass die «Barbaren» diese ganze Schönheit in Schutt und Asche legten. Dieses geradezu religiöse Gefühl für Aesthetik hatte sich einen Weg der Koexistenz mit der Realität von blutroten Hakenkreuzen gebahnt.

Doch der wirkliche Schatten, der sich über die Stadt senkte, ging nicht von den Sowjets aus. Die grössere, weithin unerwartete Bedrohung drohte von anderer Seite und lauerte in den geheimen Plänen und Absichten der westlichen Alliierten.

2 – In den Wäldern der Gauleiter

Rationale Erwägungen oder moralische Bedenken hatten in der Argumentation bereits vor langer Zeit keine Rolle mehr gespielt. Die ansonsten vortrefflichen Berechnungen, wie die militärische Vorgehensweise auszusehen habe, waren durch etwas eher Willkürliches ersetzt worden. Zudem wurde nicht auf die menschliche Sterblichkeit geachtet. Dies war der allumfassende Weltkrieg, besonders gegenwärtig bei jenen, die bereits von der Urkatastrophe dieses Jahrhunderts heimgesucht worden waren: dem Ersten Weltkrieg. Aber die Möglichkeit, dass auch Zivilisten ein legitimes Ziel boten, war nicht neu. 1942 hatte sich Josef Stalin mit Winston Churchill getroffen und von ihm gefordert, dass britische Bomber nicht nur die deutsche Industrie, sondern auch deutsche Wohngebiete ins Visier nehmen sollten. Zu dieser Zeit gab es hingegen noch jene – besonders beim Oberkommando der US-Streitkräfte –, die den Glauben nicht bereits aufgegeben hatten, dass eine feine Unterscheidung zwischen Militär- und Zivilwesen möglich sei – und moralisch notwendig. Aber Churchill hatte solche Ermahnungen vonseiten Stalins gar nicht nötig, denn beim britischen Oberkommando und den Politikern war der «totale Krieg» längst akzeptiertes Faktum: Bevor Stalin seine Ansicht kundgetan hatte, gab es Männer wie den bemerkenswerten wissenschaftlichen Berater des Premierministers, Lord Cherwell, der

darauf bestand, dass Luftschläge gegen Nazideutschland darauf abzielen sollten, die Wohnbehausungen der Bevölkerung in den grossen Städten zu zerstören; dadurch würde man die Industrie und Infrastruktur im gesamten Land nach und nach lahmlegen¹. Der Begriff «de-housing», den Cherwell dafür verwendete, hatte einen bewusst sanften, technokratischen Einschlag.

Der enthusiastischste Vertreter dieser Idee war der Befehlshaber des Bomberkommandos, Luftwaffengeneral Sir Arthur Harris, dessen Name unentwirrbar mit dem Schicksal von Dresden verweben werden sollte. Der General, dessen einziger sentimentaler Anflug sich auf schöne ländliche Landschaften zu erstrecken schien (und die Bauern, die sich um die Landschaft kümmerten), hegte niemals auch nur den Hauch des Zweifels über die Notwendigkeit, die deutschen Städte zu zerstören. Er zeigte sich ganz und gar gleichgültig gegenüber dem endgültigen Schicksal der Zivilisten, die in diesen Städten lebten. Trotz alledem – er konnte moralische Bedenken ganz leicht beiseite wischen. Während einer Rede, gehalten 1942, insistierte er, dass er nicht auf «Vergeltung» aus sei für das Chaos, das deutsche Bomber in Grossbritannien hinterlassen hatten². Es diene seiner Ansicht nach lediglich dem Zweck, den Krieg rasch zu beenden; und Harris vertrat seine Ansicht mit geradezu religiösem Eifer.

Das Oberkommando der Royal Air Force logierte zwischen den grünen Hügeln von Chiltern, etwa fünfzig Kilometer nordwestlich von London. Der zum zweiten Mal verheiratete Harris, dessen blondes Haar langsam silberfarben wurde, erteilte seine Befehle aus einem einfachen Büro, das lediglich mit einer schlanken Standuhr, einem grossen Tisch mit einem einzelnen schwarzen Telefon darauf sowie einer schwenkbaren Tischleuchte ausgestattet war. An einer Wand prangte das Gemälde einer abendlichen Landschaft, an einer anderen eine riesige Karte von Europa;

das Fenster gab die Sicht auf Pappelbäume frei: Alles zusammen stand im scharfen Kontrast zu dem hellen futuristischen Modernismus, der in der Kommandozentrale des Stützpunkts vorherrschte. Er war sehr gesellig; an den Abenden, an denen er von seinem Schreibtisch weggezogen werden konnte, gaben er und seine Frau Therese für diverse Persönlichkeiten Dinnerpartys im naheliegenden Haus, darunter auch das Oberkommando der amerikanischen Luftwaffe sowie Diplomaten, die stets im Nachgang schrieben, um sich für die tolle Gastfreundschaft zu bedanken³. Als Fünfzigjähriger hatte Harris 1942 das Oberkommando übernommen. Seitdem konnte er bei zwei sehr dringlichen Zielen Erfolge vorweisen: Er konnte den Premierminister nicht nur davon überzeugen, dass das fortwährende Bombardement deutscher Städte genauso entscheidend für den Ausgang des Krieges war wie alle anderen Kriegsschauplätze (Kritiker argumentierten, dem sei nicht so), sondern auch, die Zahl der Flugzeuge und Besatzungen um ein Vielfaches zu erhöhen (zusammen mit entsprechenden Entwicklungssprüngen beim technologischen Fortschritt). Seine stark kompetitive Ader, die er sowohl seinen Vorgesetzten wie auch seinen Untergebenen gegenüber an den Tag legte, war berüchtigt; seine Schimpftiraden – immer gewandt, nicht selten mit einer Prise schwarzem Humor – zielten auf ein Blutvergiessen ab. Jeder, der irgendwelche moralischen Gewissensbisse oder Zweifel über die Arbeit des Oberkommandos äusserte, gehörte für ihn zur «fünften Kolonne»⁴.

Aber vielleicht war einer der Gründe für diesen unglaublichen Furor die erstaunlich hohen Verlusten bei den Piloten und Besatzungen unter seinem sowie seines Vorgängers Kommando; bis dato waren bei Luftangriffen fünfundvierzigtausend Besatzungs-

mitglieder getötet worden, ihre Körper regneten als brennende Fackeln vom nächtlichen Himmel herab. «Es gibt in der Geschichte der Kriegsführung keine Parallelen zu solchem Mut und Entschlossenheit, der Gefahr über so einen langen Zeitraum zu trotzen, einer Gefahr, die so gross war, dass fast nicht einmal einer von dreien erwarten konnte, seinen Einsatz zu überleben», notierte Harris.⁵ Hinzu kam, wie Harris später erläuterte, die hohe Anzahl an Verlusten bereits bei den Probeeinsätzen; das galt selbst für die gut ausgebildeten Mechaniker an den Luftwaffenstützpunkten der Ostküste. Sie waren rund um die Uhr dem harten englischen Winter ausgesetzt und arbeiteten unter einem derart grossen Druck, dass sie Krankheiten zum Opfer fielen, die man ansonsten eigentlich nur bei älteren Menschen diagnostizierte.

Harris hatte während des Ersten Weltkrieges im *Royal Flying Corps* gedient, und sein eigener moralischer Kompass war zu einem gewissen Grad von den blutigen Schlachtfeldern geeicht worden. Nach dem Krieg war er in der Royal Air Force geblieben und hatte sich als brillanter und scharfsinniger Organisator hervorgetan, als die königliche Luftwaffe darum rang, ihre Unabhängigkeit gegenüber den anderen Waffengattungen zu verteidigen. Und seine Einstellung gegenüber den Deutschen, ob in militärischer oder ziviler Hinsicht, war unnachgiebig feindselig. Dennoch verneinte er, dass er den «Bombenterror» gewollt habe, sondern behauptete, er hätte «niemals damit angefangen»⁶. Die Konsequenzen waren vielleicht ein wenig brutaler, als seine abweisenden Aussagen glauben machten: Er wollte «deutsche Städte zerstört sehen, deutsche Arbeiter getötet, das zivilisierte Gemeinschaftsleben aufgelöst», aber nur als Mittel zum Zweck, um das Ende des Konflikts schneller herbeizuführen und weiteres Blut-

vergiessen zu verhindern. Er betrachtete den Tod durch eine Fliegerbombe ganz einfach nicht als schlimmste Art, sein Leben zu verlieren. Wenn seine Vorgesetzten wie der Chef des Luftwaffenstabs Sir Charles Portal darauf bestanden, dass die Bomber stattdessen hochspezifische Industrieanlagen anfliegen sollten, riss Harris' ohnehin schon sehr dünner Geduldsfaden. Später erklärte er, dass Leute, die viel «über individuell herausgepickte, kleinere Ziele sprachen», mit Sicherheit niemals einen Gedanken an das «europäische Klima» verschwendet hätten; und dass «Leute, die diese Art von Dingen behaupteten, ganz sicher niemals da draussen gewesen waren» oder «aus dem Fenster eines Bombers geguckt hätten»⁷. Dies war eine Ansicht, die den Kommandanten der U.S. Air Force in Europa, Carl «Tooy» Spaatz, entweder amüsiert oder aber verwundert haben mag; Generalmajor Spaatz' *oil plan* wurde, besonders im Herbst 1944, auch von Dritten als grandioser Erfolg gefeiert. Er sah vor, Hunderte US-Bomber bei Tageslicht von englischen Luftwaffenstützpunkten aufsteigen zu lassen und spezielle Industrieanlagen sowie Raffinerien zu bombardieren, um den Treibstoffnachschub der Deutschen empfindlich zu treffen.

Anfang Februar flogen Harris' Bomber zusammen mit der 8. US-Flotte Ziele an, die von Harris als «Allheilmittel-Ziele»⁸ verspottet wurden: grosse Raffinerien, in denen synthetisches Öl produziert wurde (die, sofern sie schwer getroffen wurden, tatsächlich weit davon entfernt waren, bloss «Allheilmittel-Ziele» zu sein, trug ihre Zerstörung den Deutschen schliesslich ernsthafte Probleme in der Versorgungskette ein). Am dritten Februar wurde ein Angriff auf Dortmund mit dem Ziel geflogen, die dort ansässigen Benzol-Werke zu zerstören; weitere Anlagen wie in Osterfeld und Gelsenkirchen wurden ins Visier genommen, allerdings

ohne Erfolg. Aber es gab weitere strategische Luftangriffe in dieser Zeit, die sich sehr effektiv zeigten: Am 7. Februar beispielsweise starteten die Alliierten eine Offensive durch die dichten Wälder des Reichswalds am Niederrhein; Bomber flogen Angriffe auf die Städte Goch und Kleve, wo die deutschen Truppen stationiert waren. Strassen und Bahnlinien wurden unbrauchbar, und der Weg für die Alliierten, beide Städte einzunehmen, war geebnet. Harris war davon überzeugt, dass der Krieg immer mehr auf einen Punkt zusteuerte, an dem entscheidende Luftangriffe – nach einstudiertem Muster mit eintausend Flugzeugen, die unausweichliche und schier endlose Kehren über den Städten flogen – das deutsche Oberkommando in die Knie zwingen würden. Diese flächendeckenden Bombardierungen, mittlerweile etabliert und in vielen Hunderten Luftangriffen von Essen bis Hannover, von Köln bis Hamburg, von Mannheim bis Magdeburg erprobt, schnürten den Städten, die vor hilflosen Flüchtlingen wimmelten, die Luft ab. Dann war der Zeitpunkt gekommen, an dem die herkömmliche Zivilgesellschaft zum Zusammenbruch gebracht werden konnte.

Für einige hochrangige Offiziere im Bomberkommando der Royal Air Force waren Städte wie Dresden nichts weiter als einfarbig markierte Zonen auf Detailkarten, Pöbel, dem eine fanatische Obrigkeit vorstand. In dieser Phase des Krieges gab es nur noch wenige, die eine exakte Unterscheidung zwischen der deutschen Zivilbevölkerung und deutschen Soldaten machten, zwischen der deutschen Kultur und dem allumfassenden Nazikult. Nur wenige hatten die Zeit, nicht die Nöte und Sorgen der normalen Menschen aus dem Auge zu verlieren.

In Dresden herrschte ein weit verbreitetes Faible für Grünanlagen – viele verschiedene Baumarten verteilten sich über die ganze

Stadt. Rudi Warnatsch, der mit seiner Mutter in einer Mietskasernenwohnanlage wohnte, erinnert sich lebhaft, dass «der grösste Teil des Innenhofs von einem gepflegten Garten eingenommen wurde, mit einer wunderschönen Kastanie und einer Linde»⁹. In einem der kleineren Vororte im Osten der Stadt bewunderte Marielein Erler die «grossen Eichen und Linden», die in einem Park in der Nähe ihres Hauses wuchsen¹⁰. Die Eltern von Georg Frank hatten einen Pfirsichbaum im Garten angepflanzt. Professor Victor Klemperer und seine Frau Eva hatten eine enge Beziehung zu ihrem Kirschbaum (sowohl aus sentimental als auch geniesserischen Gründen) im Garten hinter dem Haus¹¹. Die Früchte standen für das süsse Leben, das ihnen die Nazis geraubt hatten.

Im weitesten Sinne spiegelten die grünen Strassen und Plätze und Innenhöfe die ungewöhnliche Sorgfalt wider, mit der die städtische Infrastruktur bedacht worden war. Dresden war eine Stadt, in der sich selbst die billigeren Mietswohnungen für die Arbeiterklasse in einem für die Zeit sehr guten Zustand befanden, was zum Teil daran lag, dass es in Dresden eine jahrzehntelange Reinlichkeitstradition gab, die fast schon an Besessenheit grenzte: Die reichen Industriellen fürchteten jene Krankheiten, die die Arbeitskraft ihrer Arbeiter schmälern konnten. Deshalb lebten die Menschen in den dicht besiedelten Vororten rund um die Altstadt in netten, geordneten Mietswohnungen: vier oder fünfstöckige Wohnhäuser mit blankgeschrubbten Treppenhäusern. Im Süden der Stadt favorisierte die Mittelschicht opulenter Apartments, von denen einige sogar über einen beheizten Wintergarten verfügten¹².

Bäume umstanden das Umland des Gauleiters, von dem jede Existenz in Dresden abhing; er fühlte sich bei der Jagd in Sachsens ländlichen Gebieten am wohlsten. Er war von der traditionel-

len Weidmannskunst fasziniert sowie von Volkssagen und Märchen. Wenn Dresden selbst der bewusste Ausdruck dafür war, welchen Wert Kunst und Gleichklang einnahmen, dann stand der Mann, der Dresden seit Anfang der 1930er-Jahre bis zum Ende des Krieges regierte, eher für eine dunklere, eher primitivere und unbewusstere Strömung; etwas Unbeherrschbares, das mehr ein Teil dieser Wälder zu sein schien, die die Stadt umgaben. Martin Mutschmann, Deutschlands dienstältester Gauleiter, repräsentierte zusammen mit seinen unverhohlenen sadistischen und gefürchteten Stellvertreter-Schergen exakt die Art von Feind, von der Marshal Harris annahm, ihn nur durch ein Trauma – der totalen Auslöschung alles Zivilen – besiegen zu können. Unerbittlich. Fanatisch. Erbarmungslos.

Gauleiter Mutschmann besass eine gewisse, wenn auch nicht schmeichelhafte Ähnlichkeit mit dem Schauspieler Peter Lorre. Äusserst markant waren seine asymmetrisch funkelnden Augen, aus denen man nichts ablesen konnte. Sein Haar war dünn, und er trug einen kräftigen Schmerbauch vor sich her. Im Februar 1945 war er sechsundsechzig Jahre alt und fungierte seit Hitlers Macht ergreifung 1933 als Reichsstatthalter; zudem war er Ministerpräsident von Sachsen. Mutschmann gehörte zu den Ersten, die 1922 der NSDAP beitraten, seine unversöhnlichen politischen Ansichten aber hatte er sich lange Zeit zuvor angeeignet. Er stand dem Führer sehr nahe und teilte dessen ungezügelter Eifer. Dank ihm hatte sich Dresden von Beginn an ein durch und durch faschistisches Kleid übergestreift: nicht nur durch die riesigen Hakenkreuzfahnen an allen öffentlichen Gebäuden, sondern auch die allumfassende Präsenz von SS sowie Hitlerjugend in den Strassen, ausserdem die Dresdner NS-Zeitung «Der Freiheitskampf» sowie die Pflicht selbst für gewöhnliche Leute, sich bei öffentli-

chen Veranstaltungen mit Hitlergruss und «Heil Hitler!» zu begrüßen. Und nun, selbst in den ersten ungewissen Wochen im Jahr 1945, in denen der Schnee die umliegenden Hügel in der Ferne bedeckte, verfügte Mutschmann nicht nur über die absolute Kontrolle in den Strassen, sondern auch in jedem privaten Haushalt: über die älteren Herren, Mütter mit ihren Kindern, den jungen Arbeiterfrauen, den Männern in Berufen mit Unabkömmlichstellung.

Jeder Kaffee, den diese Dresdner in einem Restaurant zu sich nahmen, jeder Film, den sie sahen, jeder (rationierte) Einkauf, den sie in einem Lebensmittelgeschäft machten, jeder Telefonanruf, jedes Gespräch mit den Soldaten, die auf dem Weg an die Front durch die Stadt zogen: Alle Tätigkeiten und Äusserungen wurden potenziell überwacht. Doch die Dresdner Bevölkerung hatte irgendwie einen Weg gefunden, sich mit der unerbittlichen Gewalt des Regimes zu arrangieren; mit dem düsteren Menetekel der Unterdrückung wie jenen Schildern an den Laternenpfählen in Johannstadt, die verkündeten, dass es sich um «Judenzone» handelte; mit der Art und Weise, wie die Gestapo und mittendrin die Polizei die wenigen verbliebenen Juden terrorisierten, während sie jegliche Form von politischem Dissens im Keim erstickten. Sowohl am Arbeitsplatz als auch zu Hause achtete man sorgsam darauf, was gesprochen wurde. Es war nicht ungewöhnlich, dass normale Männer und Frauen spät in der Nacht verhaftet und bis in die frühen Morgenstunden verhört wurden. Ein verbotenes Wort zu viel – es gab niemanden, der vor dem Gefängnis gefeit war. Oder Schlimmerem.

Am 8. Februar 1945 wurde nach einer Sitzung des Volksgerichtshofs im Richthof des Dresdner Landgerichts, etwas südlich des Hauptbahnhofs am Münchner Platz, eine Hinrichtung vollzo-

gen: Die dreiundvierzigjährige Dr. Margarete Blank, die eine Arztpraxis auf dem Land hatte, sollte nicht durch den Strick, sondern mittels der Guillotine exekutiert werden¹³. Ihr Verbrechen hatte darin bestanden, dass sie während der Behandlung der Kinder eines Offiziers Zweifel daran geäußert hatte, ob Deutschland überhaupt noch der Endsieg gelingen würde. Blank wurde anschliessend der Gestapo gemeldet, verhaftet und (zu Unrecht) beschuldigt, Mitglied einer Widerstandsgruppe zu sein. Dass die Guillotine zum Einsatz kam, war kein Geheimnis: In den vergangenen Jahren hatte eine Vielzahl von verdächtigen Bolschewiki und Widerstandskämpfern die Klinge des Fallbeils zu spüren bekommen. Jeder Bürger in der Stadt wusste, welche Strafe einem für eine unbedacht hingeworfene Bemerkung drohte, denn anonymes Denunziantentum unter Kollegen oder Nachbarn war keine Seltenheit.

Für Martin Mutschmann war es eindeutig die Pflicht der Dresdner, ihren Mann oder ihre Frau zu stehen und bis zum letzten Atemzug zu kämpfen, was auch immer das Schicksal für die Stadt bereithielt. Jede Form von Meinungsverschiedenheit oder Vorbehalt wurde mit Verrat gleichgesetzt. Diese stämmige Gestalt – hier König Mu genannt – war unweit von Dresden in der Stadt Plauen aufgewachsen; er hatte mit vierzehn Jahren, kurz vor der Jahrhundertwende, die evangelische Schule verlassen und eine Lehre zum Stickermeister (heute würde man von Textilstalter sprechen) absolviert.

In dieser Branche hatte Plauen internationales Renommee erlangt. Die Spitzendesigns – sowohl für Kleidung als auch für den Haushaltsgebrauch – waren aufwendig, aber auch ausdrucksstark mit herumwirbelnden Blättern und Reben sowie geometrischen Formen, die das Auge magisch anzogen; ausserdem breit gefächerte Netze, die sich über riesige Tischdecken erstreckten. Auch

in einem Zeitalter, in dem mechanische Prozesse mehr und mehr den Menschen ersetzten, erforderte dieser Beruf neben Konzentrationsfähigkeit in der Regel auch ein hohes Mass an Fingerfertigkeit; zwar stieg Mutschmann zum Stickermeister auf, doch ausserhalb der Nähwerkstatt blieb Mutschmanns aggressive Natur nicht verborgen. Er gründete sein eigenes Spitzengeschäft in der Stadt. Die Kollegen erinnerten sich an seinen häufig geäusserten Judenhas, der insbesondere auf diejenigen zutraf, die aus Osteuropa zugezogen waren. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg brach der Spitzenhandel auf dem ganzen Kontinent ein; die Absatzkrise war nicht nur eine Folge einer deutlich abgekühlten Wirtschaft, sondern auch des wechselnden Modegeschmacks. Das für die Spitze so charakteristische Verschnörkelte und Aufgeputzte wurde durch die klarere, reinere Aesthetik der frühen Moderne verdrängt.

Für Mutschmann jedoch herrschte kein Zweifel, wer oder was seiner Welt schadete: die schädlichen Aktivitäten der Juden. Er war darauf erpicht, seine jüdischen Konkurrenten in Plauen zum Sündenbock zu machen, weil sie angeblich den Markt kaputtgemacht hatten. Tatsächlich gelang es ihm, gegen die jüdischen Geschäftsleute in der Gegend antisemitische Ressentiments zu wecken, und in der Stadt, die so geordnet und stabil erschien, kam es beinahe zu einem Pogrom.

Das Elend und der Schrecken des Ersten Weltkriegs hinterliessen ihre Spuren: 1916 wurde Mutschmann zurückbeordert – er behauptete später, seine Freistellung von der Front sei Folge einer Niereninfektion – und kehrte in sein Unternehmen zurück¹⁴, in dem er zu dessen besten Zeiten etwa fünfhundert Menschen beschäftigte. Aber aus dieser schwindelerregenden Rezession gab es kein Entrinnen. Hinzu kamen die teilweise anarchischen Zu-

stände, die in Deutschland nach dem schmachvollen Kriegsende auftraten – Kommunisten und rechtsextreme Anhänger der alten Ordnung lieferten sich gewalttätige Auseinandersetzungen, die Mutschmanns Vorurteile weiter festigten.

So, wie sich die Welt dem späteren Gauleiter darbot, steckte sie im Würgegriff einer internationalen jüdischen Verschwörung, und die Erniedrigung des Deutschen Reichs, das in seinen Augen um Gnade winselte und Strassen voll mit sozialistischen Aufrührern beherbergte, lieferte nur die Bestätigung ihres böartigen Erfolgs. In der Folge trat Mutschmann 1922 der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (NSDAP) bei und baute schnell eine enge Verbindung zu Hitler auf. 1928 schickte Mutschmann Hitler ein Weihnachtsgeschenk – ein von Hermann Vogel illustriertes Märchenbuch, das Mutschmann mit Grüßen aus dem Vogtland signierte¹⁵. Mutschmanns Frau Minna, eine geborene Popp, mit der er seit 1909 verheiratet war, spielte ihre ganz eigene Rolle in diesem neuen politischen Leben. Sie trat in die Frauengruppe der NSDAP ein. Später, als ihr Mann die politische Leiter immer weiter erklimmte, organisierte sie Veranstaltungen, manchmal auch Spendensammlungen, an denen weibliche Nazis teilnahmen. Auch Mutschmanns Mutter trat dieser Organisation bei.

1925 wurde er zum Gauleiter der NSDAP in Sachsen ernannt; für einige schien es so, dass Mutschmann geradezu von der sächsischen Identität besessen war, sodass er weitere politische Ambitionen gar nicht in Betracht zog. Hitlers sogenannte Machtergreifung im Jahre 1933 wiederum verlieh jedem Gauleiter auf Reichsebene eine riesige neue Machtfülle. Politisch gewalttätige Auseinandersetzungen hielten schnell Einzug in Dresden: Ein Gemeindefest von etwa zweitausend «Kommunisten» endete in einer inszenierten Schlägerei, bei der neun Menschen er-

schossen wurden. Kurz darauf wurden Vertreter der Linken verhaftet¹⁶. Darüber hinaus wurde Mutschmann zum Reichsstatthalter oder auch sächsischen Ministerpräsidenten ernannt. Als seine Machtfülle in Sachsen weitaus grössere Dimensionen angenommen hatte, wurde der ehemalige Spitzenmacher zunehmend von der traditionellen sächsischen Kultur und Volkskunst eingenommen, oder zumindest, was er darunter verstand.

Im Tharandter Wald liess er ein grosses Jagd Schloss errichten: ein kuriozes Gebäude, dessen Dach spitz wie eine Pyramide zuläuft und in das Mutschmann Partner und Verbündete zu Jagdgesellschaften einlud. Mutschmann war von der Jagd besessen, nicht nur in sportlicher Hinsicht, sondern auch bezüglich ihrer Rolle im Volksglauben der Region. In der Nähe des Hütteneingangs liess er eine Wildeber-Bronzeplastik aufstellen, daneben gab es auch noch die Skulptur eines Hirschs nicht weit entfernt vom Schloss. Er fühlte sich vom primitiven Atavismus solcher Vorstellungen angezogen, und es gab Mutmassungen, dass das Interesse an solchen Dingen Teil einer allgemeinen sächsischen Bewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts war, um seine eigene Identität zu behaupten, da im Deutschen Reich Bestrebungen vorherrschten, das Land weiter zu zentralisieren und zu vereinheitlichen. Aber aus der allgemeinen Hinwendung der Nazis zu Folklore und Legenden sprach etwas Tiefergehendes und fast schon Parareligiöses.

Auch im Handwerk hatte Sachsen eine reiche Geschichte vorzuweisen, vor allem bei der Herstellung von Puppen: Die grossen, stumpfen und starren Augen der Marionetten wurden für Erwachsene und nicht für Kinder produziert. Es gibt eine Fotografie, die Mutschmann mit einem faszinierten Blick in einer Puppenausstellung zeigt. Die Handwerkskunst, mit der die Marionetten herge-

stellt wurden – die Drähte für die Arme, Beine und Köpfe –, war aussergewöhnlich. Dennoch wurde immer wieder anerkannt, dass die Puppen wegen ihres unveränderlichen Ausdrucks stets etwas Unheimliches umgab, etwas Schauriges, das einen davon zurückhielt, sich länger mit ihnen allein in einem ruhigen Raum aufzuhalten. Aus der Feder des Schriftstellers E.T.A. Hoffmann, der eine Zeitlang in Dresden lebte, stammt die Erzählung *Die Automate*, die von einer Jahrmärkte-Marionette handelt. Sie verfügt über einen Mechanismus, der sie dazu befähigt, Fragen zu beantworten – und doch scheint sie unergründlicherweise dazu in der Lage, in die Köpfe der Fragesteller sehen zu können¹⁷.

In den 1930er- und 1940er-Jahren hatten die Nationalsozialisten als Reaktion auf die in ihren Augen aufsässigen modernistischen Künstler wie den Dresdner Otto Griebel, der Marionetten für politisches Kabarett benutzte, das *Reichsinstitut Für Puppenspiel* gegründet; in vorab zu genehmigenden und zensierten Stücken der Hitlerjugend waren die jüdischen Figuren geradezu grotesk verunstaltet, mit hakenförmigen Nasen und grossen, schrecklichen Augen. Das Publikum, das sich natürlich mit den arischen Marionetten identifizieren sollte, wird sicherlich den ein oder anderen Moment der Selbstreflexion erlebt haben.

Mutschmanns Interesse an der lokalen sächsischen Bildhauerei und Malerei prägte seine Einstellung zur Kunst im Allgemeinen. Er war der Mann, der Mitte der 1930er-Jahre den Jazz in ganz Dresden verbot, da es sich laut Mutschmann um «entartete Musik» handelte¹⁸. Neben dem offensichtlichen Rassismus, der dieser Stigmatisierung zugrunde lag, gab es auch dieses unbestimmte Gefühl, dass es sich hierbei um eine Musikform handelte, die in ihrem reinsten Sinne anarchistisch war. Sie sei dazu geeignet,

chaotische Reaktionen hervorzurufen, die sich nur schwer wieder eindämmen liessen. Dies galt auch für Mutschmanns Haltung gegenüber öffentlich zur Schau gestelltem Humor: Vielleicht sorgte er wegen einer angeborenen Sensibilität für das Gefüge zwischen den einzelnen Klassen dafür, in den 1930er-Jahren sowie während des Krieges jede Form von antisächsischem Humor und Witzen zu Lasten Sachsens in der Öffentlichkeit zu unterbinden. Der Spott äusserte sich entweder, indem der sehr einschlägige Dialekt verballhornt wurde – wie in den alten Bundesländern heute noch teils der Fall –, oder aber es wurde eine gewisse rustikale Rückständigkeit hervorgehoben. Nun, man kann sich durchaus vorstellen, dass sich die gehobene Schicht in Dresden tatsächlich amüsiert und gleichzeitig irritiert gegenüber der sächsischen Landbevölkerung zeigte, die noch in den 1940er-Jahren in einer Welt lebte, in der Pferde und Karren als Haupttransportmittel dienten und Feldarbeit die Hauptbeschäftigung der meisten Menschen war.

Nicht alle Nazis zeigten sich so engstirnig, was das Verbot bestimmter Witze betraf. Tatsächlich waren einige der Ansicht (zumindest in den ersten Tagen von Hitlers Herrschaft), dass ein paar satirische Spitzen hier und da ein nützliches Ventil sein könnten, um ernsthaftem Widerstand vorzubeugen. So entstand in Dresden und anderswo gleich zu Beginn der Nazizeit eine Art Subkultur der «geflüsteren Witze»; das SS-Propagandablatt *Das Schwarze Korps* erklärte ausdrücklich, dass wohlmeinender Humor über alle Art von Autoritäten, offen zum Ausdruck gebracht, gesund und zu fördern sei. Es zitierte eine Anekdote über Goebbels, der seine Runde im Ministerium drehte und dabei einen Kalauer zu hören bekam, mit dem Propagandaminister höchstselbst als Ziel des Gespöchts, woraufhin er erwidert haben soll: «Oh, der alte

Witz schon wieder!»¹⁹ Doch in der Folge sollten solche und seien sie noch so kleine Akte der Toleranz seitens der SS völlig verschwinden.

Später verschwanden solch tolerante Tendenzen seitens der SS vollständig, doch Mutschmann war stets ein strenger Ideologe gewesen, der Dresden seit 1933 mit mittelalterlicher Brutalität regierte. Selbst für die betuchteren Schichten auf der Prachtmeile, der Prager Strasse, wurde keine Ausnahme gemacht: Jeder musste sofort mit Inhaftierung rechnen, der einem Beamten gegenüber den Hitlergruss nicht erwiderte. In den Schulen herrschte strenger Drill: Alle Kinder sollten fortan nach den «Werten» des neuen Regimes unterrichtet werden. Lehrer, die sich, und sei es auch noch so schwach, gegen die Indoktrination wehrten, wurden der Schule verwiesen.

Unter der Leitung des Gauleiters übernahm Dresden ab 1935 eine Vorreiterrolle bei der nationalsozialistischen Politik, solche Menschen zwangsweise zu sterilisieren, die Behinderungen oder ähnliche Handicaps mitbrachten. Allein in diesem Jahr wurden im Stadtgebiet achttausendzweihundertneunzehn Sterilisationen durchgeführt, selbst Berlin hatte nur sechstausendfünfhundertfünfzig Eingriffe vorzuweisen²⁰. Dieses Vorgehen war kein Geheimnis, selbst in der britischen Presse war dieses Thema durchaus prominent vertreten. Diejenigen, die ethische Bedenken äuserten, wurden zum Schweigen gebracht; dazu gehörten «eine Reihe von evangelischen Pastoren», die in «Schutzhaft» genommen wurden, eine Massnahme, die im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung «unvermeidlich» sei. Diese Pastoren hatten sich zudem öffentlich über die immer dringendere Notsituation der Gemeinden geäußert. Der Gauleiter war da anderer Meinung; der «Nationale Feiertag des deutschen Reiches»,

ein Zelebrieren der deutschen Volksgemeinschaft, vom 1. Mai genoss «rechtlichen Vorrang vor allen kirchlichen Festen»²¹. Und wie der Religion erging es auch der Kultur.

Die ornamentale Vergangenheit der Stadt wurde, soweit Mutschmann es vermochte, mit einer totalitären Vision getränkt. Als Hitler 1934 die Stadt zusammen mit Joseph Goebbels besuchte – ein mitreissender Abstecher, bei dem sie von einer begeisterten Zuschaueremasse begrüsst wurden –, flanierten der Reichsführer, der Propagandaminister und Mutschmann durch die barocke Pracht der Gärten im Dresdner Zwinger. Anlass war die Inauguration der «Reichstheaterwoche». Die Semperoper zeigte die erste von den Nationalsozialisten finanzierte Aufführung: eine aufwendige Produktion von Richard Wagners Oper *Tristan und Isolde*.

Auch für den Gauleiter gab es Momente, bei denen er gesellschaftlich triumphieren konnte. Der damalige Herzog von Windsor besuchte nach seiner Abdankung als König Edward VIII. im Jahre 1937 zusammen mit seiner neuen amerikanischen Frau Dresden, bevor er sich mit Adolf Hitler traf. Dies war ein ganz besonderer Moment für die NSDAP, nicht nur zu Propagandazwecken. Der Besuch des ehemaligen Königs vermittelte gerade den hochrangigen Bonzen ein Gefühl der kulturellen Akzeptanz. Gauleiter Mutschmann veranstaltete ein grosses Bankett zu Ehren des Herzogs, bei dem Edward die Ehre zuteilwurde, eine Rede vor Mutschmann und weiteren Nazigrössen zu halten. «Als Student habe ich Deutschland zum ersten Mal besucht, um Ihre Sprache, Ihre Kunst und Ihre Literatur kennenzulernen. Nach zwanzig Jahren komme ich wieder zurück, wieder als Student, aber diesmal, um *das* wesentliche Problem zu untersuchen, das die ganze Welt betrifft – das Wohlergehen der Arbeiterklasse»²². Gauleiter

Mutschmann suchte den Herzog mit einem äusserst filigranen Modell des Zwingerschlosses zu beeindrucken. Hier wurde sowohl Unternehmertum als auch Kunst präsentiert, welches ein Kontrast zur Arglosigkeit des königlichen Gastes.

Etwa acht Jahre später, und nach sechs Jahren Krieg, hatte sich das Bild in Dresden gewandelt: Die Stadt war nur noch der schäbige, chaotische Abklatsch ihrer selbst. Die grosse Oper sowie die Galerien und Museen wurden geschlossen, wenn auch widerwillig. Es war eine Stadt, die es irgendwie geschafft hatte, nicht zur Gänze unter Mutschmanns unverblümter Brutalität zu ersticken. Doch die Menetekel der Angst waren für alle Bürger weithin sichtbar. In dem alten Gerichtsgebäude an der Mathildenstrasse, nur wenige Strassen von der Altstadt entfernt und überladen mit schwülstiger Gotik, befand sich eine besonders berühmte Gefangenenanstalt, die wahrhaft allen Einwohnern ein Begriff gewesen sein dürfte: die «Mathilde», benannt nach der ansässigen Strasse. Hier wurden besonders Juden, politische Dissidenten, entflozene Gefangene und tschechische Widerstandskämpfer interniert und gefoltert. Es herrschte ein Szenario wie im Mittelalter, mit Stroh auf Steinböden, Wandfesseln und Peitschen. Ein paar Strassen weiter, gegenüber dem Hauptbahnhof, befand sich das einst elegante Continental Hotel, nunmehr Sitz der örtlichen Gestapo. Ihre Präsenz, ihr Eindringen in den kommerziellen und bürgerlichen Raum war durchaus beabsichtigt und sollte demonstrieren, dass kein noch so kleiner Winkel im Leben eines Menschen existierte, den das Regime nicht kontrollierte. Kleine Kinder kickten immer noch mit Fussbällen, die mit Hakenkreuzen verziert waren, und selbst einige Zahnpastahersteller warben mit dem Symbol.

Im Februar 1945 zeichnete sich die mangelnde Kriegsbereit-

schaft der Stadt besonders dadurch aus, dass es an speziell errichteten Luftschutzkellern fehlte. Mutschmann hatte sie nicht für notwendig befunden – unnötige Ausgaben, auf die man verzichten konnte. In der Altstadt hingegen hatte man sich vorbereitet und unzählige feuchte Keller halbwegs eingerichtet: Nackte Glühbirnen baumelten von der Decke, spärliche Holzplanken dienten als Sitzmöbel. Der Gauleiter hingegen bildete natürlich die Ausnahme von der Regel: Tatsächlich lag der einzige Stahlbetonbunker, der in der Stadt zu finden war, unter dem Garten einer Stadtvilla, die einst jüdische, von Martin Mutschmann jedoch enteignete Besitzer hatte.

In den Tagen vor der Bombardierung zeigte sich eine Gestalt ziemlich rege, die vor allem für Dresdner Juden die abscheulichste Boshaftigkeit in Person war. SS-Untersturmführer Henry Schmidt von der Dresdner Gestapo – er leitete unter anderem das Referat für Juden – hatte wie Mutschmann nichts von seinem Glauben an das NS-Regime verloren, und auch nicht an die Fähigkeit des Deutschen Reiches, sich gegenüber den Westalliierten und den Sowjets durchzusetzen. Schmidt war ebenso wie Mutschmann relativ früh zu einem eifrigen Anhänger der Nationalsozialisten geworden, und er verrichtete sein Handwerk bei der Geheimpolizei mit einer derartigen Begeisterung, die ihn durch das ganze Land geführt hatte²³. 1942 hatte er ausdrücklich um eine Versetzung nach Dresden gebeten, um nicht allzu weit weg von jenem Ort zu sein, an dem er aufgewachsen war. Voller Vorfreude stürzte er sich in seine neuen Aufgaben, und selbst 1945 war Schmidt noch ein junger Mann: Der damals Zweiunddreissigjährige besaß die Macht, jeden zum Tod zu verurteilen, auf den er mit dem Finger zeigte. Allein die Kriegsverbrechen, die er in Dresden in diesen

drei Jahren begehen sollte, machten ihn für die kommenden Jahrzehnte zum Flüchtigen.

Die Wohnung, die er mit seiner Frau teilte, war einem jüdischen Paar gestohlen worden, das zunächst ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert worden war und von dort weiter in den Tod. Ihm und seinen Kollegen Hans Clemens und Arno Weser gegenüber wurden (scheinbar getätigte) Äusserungen von Bürgern gemeldet, die sie dem Verdacht des Dissidententums aussetzten. Die besondere Rücksichtslosigkeit und Brutalität, die an Psychopathie grenzten, waren bei Clemens, einem blonden Mann von kräftiger Statur, nicht unbemerkt geblieben und wurden von seinen Vorgesetzten ausdrücklich gelobt: Seine Verhöre in nackten, mit weissen Kacheln ausgestatteten Zellen drehten sich weniger darum, Antworten auf die gestellten Fragen zu erhalten, als vielmehr darum, die Delinquenten möglichst aussergewöhnlich grausam zu quälen.

Selbst im täglichen Umgang mit Dresdner Bürgern konnte Clemens den Impuls zu körperlicher Gewalt und Einschüchterung kaum im Zaum halten, sei es bei der «Inspektion» der Wohnung eines Verdächtigen oder bei der Überprüfung der Ausweispapire²⁴. Es ist nicht bekannt, ob nicht wenigstens ein Teil seiner Seele ein Auge für die sanfte Schönheit hatte, die ihn umgab, wenn er durch die Altstadt von Dresden schritt.

Ebenjene Schönheit wurde jedoch von einem der bekannteren Dresdner Bürgermeister sehr geschätzt; nichtsdestoweniger milderte sie nicht im Geringsten seine bitteren Vorurteile. Dr. Rudolf Kluge, der der Stadt Dresden einige Zeit als Bürgermeister vorstand, war 1889 in Dresden geboren worden; und obwohl er in Berlin Jura studiert hatte, kehrte er immer wieder zurück. Mög-

licherweise hatten ihn und seine junge Familie die einschneidenden wirtschaftlichen Restriktionen der Weimarer Regierung in den 1920er-Jahren hart getroffen; bis heute ist nicht eindeutig geklärt, was Kluge 1928 zum Eintritt in die NSDAP veranlasste. Aber er trat an, um mit einiger Leichtigkeit die dunkelsten moralischen Positionen zu vertreten: ein Schlüsseljurist, der nicht nur rechtliche Grundlagen für die NSDAP schuf, sondern auch für das Regime, das das deutsche Staatswesen im Klammergriff hielt und in einen Unrechtsstaat verwandelte²⁵.

Eine andere öffentliche Person Dresdens, die in der ersten Februarwoche an der Macht war und über wirkliche Autorität verfügte, war der promovierte Jurist Hans Nieland: ein weiterer Mann, der recht früh mit der NSDAP sympathisierte und 1926 der Partei beitrug sowie später der SS. Seine Dissertation trug den Titel «Die Macht als staatlicher Rechtsbegriff»²⁶. Mit dem Aufstieg des Dritten Reichs bekleidete Nieland diverse, recht dröge Positionen innerhalb des technokratischen Apparates. Das bedeutete jedoch nicht, dass er sich nicht für die virulente Ideologie mit Feuereifer begeisterte. Im Jahr 1940 wurde er, noch vergleichsweise jung mit neununddreissig Jahren, zum Oberbürgermeister von Dresden ernannt und ersetzte Kluge, der weiterhin als sein Stellvertreter fungierte und später wieder die Position übernehmen sollte. Es war, zumindest in der Theorie, Nieland, der die Aufgabe hatte, die Stadt für den Fall eines Angriffs zu rüsten, egal woher er auch kommen mochte. Und ebenjener Nieland wusste genau, wie nackt und wehrlos Dresden im Februar 1945 dastand.

In den 1930er-Jahren war Rudolf Kluge leidlich davon überzeugt worden, dass die Dresdner Tourismusindustrie von Hitlers Eroberungen profitieren und schon bald immer mehr faszinierte Besucher in das neue «Zentrum» des Grossdeutschen Reiches

strömen würden²⁷. Selbst im Jahr 1945 blickte er noch immer voller Zuneigung und Wohlwollen auf das ungebrochene Bild von Kuppeln und Türmen der Stadt; doch dieser Ästhet war dem aussergewöhnlichen Leid, für das er sich mitverantwortlich zeichnete, gegenüber gleichgültig und kalt wie ein Stein.

3 – Die Entthronung der Vernunft

Anfang Februar 1945 lebten in Dresden noch einhundertachtundneunzig Juden; vor der Machtübernahme der Nazis waren es über sechstausend gewesen. Schon vor Ausbruch des Krieges hatten die Dresdner Juden einen Vorgeschmack darauf bekommen, wie die kalkulierte Auslöschung und Zerstörung eines architektonischen Schatzes aussehen sollte – ein Sakrileg, das sich überall auf dem Kontinent wiederholen sollte. Die Alte Synagoge, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Gottfried Semper (übrigens ein Nichtjude) entworfen wurde und am östlichen Ende der Brühlischen Terrasse thronte, galt nicht nur für die jüdische Gemeinde vor Ort, sondern für die ganze Stadt als Schmuckstück. Sie bildete das perfekte architektonische Symbol für eine Gemeinschaft, die einen organischen Teil des Lebens in der Stadt ausmachte und ihre eigene, ganz unverwechselbare Identität besass. Selbst der passionierte Antisemit Richard Wagner, der sie mit unverblümter Neugierde umrundet hatte, fühlte sich von ihr angezogen¹. Dann, am 9. November 1938, der Reichspogromnacht oder sogenannten Kristallnacht, sahen der Gauleiter und seine Stellvertreter dabei zu, wie das Gebäude bis auf die Grundmauern niederbrannte. Im Februar 1945 hingegen war die Stelle am Elbufer, an der einst das imposante Bauwerk gestanden hatte, längst verwaist – als wäre Dresden ein Zahn gezogen worden. Einige Mauerfragmente rag-

ten weiterhin hartnäckig aus der Erde, und genau so würde bald die Altstadt aussehen.

Die Entstehung der Synagoge geht auf die Weltoffenheit der Stadt im 19. Jahrhundert zurück. Der Architekt Gottfried Semper, der bereits Ende der 1830er-Jahre den Auftrag zur Errichtung eines grossen Opernhauses erhalten hatte, war gebeten worden – gegen ein geringes Aufgeld –, eine Synagoge am Rande der Altstadt zu erbauen, die sich harmonisch in das barocke Milieu der Frauenkirche und anderer Grossbauten einfügen sollte. Aber «einfügen» bedeutete nicht, dass man einfach kopierte, und im Ergebnis sah sich Dresdens geradezu eklektisches Stadtbild um ein weiteres architektonisches Meisterwerk reicher. Bei der Fassade des Gebäudes liess sich Semper von byzantinischen Einflüssen inspirieren; ein achteckiger Turm, mit Fenstern gesprenkelt, ragte aus dem rechteckigen Hauptkörper des Bauwerks auf; und an seiner Westflanke hoben sich zwei weitere schlanke Türme mit Kuppeln in den Dresdner Himmel. Diese Kuppeln waren eine Hommage an das ungleich schwerer zu errichtende Dach der Frauenkirche, die nur einige Strassen weiter entfernt aufragte. Aber sie standen auch für einen Einfluss aus dem Osten, ein Eindruck, der sich innerhalb der Synagoge noch verstärkte, die mit markanten sowie eleganten Kurven und Bögen begeisterte und an das maurische Spanien oder Nordafrika erinnerte². Darüber hinaus hatte Semper beim Entwurf der Synagoge darauf geachtet, dass das Licht von allen Seiten einströmte und jedes noch so dunkle Eckchen ausleuchtete.

Der Grund, warum die Synagoge von einem Nichtjuden und nicht von einem Juden entworfen worden war, lag laut der Historikerin Helen Rosenau vielleicht in der Schwierigkeit für die jüdische Bevölkerung, etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts Zugang zu gewissen Kreisen, vor allem Handlungsgilden, zu erhalten;

ausserdem kamen Aufträge dieser Art ziemlich häufig über hochrangige soziale Kontakte zustande³. Dessen ungeachtet bildete Sempers ©per ein Denkmal für alle Arten der Assimilation und des übergreifenden, interkulturellen Respekts. Es handelte sich nicht um ein Bauwerk, das die Stadtplaner sorgfältig in einer Art mittelalterlichem «Ghetto» versteckten, sondern nahm eine stolze und prominente Position entlang der beliebtesten Flaniermeile der Stadt ein. Bis 1938 war sie integraler Bestandteil dieser geschwungenen und erhabenen Flusslandschaft.

Am Abend des 9. November 1938 wurde die Synagoge – ebenso wie eine Vielzahl von Geschäften und Betrieben, die sich bis zur Prager Strasse erstreckten – zu ausgewählten Zielen des Pogroms. Am Tag zuvor war in Paris ein unbedeutender NS-Diplomat von einem polnischen Juden niedergeschossen worden, der sich entsetzt über die Behandlung seiner Familie in Deutschland zeigte. Hitlers Antwort war sowohl heissblütig als auch obszön kalkuliert: Die Nachricht wurde innerhalb der SS in jeder deutschen Stadt verbreitet, und in dieser Nacht würde sie zurückschlagen. In Dresden standen junge Männer auf dem Platz vor dem Rathaus, gleich um die Ecke der Synagoge, und wiegelten die Passanten auf, appellierten an ihre niedersten Instinkte. Die Menge formte sich zu einer Masse, und dennoch wurde der Ausgang nicht dem Zufall überlassen: Kurz davor hatten SS-Männer die Synagoge gestürmt und das Innere mit Benzin übergossen, um das Gebäude entsprechend vorzubereiten. Anschliessend warteten sie draussen auf das verabredete Signal zum Losschlagen.

Auf diesem mit Kopfsteinpflaster ausgelegten Platz, in der Dunkelheit dieses Herbstabends, standen die Männer vor metallenen Feuerschalen. Kleine Flammen züngelten lautlos in den Nachthimmel und warfen ungleichmässige Schatten.

Und dann, wie auf ein geheimes Zeichen, brach sich die Gewalt Bahn. Mit Stöcken und Knüppeln bewaffnet, machten sich die Männer mitsamt Unterstützern auf den Weg zum Bahnhof, vorbei an den hell erleuchteten Schaufenstern. Sie wussten im Voraus, welche Geschäfte sich in jüdischer Hand befanden. Das Geräusch der herabprasselnden Glassplitter bildete einen Kontrapunkt zum kehligen, hässlichen Geschrei der Meute. Es bestand keine Notwendigkeit, dem Terror Einhalt zu gebieten, dem sich plötzlich Ladenbesitzer und Verkäufer gegenübersehen, die verprügelt, verhaftet und in kalte Zellen gesperrt wurden – Verliese, die man sich nicht vorstellen mag. Und während all dies geschah, machte sich eine weitere Kohorte junger Männer zurück auf den Weg zur Synagoge und setzte sie in Brand, auf dass die Flammen lichterloh in den Himmel schlugen.

Andere Bürger sahen dem Treiben nicht tatenlos zu und riefen die Dresdner Feuerwehr. Sie war vor Ort, als sich die Flammen in der Synagoge bereits ausgebreitet hatten und der beissende Rauch immer höher in den trüben Herbsthimmel stieg. Doch die Feuerwehrleute durften die Reihen der SS-Männer nicht passieren, sondern mussten tatenlos mit ansehen, wie die brüllende Feuersbrunst im Inneren die gläsernen Fenster sprengte; schliesslich liess man sie gewähren, aber nur, um die unmittelbar angrenzenden Gebäude, die nun evakuiert wurden, vor einem Übergreifen der Flammen zu bewahren. Obwohl die Grausamkeit, der sich einige jüdische Bewohner in dieser kalten Nacht ausgesetzt sahen, ebenso beängstigend war. Sie waren umgeben von johlenden, jungen Kerlen, die sie auch noch verspotteten und sie zwangen dabei zuzusehen, wie die Semper-Synagoge Opfer der Flammen wurde und nach und nach einstürzte⁴. Und es gab auch andere Bürger, Bürger, die dem Treiben mit Entsetzen zusahen: Männer und

Frauen, die es nicht wagten, gegenüber den SS-Leuten Protest zu erheben und ihre Abscheu herauszuschreien. Schon 1938 mussten all jene, die sich getrauten, dem Regime die Stirn zu bieten, mit Arrest und Schlägen rechnen.

Beim Brand der Synagoge war auch der Dresdner Bürgermeister zugegen. Rudolf Kluge nutzte die Gelegenheit, um eine Erklärung abzugeben. «Das Symbol des ehernen Rassenfeindes», erklärte er vor einem Bauwerk, das während seines Lebens schon immer zum Stadtbild gehört hatte, «ist endlich ausgelöscht worden»⁵. Hatte er die Synagoge und auch die Gläubigen im Inneren stets mit solch einem Hass bedacht? In dieser Nacht wurden in der Stadt über einhundert Juden von der SS ermordet, als ihre Betriebe und Geschäfte geplündert und zerstört wurden; Hunderte wurden verhaftet und sahen sich in den Zellen der nackten Gewalt ihrer erbarmungslosen Peiniger ausgesetzt.

Einige Stunden später – die Synagoge war bereits fast eingestürzt, es knackte und knarzte im Gebälk – durften die Feuerwehrleute wenigstens die Flammen löschen, die sich noch hatten ausbreiten können. Unter den Brandbekämpfern war ein junger Mann namens Alfred Neugebauer, der ursprünglich eine Ausbildung zum Lithografen absolviert hatte und sich stark für Geschichte und Archäologie interessierte. Die Doppelkuppeln der Semper-Synagoge waren mit glänzend polierten Davidsternen aus Metall überspannt, die jeweils etwa sechzig Zentimeter breit waren. Einer davon wurde geborgen und zur Feuerwache verbracht. Und es war jener Neugebauer, der in einem plötzlichen Anflug von Dringlichkeit spürte: Dieser Stern musste erhalten und gerettet werden. Also verbarg er ihn unter einer Decke und nahm ihn am Ende seiner Schicht auf seinem Fahrrad mit nach Hause. Sein Vorgehen war extrem riskant: Wäre er mit dem Stern auf dem

Heimweg oder bei einer Hausdurchsuchung ertappt worden, so hätte Neugebauer als Dissident gegolten. Er versteckte ihn jedoch gut; und als der Krieg ausbrach und er in verschiedenen Bereichen der Zivilverteidigung eingesetzt wurde, blieb der Davidstern sicher an seinem Platz⁶, sodass er im Februar 1945 in ausreichender Entfernung von der Flugroute der sich nähernden Bomberverbände war.

Aber für den Rest der Synagoge galt: Am Morgen entschied das Büro von Rudolf Kluge, dass die noch glimmenden Überreste gesprengt und entfernt werden mussten. Das gesamte Gelände wurde unter dem Vorwand, es diene der öffentlichen Sicherheit, zerstört. Als wäre die Brandschätzung nicht schlimm genug, wurde die Boshaftigkeit des NS-Regimes noch dadurch unterstrichen, dass die jüdische Gemeinde für die Durchführung dieser Arbeiten aufkommen musste. Irgendwann ist ein Punkt erreicht, an dem sich ein offizieller Akt der Herzlosigkeit – die Erteilung eines Befehls von oben, egal, wie menschenverachtend er sein mag – in etwas aktiv Böses verwandelt. Im Falle von Kluge betraf es seine Anordnung, dass ein Kamerateam die zerstörte Synagoge filmen sollte, um den Moment festzuhalten, in dem mittels Dynamit auch noch die letzten Überbleibsel der verkohlten Ruine pulverisiert wurden⁷. Jeder Mensch, der auch nur geringste moralische Bedenken wegen der Judenverfolgung besessen hätte, hätte mit Sicherheit nicht dafür gesorgt, diesen Akt der Barbarei auch noch für die Nachwelt zu erhalten, sodass die ganze Welt es sich eines Tages ansehen konnte. Rudolf Kluge war nicht nur ein Antisemit, sondern durch und durch ein Soziopath.

Doch in einem weiter gefassten Sinne kann uns die Geschichte dessen, was mit der Synagoge geschah, vielleicht dabei helfen, Licht in das Dunkel einer jener schrecklichen Fragen über Dres-

den zu bringen, die uns bis heute beschäftigen: das Geheimnis, wie ein solch gewalttätiger Hass gegen Juden in einer Stadt gedeihen konnte, die vor allem für die Kunst, das Geistvolle und ein friedliches Nebeneinander verschiedener Kulturen gestanden hatte.

Die Eröffnung der Semper-Synagoge im Jahre 1840 lieferte die Bestätigung, dass die Juden in der Mitte der Dresdner Gesellschaft angekommen waren. In den 1920er-Jahren – Dresden konnte moderne elektrische Strassenbahnen, grosse Bankhäuser, imposante Villen und eine experimentierfreudige Geschäfts- und Restaurantwelt vorweisen – fühlte sich die jüdische Bevölkerung hier wohl: Ihre Angehörigen übten alle Arten von Berufen aus, sogar in der Kunst. Doch nicht nur das: Die Stadt hatte sich als sicherer Rückzugshafen gegenüber anderen Teilen des Deutschen Reiches erwiesen, in denen die Juden weitaus aggressiver behandelt wurden. Anfang der 1920er-Jahre kam der erfahrene Zahnchirurg Erich Isakowitz mit seiner jungen Familie aus einer ostpreussischen Stadt nach Dresden, um dem dort immer stärker grassierenden Antisemitismus zu entfliehen⁸. Dresden hingegen bot die Möglichkeit, eine Reihe neuer Freundschaften zu schliessen (und darüber hinaus eine ganze Reihe neuer Patienten für seine Praxis zu gewinnen; die Technik in der Dentalchirurgie war bis in die 1920er-Jahre glücklicherweise etwas ausgefeilter geworden, zumindest hinsichtlich Schmerzlinderung und Zahnersatz mit längerer Lebensdauer). Ungeachtet all dieser Vorteile war Dresden eine Stadt des Intellekts: all die Lehrer, Professoren und Studenten an der sehr guten Universität, die Künstler und Schriftsteller, die sich seit der Jahrhundertwende hier versammelt hatten, die Bankiers sowie Versicherungs- und Börsenmakler, die tief in den kulturellen Reichtum der Stadt eintauchten.

Von aussen betrachtet, herrschte, ob nun im Kino, im Theater oder in einem der unzähligen Cafés, nicht das Gefühl, dass die Juden ausgegrenzt – oder «anders» betrachtet – wurden; jüdische Kinder wie Erich Isakowitz' Tochter besuchten die gleichen Schulen⁹. Die Familie Isakowitz wohnte in einem schönen Mehrfamilienwohnblock etwas südlich des Hauptbahnhofs. Ihr Haus besass eine zentral gesteuerte Heizung, Telefon, Unterkunft für ein Dienstmädchen, und – wie Monica Petzal bemerkt – einen grünen Wintergarten, der selbst bei eisigem Wind in der kalten Jahreszeit warm blieb¹⁰. Die Patientenkartei in Isakowitz' Zahnarztpraxis war prall gefüllt, und darunter befand sich auch Eva Klemperer, die Frau des Universitätsdozenten Victor Klemperer. Die Lebensläufe von Klemperer und Erich Isakowitz weisen auf einen philosophischen und religiösen Riss hin, der immer wieder aufbricht und sich durch die abendländische Geschichte Deutschlands zieht: Beide Männer hatten im Ersten Weltkrieg tapfer gedient und ihr Leben für ihr Land riskiert – nie wurde auch nur angedeutet, dass dem nicht so war. Wie kam es dann, dass in gewissen Dresdner Gesellschaftsschichten immer noch Fragen hinsichtlich der Assimilation diskutiert wurden? (Tatsächlich gewinnt die Frage im Falle von Klemperer, der als junger Mann für eine Weile zum Protestantismus übergetreten war – und später noch einmal, als er die akademische Leiter erklimmte –, noch zusätzlich an Bedeutung.)

Der Begriff Assimilation, wie er von Nichtjuden verwendet wird, deutete seit jeher darauf hin, dass Deutsche mit jüdischem Glauben *fremdartig* waren, nicht dazugehörten. Dennoch waren sie hier geboren, waren im Deutschen Reich aufgewachsen sowie ausgebildet worden und hatten dem Deutschen Heer gedient. In Klemperers Versammlungsberichten der 1930er-Jahre, als immer

deutlicher wurde, dass Hitler kein flüchtiger, vorübergehender Irrtum der Geschichte, sondern ein furchterregendes Phänomen war, berichtet er von quälenden Gesprächen zwischen Dresdner Nichtjuden und Juden gleichermaßen, die sich um folgende Themen drehten: Assimilation, fehlende Akzeptanz sowie der Wunsch (oder wohl realistischer: angsterfüllte Notwendigkeit), nach Palästina auszuwandern¹¹.

Das alles versuchte Victor Klemperer zu leugnen; denn er war Deutscher, und dessen war er sich völlig bewusst. Die Nazis hingegen waren diejenigen, die «undeutsch» waren, um seine Terminologie zu verwenden. In der Tat war Klemperer, der 1881 in Polen geboren wurde und in Berlin aufwuchs, von klein auf in einem enthusiastischen und liebevollen Sinn für das eigene Deutschsein geprägt worden. In seinem Arbeitszimmer bewahrte er einen Säbel auf, mit dem er im Ersten Weltkrieg gekämpft hatte; Klemperer war danach für seinen freiwilligen Einsatz im Konflikt mit dem Königlich Bayrischen Militär-Verdienstkreuz 3. Klasse mit Schwertern ausgezeichnet worden. Genauer gesagt identifizierte sich Klemperer sehr stark mit allem, wofür Preussen stand. Die Welt und die Politik, die er am meisten bewunderte, fanden ihre Entsprechung in der Person von Bismarck.

Aber Klemperer war nicht blind, sondern zeigte sich stets wachsam gegenüber dem Geschehen in der Welt um ihn herum; unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg verurteilte Klemperer die Blüten, die die neue aggressive und radikale Politik trieben, ob von ganz links oder auch ganz rechts: Diese Zeiten waren turbulent und instabil, alles tendierte in Richtung Gewalt. Und in diesem Strudel trat zum ersten Mal eine spürbar neue Form des Antisemitismus in den damaligen öffentlichen Diskurs, in dem es recht wild zuzuging.

Die schneidende Atmosphäre einer Politik, die sich auf der Strasse austobte, in Verbindung mit all jenen herben wirtschaftlichen Rückschlägen und der damit einhergehenden finanziellen Unsicherheit hatte bereits die Abscheu vor dem «Finanzjudentum» geschürt, noch bevor die Nationalsozialisten kaltblütig ihren Fokus darauf richteten.

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich Klemperer mit seiner nichtjüdischen Frau Eva, einer Musikwissenschaftlerin, dazu entschieden, sich in Dresden niederzulassen. Im Deutschen Reich existierte bereits einige Zeit eine Art «vornehere» Form des Antisemitismus, die sich seit einiger Zeit im Gefüge der deutschen Gesellschaft eingestriet hatte: Bestimmte Berufe und akademische Positionen blieben unter der Ägide von Kaiser Wilhelm II. beispielsweise Juden oder Konvertiten verwehrt. Der Grund also, warum Klemperer als junger Mann zum Christentum übergetreten war, lag nicht in seinem Glauben begründet – Klemperer war in keiner Weise religiös; doch die deutsche Identität, wie er sie empfand, liess sich für ihn am ehesten mit dem Protestantismus in Einklang bringen.

Klemperer fand eine sichere Anstellung an der Technischen Universität Dresden; in akademischer Hinsicht genoss sie vielleicht nicht den besten Ruf, aber altehrwürdige Universitäten in anderen Teilen des Landes hätten jüdische Professoren niemals zugelassen. Sein Fachgebiet waren die Philologie, die Romanistik sowie Germanistik. Inmitten der chaotischen Zustände der 1920er-Jahre – der Hyperinflation sowie der nationalen Demütigung aufgrund der Reparationszahlungen als auch der französischen Besetzung des Ruhrgebiets, weshalb die Extremisten an allen politischen Fronten noch mehr schäumten und zu extremer Gewaltbereitschaft neigten – fanden Klemperer und seine Frau dennoch ihre eigene Art von Stabilität.

Hitlers Aufstieg zum Reichskanzler 1933 mag noch eine gewisse Vorhersagbarkeit besessen haben, aber die Geschwindigkeit, mit der sich ein virulenter Judenhass im deutschen Alltag und der deutschen Kultur ausbreitete, erklärt dies noch nicht. Was nun folgte, war ein atemberaubend schnell einsetzender Prozess, Menschen jüdischen Glaubens als «andersartig» abzustempeln. Dieser Prozess vollzog sich natürlich in allen Städten des Dritten Reiches, aber in Dresden nahm er irgendwie noch schneller Fahrt auf. Im April 1933 begann der Boykott jüdischer Geschäfte unter dem Slogan: «Deutsche! Wehrt euch! Kauft nicht bei Juden!» Neben den schrecklichen wirtschaftlichen Folgen traten natürlich auch schmerzhaft emotionale Wunden zutage, als Dresdner Modehändler und Juweliere dabei zusehen mussten, wie sich einst treue und freundliche Kunden von ihnen abwendeten und nie wieder auftauchten.

Das bösartige Gift breitete sich in den Adern der deutschen Zivilgesellschaft aus: Akademiker waren gezwungen, gegenüber Hitler öffentlich die Treue zu schwören; zunächst traf es die Lehrer in den Schulen, aber sehr bald auch die Lehrkörper an den Universitäten. Eine schriftliche Erklärung reichte nicht aus; die absolute Gehorsamsbezeugung gegenüber der neuen Regierung musste gehört und miterlebt werden. Nichtjüdische Akademiker mögen sich mit der Vorstellung getröstet haben, dass jedes politische Regime vergänglich ist und dass Hitlers NSDAP möglicherweise ein noch flüchtigeres Phänomen darstellte. Doch dieser Trost währte nur kurz: Bald darauf wurden die Nürnberger Gesetze erlassen und die Juden generell von vielen Berufsgruppen sowie allen Arten akademischer Tätigkeit ausschlossen.

Obwohl Victor Klemperer sich 1912 hatte christlich taufen lassen, galten die neuen Regelungen auch für ihn. Seine Demission

an der Universität erfolgte jedoch nicht ad hoc; im Gegensatz zu seinen jüdischen Kollegen wurde ihm wegen seiner Vergangenheit als Weltkriegsveteran etwas mehr Zeit gewährt. Aber irgendwann durfte auch er nicht mehr seiner Profession nachgehen, doch dabei blieb es nicht, es folgten weitere Rückschläge: Klemperer durfte nicht nur nicht mehr unterrichten, ihm wurde als «Geltungsjude» auch der Zugang zur Universitätsbibliothek verwehrt, sodass er nicht einmal mehr zu seinem «Privatvergnügen» seinen Studien nachgehen durfte und die Arbeiten an seinem Werk zur «Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert» aufgeben musste. Bücher, nach deren Lektüre er sich sehnte, lagen jetzt ausserhalb seiner Reichweite¹². Zwar bezog er eine Pension, von der er leben konnte; aber mit Fortschreiten der 1930er-Jahre wurde sie immer geringer, bis ihm die Bezüge schliesslich ganz versagt wurden. Doch dies war nur die Ouvertüre zu einer ausserordentlichen Tortur, die er und seine Frau Eva erleiden sollten.

Mitte der 1930er-Jahre beschäftigten sich nicht wenige jüdische Bürger Dresdens mit der Frage, ob sie das Land verlassen sollten. Das war kein leichter Schritt: die Heimat, das eigene Zuhause zu verlassen in der Hoffnung, bestenfalls irgendwo als «Gast» im Ausland (wie der Autor Stefan Zweig es in seinem Werk *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers* formulierte)¹³ geduldet zu werden. Wie liessen sich sowohl Schutz als auch finanzielle Sicherheit in einem anderen Land gewährleisten?

Die «Arisierung» der deutschen Banken im Jahr 1935, die einem räuberischen Akt gleichkam, verschärfte das wachsende Gefühl der Angst; schon damals kursierten Gerüchte über die Lager, die ausserhalb kleinerer deutscher Städte errichtet worden waren:

Die Vorstellung ging dahin, dass man nie mehr von einem solchen Ort zurückkehrte, wäre man erst einmal dorthin geschickt worden. Die ersten Häftlinge, die in diesen Lagern interniert wurden, waren überwiegend politische Gefangene: Kommunisten und radikale Linke, die die nationalsozialistische Ideologie gewaltsam ablehnten und die Rache des Regimes in Form von Peitschenhieben und Knüppeln zu spüren bekamen. Nicht wenige ereilte hier der Tod, ihre Körper zerschunden und von der Folter gezeichnet, wie besorgte Rechtsanwälte, etwa Josef Hartinger, feststellen mussten¹⁴. Viele dieser «politischen Gefangenen» in den neuen Lagern waren Juden.

In diesem Klima der wachsenden Angst begannen einige Dresdner Juden, sich nach Alternativen umzusehen: Einige richteten ihr Augenmerk auf Palästina, eine nicht sehr vielversprechende Aussicht; andere nahmen Kanada, Südafrika oder Argentinien ins Visier. Im Falle der Isakowitz-Familie schien England die beste Option. Aber es war jüdischen Bürgern zu diesem Zeitpunkt nicht einfach gestattet, Deutschland zu verlassen: Sie mussten der NSDAP ein beträchtliches Lösegeld zahlen, sich also freikaufen. Je mehr Habseligkeiten und Wertsachen eine Familie besass und für die Emigration vorbereitete, desto höher setzten die Nationalsozialisten das Vermögen für die Zwangsentziehung an, wonach sich die zu entrichtende Summe bemass. Der Familie Isakowitz gelang es tatsächlich erst nach erheblichen finanziellen Opfern, das Land zu verlassen¹⁵: Im Londoner Vorort Hampstead Garden Suburb fanden sie wenigstens den Anschein von Sicherheit.

Für die in Dresden verbliebenen Juden allerdings eskalierten die Demütigungen und Drohungen zusehends. Jedes Mal, wenn der Terror wieder eine neue Möglichkeit gefunden hatte, sein

hässliches Antlitz zu zeigen, war Professor Klemperer aufs Neue schmerzlich entsetzt. Mit dem Berufsverbot belegt und abgeschnitten von der von ihm so geliebten Tätigkeit, nahmen ihm die brutalen Offiziere der Gestapo auch noch seine Schreibmaschine. Die Putzhilfe durfte ebenfalls nicht mehr bei den Klemperers arbeiten, da die neuen Gesetze Juden verboten, Arier zu beschäftigen.

Daneben zeigten sich immer wieder überraschende Auswüchse von Antisemitismus, selbst von ganz normalen Leuten, die ihn sehr beunruhigten. Klemperer erinnert sich an einen Tag in den späten 1930er-Jahren, als er in der Apotheke ein Rezept einlösen wollte. Die junge Dame hinter der Verkaufstheke tat einfach so, als existiere er nicht. Ein weiterer Kunde kam in den Laden, und die junge Dame winkte ihn zu sich nach vorn. Der Kunde deutete auf Klemperer und sagte ihr, dass dieser Herr vor ihm dran sei; doch sie duldeten keinen Widerspruch und bediente den Neuankömmling zuerst¹⁶.

Das Berufsverbot, mit dem jüdische Bürger belegt wurden, war nicht nur deshalb qualvoll, weil der Lebensunterhalt wegfiel. Nur schwer zu ertragen war auch die rücksichtslose Art und Weise, mit der stolze Identitäten ausgelöscht wurden. Wie Stefan Zweig an anderer Stelle festhielt, sehnten sich die europäischen Juden in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht nach Reichtum, sondern nach Intellektualität. Reichtum war nur Mittel zum Zweck, um in der nicht jüdischen Gesellschaft Fuss zu fassen. Niemand besass tief in seinem Inneren eine Krämerseele, aber sehr viele träumten von einem Dokortitel¹⁷. Das alte antisemitische Stereotyp vom Juden, der zu Hause die Goldbarren stapelte, war in der jüdischen Gemeinschaft verhasst; das intellektuelle Streben auf allen Gebieten bedeutete umgekehrt, dass die Juden

nicht nur Aufnahme in die Gesellschaft fanden, sondern ein absolut integraler Bestandteil des kulturellen Lebens ebener Gesellschaften wurden, von der Schriftstellerei über die darstellende Kunst bis hin zur Wissenschaft.

Dies hatte in Dresden ebenso tiefgreifende Auswirkungen wie in Wien; auch die dortige jüdische Gemeinschaft hatte es genossen, so fest innerhalb eines Stadtgefüges verankert zu sein, das auf ein reiches Spektrum an intellektuellen Traditionen blicken konnte. Und die Nazis wussten genau, was sie taten, als sie den Juden den Zugang zu allen intellektuellen Bereichen des öffentlichen Lebens verweherten; es war eine Form des kulturellen Exils mitten in Deutschland, die auf den empfindlichsten Nerv abzielte. Von hier aus nahmen die nachfolgenden Phasen der Entmenschlichung problemlos ihren Lauf.

1937 gerieten jüdische Bürger polnischer Herkunft ins Fadenkreuz der Dresdner Nationalsozialisten: Wie in anderen Städten mussten sie ihre Häuser verlassen und wurden gewaltsam nach Polen abgeschoben – ein Land, das ihnen völlig fremd war und in dem sie nicht einmal eine Bleibe hatten. Und so wurden viele Dresdner Juden ihrer Wurzeln beraubt und aus der Stadt, die sie liebten, vertrieben, nur um dann von überforderten polnischen Behörden in Internierungslagern festgehalten zu werden: eine furchterregende Form der Zwischenexistenz, in der weder Staatlichkeit, Staatsbürgerschaft noch Menschenrechte galten.

Im Jahr 1939, als Grossbritannien als Reaktion auf Hitlers Überfall auf Polen in den Krieg eintrat, wurden auch die noch verbliebenen Dresdner Juden aus ihren Häusern vertrieben und in den allermeisten Fällen von den Behörden ohne Entschädigung enteignet. Die Klemperers, die in einer bescheidenen, gemütlichen Villa in einem Vorort namens Dölzchen lebten, waren von den

neuen Repressionsmassnahmen zwar noch nicht direkt betroffen, aber auch sie bekamen den scharfen Wind zu spüren, der von nun an wehen sollte. Kurz zuvor mussten sie ihren Telefonanschluss abklemmen lassen, da Juden nicht mehr telefonieren durften. Ausserdem trat eine Verordnung in Kraft, nach der es Juden verboten war, Haustiere zu halten. Die Klemperers liebten ihre Katze, jetzt waren sie gezwungen, sie einschläfern zu lassen¹⁸.

Diejenigen, die ihres Zuhauses beraubt worden waren, pferchte man in Mehrfamilienhäuser ein, die «Judenhäuser» genannt wurden: Diese Behausungen waren beengt, schlecht beleuchtet und nur sporadisch beheizt. Nazi-Offiziere hatten rund um die Uhr Zugang, wovon sie auch Gebrauch machten. Bei einer solchen Gelegenheit wurde Klemperer ins Gesicht geschlagen und seine Frau bespuckt.

Victor Klemperer musste sein Auto abgeben, ausserdem wurden die Reisebeschränkungen mit zunehmender Kriegsdauer auf den öffentlichen Verkehr ausgedehnt: Juden durften nicht mehr die Dresdner Strassenbahnen benutzen. Dazu kam das Stigma schlechthin: der deutlich sichtbar zu tragende Davidstern, der auf Dresdens Strassen einen schrecklichen Glanz innehatte. Furcht und das Gefühl von Verletzlichkeit wogen nun noch schwerer, doch damit nicht genug: Freundlich gesinnte Nachbarn und Exkollegen waren ebenso gezwungen, dieses würdelose Erkennungszeichen zu bestaunen, selbst wenn sie es verabscheuten. Doch ein Ende der Demütigungen war damit noch nicht erreicht.

Eine Dresdner Verordnung aus dem Jahre 1942 kommt fast mit kindlicher Bosheit daher, verbot sie doch von nun an Juden, sich Blumen oder Eis zu kaufen. Dieses Dekret schien sich direkt gegen die wenigen jüdischen Kinder zu richten, die übrig geblieben waren; ein kalkulierter Akt der Grausamkeit, der etwas Dämoni-

scheres vermuten liess als blosser Soziopath. Des Weiteren waren die Brühlsche Terrasse, die einen Blick auf die Elbe bot, sowie bestimmte Wege im Grossen Garten für Juden von nun an tabu¹⁹. Das letzte Mal, dass Juden derart gedemütigt und von der Terrasse am Flussufer verbannt worden waren, lag zweihundert Jahre zurück.

Klemperer versuchte, dieses Regime und all seine Grausamkeit zu ergründen und es mit seiner eigenen Liebe zu Deutschland in Einklang zu bringen, die ihre Resonanz in dem tiefen Konservatismus von Bismarck und Kaiser Wilhelm II. fand. Die Nationalsozialisten mit Hitler an der Spitze betrachtete er hingegen als Revolutionäre; er glaubte, sie seien eine Inkarnation der Romantik, eine Bewegung, die sich die unaufhaltsamen Gezeiten von Leidenschaft und Gefühl auf die Fahnen geschrieben hatte. Im Nationalsozialismus treibe die Romantik ihre dunkelsten Blüten und sänge ein Hohelied auf die «Entthronung der Vernunft», die «Vertierlichung der Menschheit» und die «Verherrlichung der Machtidee, des Raubtiers, des blonden Tieres»²⁰.

Aber auch mit der Verschärfung des Krieges war Klemperer daran gelegen festzuhalten, dass nicht alle Dresdner sich dem Nationalsozialismus verschrieben hatten. Gewiss, da waren die Jungen der Hitlerjugend, die ihn verfolgten, verspotteten und bespuckten; aber wie zum Ausgleich gab es unzählige kleine, aber lebenswichtige Akte der Hilfsbereitschaft von völlig Fremden: Leute, die ihre Verzweiflung über die gelben Sterne kundtaten; Ladenbesitzer, die heimlich kleine Zusatzrationen über den Tresen schoben (die Lebensmittel, die die Juden erhielten, lagen gerade so über dem absoluten Minimum, das für das Überleben notwendig war). Daneben gab es aber noch wesentlich grössere Freundschaftsbekundungen: nichtjüdische Familienfreunde, die

den Klemperers die Treue hielten; Anne Marie Kohler, die Klemperers Tagebücher in ihrem eigenen Haus versteckte. Wären diese Zeitzeugnisse bei ihr gefunden worden, wäre es tödlich für sie ausgegangen.

Dann wäre noch der Rechtsanwalt Helmut Richter zu nennen, der es – angesichts der Umstände eine ziemlich erstaunliche Leistung – geschafft hat, Klemperers geliebtes Haus in Dölzschen zu retten. Richter nutzte seine juristischen Fähigkeiten und ersann einen Winkelzug, um Klemperers Villa mit einer neuen Hypothek zu belasten, sodass alle weiteren Rechtsgeschäfte in seinem Namen geführt wurden, selbst wenn es dem Professor selbst verboten war, in seinem Haus zu leben. Das Haus war an einen Nationalsozialisten vermietet, der natürlich keinen Mietzins entrichtete. Aber die Tatsache, dass Klemperer das Anwesen überhaupt noch sein Eigen nennen konnte, war wirklich bemerkenswert. Doch selbst die verborgensten Handlungen blieben nicht ohne Konsequenzen. Rechtsanwalt Richter war Jahre zuvor der NSDAP beigetreten, hatte sich aber seit Kriegsbeginn 1939 mit Abscheu von ihr abgewandt. 1943 konnten die Dresdner Behörden Richters Antipathie, die sich nicht nur in der Rettung des Hauses seines Freundes äusserte, nicht mehr ignorieren; er wurde verhaftet, ins KZ Buchenwald deportiert und ermordet²¹.

Irgendwann beschlich auch Klemperer die Einsicht, dass sich die Nazis «nicht das Gewand der Vergangenheit, sondern der extremsten Moderne» übergestreift hatten, auch wenn die nationalsozialistische Judenverfolgung als Wiederhall mittelalterlicher Pogrome erschien²². Diese Moderne war auf Arbeitskraft angewiesen: Er gehörte zu denjenigen, die gezwungen waren, für die Zeiss Ikon AG zu arbeiten, auch wenn er in den späteren Kriegsjahren aus Altersgründen freigestellt wurde. Etwas nördlich der

Stadt, in Hellerberge, wurde ein spezielles Lager für einige der anderen Arbeiter errichtet. Eine Filmrolle ist bis heute erhalten geblieben: Völlig schamlos wurden die Menschen bei der Ankunft im Lager gefilmt. Einige Details wurden freilich ausgespart. So wurden die Männer und Frauen gezwungen, sich nackt auszuziehen, um sie anschliessend zu «dekontaminieren» und zu «entlausen». Aber eine Aufnahme von einem riesigen Ofen, der gerade beheizt wird, hat überlebt; vermutlich lautete die Botschaft hinter diesen Bildern, dass die Baracken ausreichend erwärmt seien und niemand frieren müsse. Es ist nicht bekannt, ob diese Aufnahme ursprünglich beabsichtigt war – als Zeugnis einer wissenden Vorahnung²³.

Monatelang hatten sie Zwangsarbeit leisten müssen, nun sahen sich jüdische Bürger plötzlich mit der Deportation konfrontiert: eine Reise unter schrecklichsten Bedingungen in Richtung Osten. Jeder einzelne jüdische Bürger war auf einer Liste der Kommune registriert, und aus dieser Liste wurden die Namen ausgewählt, Menschen, die nach Theresienstadt oder bis nach Riga verschleppt wurden. Wie bei der Verfolgung der Juden im restlichen Europa, das vom nationalsozialistischen Deutschland besetzt war, so verlief auch die unerbittliche Bürokratie des Todes bar jeder Vernunft. Im Verlauf einer Generation beteiligte sich fast eine ganze Stadt, und das nicht unwillentlich, an einem Programm, das das Töten zur Methode erhoben hatte. Doch selbst in den ersten Tagen des Jahres 1945 sah Victor Klemperer hier und da noch Grosszügigkeit und Hilfsbereitschaft seitens der nichtjüdischen Deutschen aufblitzen. Seine Einstellung ist bemerkenswert: wie eine Blume, die unter einem Felsen zerquetscht wird, aber instinktiv niemals das Gefühl für das Sonnenlicht verliert. Der Schandfleck hatte sich ausgebreitet.

4 – Kunst und Entartung

In kriegerischen Zeiten wird die Kunst normalerweise zu Kampfzwecken missbraucht, doch im Falle Dresdens lag 1945 jedwedes künstlerische Schaffen am Boden. Wie bei der Judenverfolgung mit ihrem geradezu psychopathischen Furor schien etwas ganz Aussergewöhnliches die Stadt zu umgeben, die einst von einer reichen Kultur und Kreativität geprägt war, diese Genialität aber nun gewaltsam unterdrückte und verfälschte.

Hamlet wurde nur zehn Jahre nach William Shakespeares Tod in Dresden uraufgeführt. 1626 inszenierte eine englische Komikertruppe das Stück in einer verkürzten Version der Tragödie¹. Man vermutet, dass bei dieser Inszenierung für den sächsischen Königshof aufwendige Marionetten verwendet wurden; unheimliche Figuren, die das Stück innerhalb des Stücks nachahmten.

Dieses Detail hätte dem Vertreter der Dresdner Moderne aus dem 20. Jahrhundert, Otto Griebel, sehr gut gefallen. Zu Griebels ganz unterschiedlichen Talenten zählten in den 1920er- und 1930er-Jahren die Fortführung der Dresdner Tradition der Marionettenspiele; er war von den Möglichkeiten der Allegorie ergriffen: Mit ihnen liess es sich auf der Bühne trefflich spotten. Dies wiederum trug ihm die Aufmerksamkeit der Behörden ein, und die waren alles andere als wohlgesonnen. Im Februar 1945 kehrte

Otto Griebel, den die Wirren des Krieges aus Dresden vertrieben hatten, mit seiner Familie in die Stadt zurück; zuvor hatte er einige Zeit widerwillig als Zeichner in irgendeinem Winkel Osteuropas zugebracht. Nun war der neunundvierzigjährige Vater von fünf Kindern frei und stand in einer düsteren Stadt vor den Überbleibseln seiner Arbeit. Für die vielen Kunstschatze Dresdens, darunter Bilder alter Meister wie Rembrandt, waren vor einiger Zeit entsprechende Massnahmen eingeleitet worden, um sie vor der Vernichtung zu bewahren; der in Dresden lebenden Bevölkerung waren solche Dinge nicht vergönnt.

Der Pensionär Georg Erler, ein eleganter Mann, verfügte über seine eigene private Kunstsammlung in seinem kleinen Häuschen an der Striesener Strasse im Osten der Stadt. Wie so viele andere hatte er lange Zeit geglaubt, dass Dresden verschont bleiben würde. «Der Wille, den Feind zu vernichten, schien vor unserer schönen Stadt der Kunst haltzumachen», schrieb er². Doch er fürchtete eine andere Macht: die der Roten Armee. In den ersten Wochen des Jahres 1945 hatten Erler und seine Frau Marielein darüber beratschlagt, wie sie ihre Schätze am besten erhalten konnten, darunter grosse Ölgemälde berühmter Familienmitglieder und Aphrodite, die den Wellen entstieg; zudem dekoratives Meissener Porzellan und ein schöner antiker sechsamiger Kronleuchter, «der vollständig aus opaleszierendem, gelblich getöntem böhmischen Kristallglas besteht»³. Die Erlers kopierten das Vorgehen der städtischen Behörden, die die sorgfältig verpackten Kunstwerke aus den Galerien und dem Schloss in speziell angelegten, unterirdischen Höhlensystemen in der Hügellandschaft rund um Dresden verstauen liessen; die Erlers verfuhrten ganz ähnlich: Sie evakuierten ihre Kunstwerke aus Dresden und fuhrten quer durchs ganze Land, um sie bei Verwandten in Lüneburg zu deponieren.

Kunst kann manchmal symptomatisch sein, oder auch reflektierend oder interpretierend; doch egal, ob sie gelassen oder febril daherkommt: Sie ist dazu in der Lage, die Zeichen der Zeit zu erfassen. So rau, schonungslos und brachial die deutsche Kunst der 1920er-Jahre sich auch ausnahm, merkwürdigerweise schienen weder der talentierte Otto Griebel noch seine radikal innovativen künstlerischen Zeitgenossen aus Dresden zu erkennen, welch latentes Übel durch Deutschland nach der traumatischen Phase im Anschluss an den Ersten Weltkrieg waberte. Vielleicht muss man den Bogen weiter fassen: Griebels Lebensgeschichte, also die Art und Weise, wohin es ihn überall so gewaltsam in diesen Jahren verschlug, dieses fortwährende Hin und Her spiegelt teilweise die Kunstgeschichte Dresdens im Laufe der Jahrhunderte wider.

Theater und Kunst blieben im Herzen der Stadt erhalten, selbst während der stark verzerrten Zeiten, als die Zensur geradezu hysterische Ausmaße annahm. Die Nationalsozialisten waren nicht die ersten Machthaber, die versuchten, das Visionäre der Kunst ihrem Willen unterzuordnen; und sie waren auch nicht die Letzten. Die Stadt – vor allem während der kurzen Herrschaft von Friedrich August II. im 18. Jahrhundert – hatte eine erstaunlich breite Palette an Kunstschätzen angesammelt: wundervolle Krippenbilder von Christi Geburt, aussergewöhnliches Porzellan sowie die leuchtend strahlenden Rot- und Blautöne der Rubine und Saphire, die kunstvoll in Schwertgriffen eingearbeitet waren⁴. Die Bandbreite der Gemälde, von denen einige in der Stadt selbst entstanden waren, andere wiederum in Metropolen von Amsterdam bis Venedig angekauft wurden, gab ein authentisches, geradezu grossartiges paneuropäisches Gefühl wieder. Hier fanden sich Porträts und Szenen von Mariä Verkündigung von Tizian neben

Landschaften von Jan Bruegel dem Älteren, die schier überquollen vor Menschen⁵.

Und es gab grosse Künstler, die erkannt hatten, dass die Stadt Dresden selbst eine Muse war, deren zarte Schönheit festgehalten werden musste; und so verstanden sich die Dresdner selbst noch in den grauvollen Tagen nach Kriegsende: Dank dieser Kunstwerke gehörten sie immer noch zu einer Welt der Aesthetik, die sich weit über die felsigen Ebenen und die verwunschenen Wälder Sachsens hinaus erstreckte. Im Laufe der Jahrhunderte hatten diese Künstler mittels ihrer Arbeiten versucht, Dresden eine genuin kosmopolitische Seele einzuhauchen.

Der Venezianer Bernardo Beilotto, der sowohl in Venedig als auch London gemalt und die Städte in ein blau-goldenes Sonnenlicht getaucht hatte, zog Mitte des 18. Jahrhunderts nach Dresden. Seine Landschaften, die er hier auf die Leinwand brachte, waren von einem silbernen Licht durchdrungen: frischer und klarer, womit er die Aufmerksamkeit auf aussergewöhnliche architektonische Details zu lenken verstand. In gewisser Weise fungierten seine Bilder als Transmitter, die die Kunstfertigkeit anderer Virtuosen vermittelte: Denn sein Auge hielt, mit beinahe hyperrealistisch anmutender Detailtreue, das Mauerwerk der Katholischen Hofkirche fest, die weich geschwungenen Konturen der Frauenkirche. Die Malerei war nicht nur ein Mittel, um sich daran in ästhetischer Hinsicht zu erfreuen: Sie war ein bewusster Akt der Erinnerung, ein Mittel, um das zu bewahren, was jederzeit zerstört werden konnte; schon zuvor hatte der Krieg Dresden heimgesucht⁶, und schon Jahrhunderte vor diesem grauen, erschreckend tödlich verlaufenden Februar hatten die Maler gespürt, wie verletzlich die Stadt war.

Tatsächlich sollte Beilottos berühmteste Studie eng mit den Ta-

gen und Wochen des Jahres 1945 verbunden sein. Sein Bild *Dresden vom rechten Elbufer unterhalb der Augustusbrücke* wurde 1748 vom Künstler angefertigt, der das Stadtpanorama vom Nordwestufer mit Blick nach Osten festhielt; realiter aber hätte jeder Künstler egal zu welchem Zeitpunkt in den folgenden zweihundert Jahren die Stadtansicht auf diese Art einfangen können. Das Licht hell und wie eine Lackschicht: eine perfekt proportionierte und detaillierte Studie von dieser elegant geschwungenen Flussbiegung, mit all den stolzen Kirchen, Bürgerhäusern und Akademien im Hintergrund. Das Gemälde sollte nach 1945 als unschätzbare Bezugspunkt all jenen dienen, die damals nur noch rauchende Ruinen vor sich sahen.

Fast ein Jahrhundert später wurde diese perfekte Flusslandschaft auf eine neue, aber ebenso beschwörende Weise vermittelt. Auch Johan Christian Dahls um 1838 entstandenes Gemälde *Dresden bei Mondschein* zeigte die Stadt auf eine neue Art: im satten Blau einer tiefdunklen Nacht. Es vermittelt eine ergreifende Vision einer Stadt, die gleichwohl Beilotto und Victor Klemperer vertraut gewesen sein dürfte⁷; das Licht ist in einem weichen Silber gehalten, mit der Kuppel der Frauenkirche und den sich scharf abzeichnenden Türmen der Katholischen Hofkirche, die aus der Silhouette hervorstechen. Der Norweger Dahl war Anfang des 19. Jahrhunderts in die Stadt gekommen und hatte enge Bande mit jenem Mann geschlossen, der heute als der herausragende Künstler der Stadt gilt: Caspar David Friedrich. In Friedrichs Werk sehen wir vielleicht ein wenig von Dresdens numinösen Eigenschaften: etwas wie ein Schatten, losgelöst vom Alltag, dabei in die Ferne blickend und Welten betrachtend, die so fremd und doch vertraut sind. Friedrich stammte ursprünglich aus Pommern, liess sich jedoch nach frühen künstlerischen Erfolgen im Königreich

Sachsen nieder, wo der Dresdner Künstler durch die Romantik watete. *Der Wanderer über dem Nebelmeer*, der auf einem Felsvorsprung steht und den Blick über den Nebel und einsame Gipfel schweifen lässt, gehört wohl zu seinen berühmtesten Werken. Doch auch bei Friedrich gab es verwaiste Landschaften: riesige Schluchten, verdorrte Bäume und durch einen rubinroten Schleier bei Sonnenuntergang weit entfernte Kirchturmspitzen, die in den rot glühenden Himmel ragen; all das Schreckliche und die Verführung des Erhabenen vereinend.

Von Friedrich existieren noch beunruhigendere Bilder: die schneebedeckten Ruinen einer Abtei; die eisernen Tore vor einem Friedhof. Dresdner Hügel und Wiesen in unheimlichen, zwielichtigen Farben⁸. Diese Gemälde vermittelten das Gefühl, aus Träumen entstiegen zu sein. Und für spätere Generationen schienen sie auch mit all der beunruhigenden Symbolik des Unterbewusstseins und insbesondere der deutschen Seele beschwert zu sein. Die Werke Friedrichs wurden von den Nationalsozialisten sehr bewundert, und es dauerte bis in die 1970er-Jahre, bis Friedrichs Bilder dieses Makels wieder verlustig wurden. Die Anziehungskraft mag teilweise auf Folgendes zurückzuführen sein: Diesen fernen Nebeln entstiegen Türme und Kirchtürme, die für einen Glauben standen, der nicht dem reinen christlichen Dogma entsprach – zumindest nicht dem katholischen. Merkwürdigerweise ist dieses Phänomen auch heute noch zu beobachten: Wenn man an einem nebligen Herbsttag auf den Hügeln steht, die Dresden umgeben, ist dieser beunruhigende Effekt immer noch präsent – von Türmen, die sich unglaublich scharf in der Ferne aus den Wolken erheben.

Dresden als Zitadelle des künstlerischen Denkens und der Innovation, eine Hochburg der europäischen Zivilisation, gewann

immer mehr an Renommee. Doch im Gegensatz zu anderen künstlerisch gewachsenen Kulturzentren verlor die Stadt niemals ihre Anziehungskraft für junge radikale Künstler. Die bekannteste Gruppierung formierte sich zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts: Die Brücke. Es war nicht die erste künstlerische Bewegung in Deutschland, die darauf abzielte, die etablierten Lehren an den Kunstakademien zu widerlegen und eine ideale Gemeinschaft zu bilden. Aber Die Brücke war unglaublich innovativ.

Hier war eine Gruppe, die all das ablehnte, was für den bürgerlichen Realismus stand; stattdessen favorisierten sie Kompositionen, die tief sitzende innere Gefühle wecken und aufwühlen sollten. Die so entstandenen Werke wurden später unter dem Sammelbegriff Deutscher Expressionismus zusammengefasst, der sich mehrere Jahrzehnte ausserordentlich einflussreich zeigen sollte. Sein Spektrum war ausserordentlich breit: Es gab Leinwände, die vor leuchtender, klirrender Farbe pulsierten; Köpfe und Körper, die in harten, ungewöhnlichen Winkeln grotesk verdreht waren; daneben entstanden Holzschnitte mit geradezu abschreckenden Motiven: Gasmasken, Totenköpfe, gekoppelt mit einer greifbaren Wut. Diese Bewegung entwickelte sich zu einer Apotheose all dessen, was die Nationalsozialisten an der Moderne verabscheuten.

Die Brücke, die die Triebe einer breiter gefächerten sozialen und sexuellen Revolution enthielt, wurde 1905 von zwei jungen Architekturstudenten gegründet, die an der Technischen Hochschule Dresden eingeschrieben waren: Fritz Bleyl und Ernst Ludwig Kirchner. Sie besaßen eine frühe Leidenschaft für die Volkskunst: jene Holzsulpturen, die in den bewaldeten Gebieten rund um Dresden zu finden sind. Dieses Interesse an einer weniger ur-

banen, mehr kommunenartigen Existenz manifestierte sich auch in Form einer demonstrativ zur Schau gestellten Hemmungslosigkeit in sexueller Hinsicht, in diesen Wäldern, mit lebenden Modellen.

Schon früh schloss sich Emil Nolde den beiden Künstlern an: Seine Gemälde stechen leuchtend kraftvoll hervor⁹. Der Geist der Bewegung breitete sich sowohl in Deutschland als auch in Europa aus, und in Dresden beförderte die Kreativität sich selbst und sorgte für einen weiteren Kreativitätsschub; der Expressionismus verschmolz mit beissender Sozialsatire und zeigte sich entschlossen, die proletarische Wirklichkeit darzustellen. In den Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs fungierte die Stadt sozusagen als Brutstätte für das künstlerische Talent von Studenten wie Conrad Felixmüller, Otto Dix und Otto Griebel.

Tatsächlich waren es die Werke von Otto Dix, die sofort unter die Haut gingen und zum Sinnbild wurden: Getragen von der ersten Begeisterung war er 1914 im Alter von zweiundzwanzig Jahren wie so viele andere junge Männer in den Ersten Weltkrieg gezogen. Jene Begeisterung, die die gegenseitigen, vor Feindseligkeit strotzenden Versicherungen der Kriegsmächte markierte – mit absoluter Gewissheit wäre der Sieg schnell und ehrenhaft erungen. Und natürlich bekam Dix genau wie seine Kameraden sehr schnell die schmutzige, schlammtriefende, stacheldrahtgesäumte Wahrheit der Schützengräben zu spüren. Zwar diente der junge Künstler tapfer, wofür er sogar mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde, doch seine Seele war gekennzeichnet, etwas Neues hatte Besitz von ihr ergriffen.

1919 kehrte er nach Dresden zurück; seine Kunstwerke aus den 1920er-Jahren lösten förmlich einen körperlichen Schock aus, die unbestimmte Abstraktion wich einer unbarmherzigen Klarheit. *Der Krieg* war eine Serie von Radierungen, die Leben und Sterben

in den Schützengräben unverstellt und schonungslos preisgaben. Heldentum und Erbarmen waren verschwunden, stattdessen zeigte er eine Welt voll von unvorstellbarem Schmerz, sichtbar gemacht durch weit aufgerissene Augen, Schmutz, alle Arten von Schlamm und den Tod in seinen vielen Formen¹⁰. *Sturmtruppe geht unter Gas vor* gehört zu den prägnantesten Bildern des Zyklus: In einer fremdartigen Höllenlandschaft nehmen die Gasmasken die Form von Totenschädeln an. Dix litt unter ständigen Albträumen, in denen er durch ausgebombte Häuser und Trümmer kriechen musste; sein träumendes Selbst verbrachte jede Nacht in einem geisterhaften Dresden, das zerstört worden war¹¹.

Der Künstler – dessen Werk als Teil einer frischen Bewegung verstanden wurde, die unter dem Begriff Neue Sachlichkeit mit düsteren Milieustudien des sozialen Lebens aus der Weimarer Republik für Furore sorgte – wurde 1927 zum Professor an der Dresdner Kunstakademie berufen. Einer seiner jungen Kollegen, der Dix in einige technische Aspekte des Holzschnittdrucks eingeführt hatte, war Conrad Felixmüller. Der Krieg hatte aus Felixmüller genau wie Dix einen unerbittlichen Radikalen gemacht.

Sein Spezialgebiet waren Holzschnitte: stark, dringend, einen urbanen, industriell geprägten Realismus mit der hervorstechenden Geometrie des Expressionismus verbindend. Felixmüller hatte während des Ersten Weltkriegs in einem Sanitätskorps gedient, nach seiner Rückkehr stürzte er sich in Dresden in den brodelnden Kessel einer revolutionären Politik. In den Monaten nach dem Krieg hatte sich das später als «Deutsche Revolution 1918/19» bekannt gewordene Aufbegehren zeitweise und regional durchgesetzt: Gemeindeversammlungen und Industrieanlagen

waren von Betriebs- und Soldatenräten okkupiert worden. Der Siegeszug der Bolschewiki in Russland im Jahr zuvor schien seine Entsprechung im Deutschen Reich zu finden, als ob er sich hier wiederholen könnte. Aber mit jedem Vorteil, den sich die Sozialisten und Kommunisten erkämpften, wuchs auch der Widerstand im rechten Lager, dessen gewalttätigstes Sprachrohr die Freikorps waren: marodierende bewaffnete Gruppen aus ehemaligen Frontsoldaten. Die Nachbeben der Brutalität des Krieges übertrugen sich auf die Strasse.

Das am Boden liegende Deutsche Reich glich dem expressionistischen Schrecken aus dem berühmten Film *Das Cabinet des Dr. Caligari* aus dem Jahre 1920, in dem ein junger Mann – ein Schlafwandler – gegen seinen Willen zum Mord gezwungen wird. In seinen weit aufgerissenen Augen flackert ein gespenstisches Pathos; aber wenn er sich durch eine verstörende Landschaft bewegt, die sich durch harte, scharfe, gezackte Formgebung kennzeichnet, wird ganz deutlich: In seinem Drang zu töten ist er nicht aufzuhalten. Einige von Conrad Felixmüllers Holzschnitten vermittelten eine ähnlich expressionistische Gefahr: kleine, vom Mondlicht erleuchtete Räume, in denen sich die Schatten zu bedrohlichen Formen entwickeln¹².

In dieser stürmischen Zeit kam auch Otto Griebel zu Bekanntheit. Der Künstler war noch einen Schritt weiter gegangen als Felixmüller und hatte sich dem revolutionären Arbeiter- und Soldatenrat der Stadt angeschlossen. Griebel war ein begeisterter Förderer des Dada, einer Bewegung, die sowohl Unfug als auch tödlichen Ernst vereinte. Diese Kunstrichtung dehnte sich auf alle Bereiche aus, von der Malerei bis hin zu Gedichtaufführungen, und bezog die unsinnigen und zu satirischen Fetischen erhobenen Alltagsgegenstände und Werbung mit ein. Dada war als Angriff auf alle Vorstellungen von Stabilität gedacht: Wie konnten in ei-

ner Welt unumstössliche Gewissheiten existieren, wenn sie jederzeit unter entsetzlichen Gräueln auseinanderfallen konnten? Griebels Gemälde *Die nackte Nutte* aus dem Jahr 1923, das eine barbusige Blondine mit einem grimassenartigen Lächeln beim Abstreifen ihrer Spitzenunterhose zeigt, war die wohl krasseste Provokation, die man sich für Dresdens kulturelle Empfindlichkeiten vorstellen mag¹³.

Und solche Empfindsamkeiten hatten Bestand; die eher traditionellen, figurativ ausgerichteten Künstler in Dresden und anderswo lehnten die Liaison ab, die die Expressionisten und der Kunstbetrieb eingegangen waren. In Dresden war der Direktor der Gemäldegalerie, Hans Posse, die einflussreichste Persönlichkeit: Er sollte zu jenen Gestalten gehören, die mit sich die schrecklichsten Konflikte auszufechten hatten. Zunächst setzte sich Posse von seiner gehobenen Position aus für jene neue Künstlergeneration ein, die zu schockieren wusste. 1926 sorgte er dafür, dass Dresden der Gastgeber einer internationalen Kunstausstellung wurde, bei der die Werke der Maler vor Ort neben konfrontativen Werken auswärtiger Künstler platziert wurden.

Posse nahm den Druck von unten, der sich langsam, aber unaufhaltsam aufbaute, nicht wahr; und als er es 1933 mit einem völlig neuartigen, absolut feindseligen Regime zu tun bekam, bewies das Ausbleiben einer affirmativen Reaktion den höhergestellten Funktionsträgern in der NSDAP, dass Posse nicht ihre Ansichten teilte. Die Kunst war keine Randerscheinung, sie rückte in den Mittelpunkt der Anstrengungen seitens der Nazis, die deutsche Lebenswirklichkeit zu verändern: Alle künstlerischen Unternehmungen und Vorstellungen – Stichpunkt Gleichschaltung – mussten fortan strikt den nationalsozialistischen Idealen

entsprechen. Zum Teil war dies auf Hitlers Wunsch nach Vergeltung zurückzuführen, der selbst zweimal von der Wiener Kunstakademie abgelehnt worden war. Hitler verkörperte genau die Art von Maler, die Posse verachtete: Seine Kunst war von stumpfsinniger Gegenständlichkeit – epigonale Studien über grosse Bürgerhäuser, Bauernhäuser, Innenhöfe und dergleichen. In den Augen eines Modernisten muteten sie geradezu absurd putzig und kitschig an.

Im Gegenzug liess Hitler in seinen Reden keinen Zweifel daran, wie sehr er die Moderne verabscheute. Das deutsche Volk sollte nicht erst hochtrabende Kunstratgeber konsultieren müssen, um entschlüsseln zu können, was in diesen alpträumerhaft verzerrten Bildern der Moderne oder in den «kranken Köpfen» derjenigen geschah, die sie produziert hatten¹⁴. Selbst am Vorabend des Krieges betrachtete sich Hitler in erster Hinsicht als Künstler und dann erst als Politiker, wie er einmal dem britischen Botschafter verriet.

Und so war es nicht ungewöhnlich, dass Dresden für die erste Welle des nationalsozialistischen Kunst-Bashings ausgewählt wurde: Im Herbst 1933 wurden die Werke von Malern wie Otto Dix, Conrad Felixmüller und Otto Griebel zensiert und im Dresdner Rathaus zwecks Diffamierung ausgestellt: Die Dresdner Bürger sollten sich dort die Bilder ansehen und ihre Abscheu vor diesen unmoralischen Gemälden auch zum Ausdruck bringen¹⁵. Ohne als solche genannt zu werden, war dies die erste Ausstellung der «Entarteten Kunst»; ein Vorgeschmack auf jene viel umfassendere Ausstellung 1937 in München, die eine Mixtur aus jüdischen Künstlern sowie jenen bildete, die als antimilitaristisch und abstrakt rezipiert wurden.

Für Otto Dix nahm diese Umkehrung der Verhältnisse gleich auf mehreren Ebenen bedrohliche Ausmasse an: Er verliert seine

Arbeit und wird mit einem Ausstellungsverbot früher Werke bedacht. Einige Jahre später sieht er sich gezwungen, seinen künstlerischen Stil völlig neu auszurichten, um überhaupt Käufer zu finden: Dix greift auf die Landschaftsmalerei zurück: Berge, Ebenen und – mit einem Wink an einen Dresdner Künstler, den er verabscheut – verschneite Landschaften abgelegener Dörfer und einsamer Friedhöfe, die bewusst an das Werk von Caspar David Friedrich erinnern¹⁶. Dix war auf die gleiche Art von Kitsch reduziert worden, für die Hitler so schwärmte.

Auch für seinen Mäzen, den Galeriedirektor Hans Posse, war das Leben nicht einfacher geworden, auch er verlor seinen Posten. Was Posse hingegen nicht wusste: Er hatte einen gemeinsamen Freund mit Hitler, den Kunsthändler Karl Haberstock, der für den Führer Raubkunst auswählte und ziemlich wahrscheinlich ihm gegenüber den Namen Posse fallen liess. Im Ergebnis übertrug Hitler ihm sogar die Verantwortung für das gesamte nationalsozialistische Kunstakquisitionsprogramm, sodass dieser hochgebildete Dresdner Kunstexperte sich plötzlich in einem schmutzigen, kriminellen Sumpf wiederfand. Als die Nazidiktatur sich so viel Kunst wie möglich aneignete, vieles über Enteignung, war Posse mittendrin; er vermittelte wenigstens die Illusion von Anstand und erstand Werke der schönen Künste, die in Deutschland entstanden waren und die Werte' des Dritten Reiches widerspiegeln.

Aber trotz alledem: Immer noch existierten numinose Sphären, die die Nazis trotz aller Bemühungen nicht ganz kontrollieren konnten. Denn neben der Malerei war Dresden eine Stadt, die von Musik durchdrungen war; eine Kunst, die vielleicht selbst viel zu heilig war, als dass das NS-Regime sie hätte besudeln können. Ihre reinste Form fand sich in den seelendurchdringenden Harmo-

nien der evangelischen Hauptkirche «Zum heiligen Kreuz» – oder auch Kreuzkirche – in der Altstadt. Die Flammen der Kerzen, die in der Dunkelheit des Kirchenschiffes tanzten, waren bereits eine Form des Widerstandes an sich; in den Jahren zuvor waren solche feierlichen Bekundungen – ein Phänomen, das ausserhalb der Liturgie eher im katholischen Glauben eine Rolle spielt – aus dem Alltag verschwunden. Es war wichtig, den Nationalsozialisten zu demonstrieren, dass in der Kirche kein Platz für ihre eigene Symbolik war. Dies war nicht überall so: So wurde in einigen Kirchen das Eisene Kreuz aufgestellt, als Zeichen der Verschmelzung von Christentum und einem Militarismus, den die Nationalsozialisten begierig adaptierten.

Die Kreuzkirche war seit vielen Jahrhunderten bekannt für ihren Knabenchor, der bereits im 13. Jahrhundert gegründet worden war. Und selbst jetzt noch, in den dunkelsten und verzweifeltsten Stunden, die der Krieg im Februar 1945 zu bieten hatte, waren diese kristallklaren Stimmen auf dem ganzen Kontinent und jenseits des Atlantiks berühmt: Selbst zu diesem Zeitpunkt, sechs Jahre nach Kriegsbeginn, schrieben sich immer noch Jungen an der Kreuzschule ein, einem grossartigen gotischen Bau, der sich in der Nähe der Kirche befand; zugelassen waren immer noch nur diejenigen, die mit den klarsten Stimmen und einem Gespür für Musikalität gesegnet waren. Das Internat mit seinen langen Schlafsälen war für die Schüler gleichzeitig ein wertvoller Zufluchtsort vor der Durchdringung der Stadt mit allem Nationalsozialistischen, dessen Bilder und Ideologie die Lebensadern der Stadt vergifteten.

Aber der Krieg hatte auch den Kantor – den Leiter des Chors, der ihn zusammenstellte und dirigierte – nicht verschont, er stand

unter dem grössten Druck. Wie so viele andere Menschen in Dresden war er gezwungen gewesen, einen sehr hässlichen Kompromiss einzugehen, um seine Position behalten zu können. Rudolf Mauersberger – kahles Haupt, markantes, sympathisches Gesicht – war 1931 an diese äusserst prestigeträchtige Institution berufen worden; der Knabenchor war bereits eine gefeierte Grösse, aber er nahm sich vor, dieses musikalische Phänomen in die weite Welt hinauszutragen¹⁷.

In einer Hinsicht bestand für diese Institution keine Gefahr seitens Hitlers und der Nationalsozialisten: Was könnte die deutsche Kultur besser versinnbildlichen als ein Knabenchor mit derartiger Tradition? Und doch lief die Fortführung des Chores ab 1933 nicht ohne Spannungen ab: Zunächst trat Rudolf Mauersberger der NSDAP bei, vielleicht auch deshalb, weil er mitbekommen hatte, wie es anderen ergangen war, die diesen Schritt unterliessen. Die Zeit liess kaum etwas anderes zu: Universitätsprofessoren waren gezwungen, ihre Loyalität zum Führer in speziellen Zeremonien zu «bekennen»; Lehrkräfte waren gezwungen, die alten Lehrpläne mit all ihrer Komplexität aufzugeben und stattdessen die simplen Grundlagen der Mathematik und Grammatik zu unterrichten; jeder Mann, der irgendein niederes öffentliches Amt bekleidete, war gezwungen, vor Angehörigen der NSDAP mit dem Hitlergruss zu salutieren und «Heil Hitler!» auszurufen.

Unzweifelhaft ist, dass Mauersberger seine Tätigkeit als Kantor des Chores sehr liebte; sicherlich färbten seine Arbeit mit dem Chor und seine Bemühungen, die Jungen einem internationalen Publikum näherzubringen, auf die düstere Realität des grobschlächtigen Dresdner Gauleiters und seines neuen Regimes ab. Zunächst erreichte es Mauersberger Mitte der 1930er-Jahre, mit dem Chor durch ganz Europa zu touren und mit ihm in auswärti-

gen Hauptstädten aufzutreten. Anschliessend gelang es ihm, eine Tournee durch Amerika zu organisieren, wo der Kreuzchor auf ein dankbares Auditorium traf¹⁸. Falls überhaupt, dann verschafften die Auftritte des Knabenchors dem neuen Hitlerregime auf un-lautere Weise und en passant den Hauch von echter Legitimität. Dieser begnadete Chor mit seinen einfühlsamen Vertonungen religiöser Klassiker erweckte bei vielen Amerikanern den Eindruck, dass die Nazis schlussendlich eben doch nicht jene Totengräber der Zivilisation waren.

Die Spannung zwischen den Nationalsozialisten und der Kirche – was speziell für den Kreuzchor galt – lag in diesem ideologischen Konflikt zwischen geistlichem und säkularem Gottesdienst begraben: Der Nationalsozialismus beanspruchte das allumfängliche Eigentum an Geist und Körper, den ganzen Menschen. Doch die Kirche bestand auf ihrem angeblichen Anspruch, der ihrer Ansicht nach älter und legitimer war.

Die Katholiken konnten sich an den Papst wenden; im Hinblick auf die katholische Kirche wussten Hitler und seine Schergen sehr genau (unabhängig von ihrer persönlichen Einstellung zu allen Arten von Religiosität) um die starke Bande der Kirche zu Rom, weshalb sie die wenn auch entfernte Autorität des Vatikans über die Gläubigen in Deutschland nicht zu sehr untergruben (anders verhielt es sich im besetzten Polen, wo katholische Priester, die sich weigerten, sich weltlichen Forderungen zu unterwerfen, inhaftiert und gefoltert wurden).

Im Hinblick auf die evangelische Kirche lag der Fall etwas anders: Da eine zentrale Autorität wie der Pontifex maximus fehlte, hatten die Nationalsozialisten mehr Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen. Und beim Kreuzchor lagen die Dinge für die jungen

Chorsänger ziemlich einfach: Die Mitgliedschaft in der HJ war Pflicht, die Uniform vorgeschrieben. Und die Hitlerjugend hatte natürlich ihre eigenen Hymnen wie das Fahnenlied *Vorwärts! Vorwärts!* und Hans Baumanns wohl bekanntestes Lied *Es zittern die morschen Knochen*.

Es gibt einige Hinweise darauf, dass Mauersberger verhindern konnte, dass diese und andere Nazihymnen, darunter das Horst-Wessel-Lied, in der Kreuzkirche erschallten. Bei den Insignien der Hitlerjugend – Armbinde, Gürtelschnalle und Dolch – war es schon etwas schwieriger. Eine nicht verifizierte Geschichte besagt, dass Mauersberger und seine Chorsänger um 1943 – mitten in einer Phase also, in der das Kriegsglück sich gedreht hatte – ein Engagement in Deutschland erhielten, zu dem sie mit dem Zug anreisen sollten. Die Dresdner Behörden forderten, dass die Chorknaben in voller HJ-Montur reisten, und dieser Aufforderung wurde entsprochen. Doch die Geschichte geht noch weiter, denn Mauersberger und sein Chor hatten vorausgeplant: Er selbst bestieg nicht am Hauptbahnhof den Zug, sondern erst an der nächsten Station in Dresden Neustadt, wohin er die Schuluniformen der Jungen mitbrachte – schwarze Jacketts, weisse Hemden mit weiten Krägen –, sodass sie umgehend ihre Uniformen ausziehen und wieder in die gewohnte Kleidung schlüpfen konnten. Mauersberger wollte, dass sie nicht als Sänger der Hitlerjugend, sondern als Sänger des Kreuzchores wahrgenommen wurden.

Etwas mehr als einen halben Kilometer von der Kreuzkirche entfernt ragte das andere grosse städtische Gotteshaus in den Himmel, in dem heilige Musik zelebriert wurde. Die Frauenkirche, auf der sich in siebenundsechzig Metern Höhe eine Plattform befindet, war nicht nur ein ästhetisches, sondern mit ihrer vier-

undzwanzig Meter hohen Kuppel auch ein technisches Wunderwerk und wurde in den 1730er-Jahren unter dem Architekten George Bähr nach dem Vorbild des italienischen Barocks erbaut. Nach der Installation der Orgel gab kein Geringerer als Johann Sebastian Bach im Jahre 1736 ein Konzert. Wie in der Kreuzkirche herrschte auch in der Frauenkirche eine fast ätherische Akustik: Die Melodien, Harmonien und Kontrapunkte steigen unaufhaltsam auf, an Galerien vorbei hin zu den in ungewöhnlich warmen Farbtönen von Rosa und Blau gehaltenen Wänden im Inneren der Kuppel¹⁹. Die Frauenkirche ist wie die Kreuzkirche evangelisch, und hier trat der Knabenchor auch zu besonderen Anlässen auf. Er gab beispielsweise ein Konzert mit Weihnachtschorälen wenige Wochen vor dem Weihnachtsfest 1944, als die Stadt wegen der Jahreszeit und eines Stromausfalls in tiefer Dunkelheit versank.

Noch im Februar 1945 entsprach das Kirchengebäude dem Anblick, den einst Bach und der grosse Orgelbauer Silbermann vor Augen gehabt haben mussten: der Glanz von mattiertem Gold, der Altar mit dem gepeinigten Christus im Garten von Gethsemane; und hoch oben die in helleren Farben gehaltenen Heiligenfiguren unter dem rosigen Wolkenhimmel.

Die Kirchenmusik war eine Sache, aber Dresden war international vor allem bekannt für die Oper, die – für viele Agnostiker – selbst eine Form der Religion war. Und um diese Form der Darbietung hatten sich die Nationalsozialisten, angefangen bei Hitler, viel stärker gekümmert. Im Februar 1945 stellte die Semperoper den Bühnenbetrieb ein – solch extravagante Aufführungen wären zu diesem prekären Zeitpunkt weder möglich noch angemessen gewesen. Die letzte Darbietung – die komische Oper *Fra Diavolo*

oder *Das Gasthaus zu Terracina* mit dem gefeierten Opernsänger Kurt Böhme (Bass) – war wenige Wochen zuvor, Ende 1944, aufgeführt worden²⁰. Aber die Geschichte der Institution war für die Dresdner Bürger noch in sehr lebendiger Erinnerung; tatsächlich spiegelte sie alle turbulenten Perioden der Dresdner Politik wider, nicht zuletzt jene Phase, als Richard Wagner in den 1840er-Jahren das Opernhaus geleitet hatte.

Es ist merkwürdig, nun über das Leben von Hitlers Lieblingskomponisten nachzudenken; denn während Wagner hier mit den Uraufführungen seiner Werke wie *Rienzi*, *Der Fliegende Holländer* sowie *Tannhäuser* Musikgeschichte schrieb, wurde auch er kurz vom Strudel linksradikaler und anarchistischer Politik erfasst. Die zwillingsgleichen Ströme von grosser Kunst und heftigen politischen Ereignissen prägten die Stadt immer wieder.

Als Junge hatte Wagner kurz die Kreuzschule besucht; einige Jahre später, 1842, kehrte er als junger Komponist zurück: Er hatte sich schnell einen Namen gemacht und trat nun die Stelle als Königlich-Sächsischer Hofdirigent in Dresden an. Während es einige Skeptiker gab, die seine musikalischen Neuerungen anzweifelten, wurde der weitaus grössere Teil von einer Art Begeisterungstaukel erfasst. Seine Opern, die landesweit für Furore sorgten, stärkten Dresdens Ruf als strahlendes, kulturelles Juwel unter den Städten, das auf die gehobenen Gesellschaftsschichten eine starke Anziehungskraft ausübte. Ironischerweise geschah all dies zu einem Zeitpunkt in Wagners politischer Entwicklung (lediglich der virulente Antisemitismus scheint eine Konstante in seinem Leben zu sein), als er sich für die Freiheit des Einzelnen starkmachte, indem ihm zumindest eine Art repräsentative Demokratie für die Stadt Dresden vorschwebte.

In den 1840er-Jahren war Sachsen noch ein Königreich, regiert

von Friedrich August II. Neben dem Verfassen von Artikeln für eine lokale radikale Zeitschrift freundete sich Wagner mit dem russischen Anarchisten Michail Bakunin an, der Ende der 1840er-Jahre in die Stadt gekommen war. Zwischen ihnen fand ein reger Austausch über Kollektivismus und Klassenkonflikte statt, feurige Ideen wurden gesponnen und wieder verworfen; Wagner war infiziert. 1849 ereignete sich im Gefolge der revolutionären Erhebungen in ganz Kontinentaleuropa in Dresden ein kurzer Aufstand: Junge Menschen gingen in den Strassen auf die Barrikaden. Wagner liess sich mitreissen und wurde zur Strafe aus der Stadt verbannt²¹. Etwa fünfzig Jahre später besuchte der Jugendliche Adolf Hitler im österreichischen Linz eine Aufführung von *Lohengrin* und war nach eigenem Bekunden von der Musik überwältigt²². Wagner hatte von Hitlers Seele Besitz ergriffen.

In den 1930er-Jahren zeigte sich Hitler auch vom Werk eines Komponisten fasziniert, der allerdings noch lebte und nach Dresden gezogen war: Richard Strauss. Besonders hatte es ihm *Salome* angetan, eine Oper, die um die Jahrhundertwende entstanden war; aber er bewunderte auch die Spätwerke *Elektra* und *Der Rosenkavalier*. Vor allem aber schätzten die Nationalsozialisten Strauss' Liedgut; diese Lieder waren – im Gegensatz zu Grösse und Umfang einer Oper – wesentlich intimer und meist für ein Instrument sowie eine Stimme komponiert. Sie berührten oft Elemente des Volksliedes, evozierten Jungfrauen an Spinnrädern oder Krieger, die nach einer Schlacht auf ihre Höfe zurückkehrten²³. Hitler liess sie oft in Berchtesgaden spielen.

Aber der spätere Strauss war – trotz der reichen Tonalität in seiner Musik – ein Vertreter der Moderne. Zudem war er, und das mit Nachdruck, antinationalistisch eingestellt. Ihn verband eine enge Zusammenarbeit mit dem jüdischen Dichter Hugo von Hof-

mannsthal. Und in den 1930er-Jahren tat er sich mit einem jungen österreichischen (und ebenfalls jüdischen) Schriftsteller zusammen, der Leser in ganz Europa für sich einnahm. Im Jahre 1934 arbeiteten Stefan Zweig und Strauss zusammen an einer neuen Oper mit dem Titel *Die schweigsame Frau*, die ihre Premiere in der Dresdner Semperoper feiern sollte²⁴.

Sowohl Strauss als auch Zweig war bewusst, dass eine solche Partnerschaft – selbst in der Anfangsphase des Dritten Reiches – verboten war. Ihnen war ebenfalls bewusst, dass die Nennung jüdischer Namen auf Theaterplakaten nicht mehr erlaubt war. Doch Richard Strauss blieb stur, und ein Grund neben seiner Loyalität zu Stefan Zweig war die Tatsache, dass er sich bereits in gewisser Weise kompromittiert sah und sich zumindest ein wenig von der nationalsozialistischen Nomenklatura distanzieren wollte.

1933 wurde Strauss zum Präsidenten der Reichsmusikkammer ernannt. Sie trug dafür Sorge, dass alle musikalischen Werke, die im Reich gespielt wurden, das neue Regime und seine Ideale widerspiegeln. In Briefen an Freunde rechtfertigte er sich, dass dies nicht auf sein Bestreben hin geschehen sei: Die Position sei ihm von Joseph Goebbels angetragen worden, und im stillen Einvernehmen war klar, dass es für Strauss nicht die Option gab, Goebbels' Angebot abzulehnen. Für die Nationalsozialisten war es ein Prestigeerfolg: ein Komponist von Weltruhm mitsamt grosser Anhängerschaft, der allein dadurch, dass er zusammen mit Hitler auftrat, dazu beitragen würde, den Nazis sowohl in kultureller Hinsicht Seriosität zu verleihen als auch der nationalsozialistischen Idee Legitimität zu verschaffen.

Strauss' Gründe für diesen teuflischen Pakt waren privater Natur: Seine Schwiegertochter war Jüdin, weshalb er alles Men-

schenmögliche unternahm, um sie und ihre Familie zu schützen. Diese Problematik sollte in den folgenden Jahren zu einem ständigen Kampf ausarten; und die Aussenstehenden, die von Strauss' scheinbar willfähriger Zusammenarbeit mit den Nazis abgestossen waren, konnten nicht wissen, welchen Drahtseilakt er vollführte: Einerseits standen seine Lieben unter dem nominalen Schutz eines Gauleiters, andererseits waren sie den ständigen Bedrohungen der Gestapo ausgesetzt.

Sein Kompagnon Stefan Zweig jedoch wusste um Strauss' Dilemma, auch wenn die Nationalsozialisten unmissverständlich zeigten, was sie von seinem trotzigen Verhalten hielten. Nach nur zwei Aufführungen wurde *Die schweigsame Frau* abgesetzt, Strauss verlor seinen Posten als Präsident der Reichsmusikkammer, weil einige Briefe, die er an Zweig geschrieben und in denen er sich über Stumpfsinn und Elend der Nazidiktatur ausgelassen hatte, von der Gestapo abgefangen worden waren.

Auch wenn diese Massnahme keiner völligen Exkommunikation gleichkam, schliesslich brauchten sie noch seinen klangvollen Namen und seine Musik, zum Beispiel für die Olympischen Spiele 1936 in Berlin, so hatte der Komponist nun seine Freiheit eingebüsst, sich jemals wieder so geradeheraus zu geben. Zweig blieb unterdessen nicht verborgen, wie sich der dunkle Schatten des Nationalsozialismus in Kontinentaleuropa ausdehnte. Kurz darauf emigrierten er und seine Frau nach England in das Städtchen Bath in der Grafschaft Somerset, bevor es mit dem Schiff weiter nach Brasilien ging²⁵. Die hochentwickelte Kultur Europas hatte Zweig alles bedeutet, sie war sein Leben gewesen. Als er erleben musste, wie sie von den Nationalsozialisten derart vergewaltigt wurde, muss in ihm die Überzeugung gereift sein, dass eine solche Welt für immer verloren war. Er und seine Frau erla-

gen der Verzweiflung: 1942 begingen sie Selbstmord und wurden mit einer Überdosis an Barbituraten tot aufgefunden.

Das Dresdner Opernhaus hatte weitere Frevel der Nazis mit ansehen müssen, darunter die rasche Entlassung seines Chefdirigenten Fritz Busch: Er selbst war zwar nicht jüdischen Glaubens, aber er unterstützte jüdische Musiker und weigerte sich, dem NS-Regime jegliche Art von Respekt zu erweisen. Bei der Premiere seiner *R/go/eWo*-Inszenierung begannen kurz vor Beginn der Aufführung Schläger der SA im Publikum mehrfach «Busch raus!»²⁶ zu brüllen, sodass die Vorstellung unterbrochen werden musste. Busch begriff, dass ein Verbleib in seinem Geburtsland nicht mehr möglich war. Er zog nach England und übernahm die Leitung der Glyndebourne Opera.

Eine beliebte Unterhaltungsmöglichkeit für die Massen, die in Dresden trotz ständiger Anfeindungen des Regimes Bestand hatte, war der Zirkus Sarrasani. Sarrasani war eine grosse Nummer und eine weit elegantere Angelegenheit als nur ein grosses Zelt, das einige Zirkuswagen umstand; stattdessen hielt er seine Vorstellungen in einem eigens dafür errichteten Zirkusbau mit viertausend Sitzplätzen ab, der vom prominenten Architekten Max Littmann entworfen wurde und stilistisch an das Opernhaus in der Neustadt auf der anderen Seite des Flusses angelehnt war. Seit 1912 hatte der Zirkus hier im «Circus-Theater 5000» seinen Sitz; etwa zu dieser Zeit ging der Direktor des Zirkus, Hans Stosch, der sich selbst den Namenszusatz «Sarrasani» gegeben hatte, dazu über, sich als Maharadscha zu verkleiden, um das weltmännische Flair seines Zirkus zu unterstreichen²⁷. Sein italienischer Namenszusatz stammte von einer Figur aus einer Kurzgeschichte Balzacs,

der *Sarrasine*, die sich den Wünschen ihres Vaters widersetzte, so wie Stosch sich einst seinem widersetzt hatte.

Es gab eine Zeit, in der Stoschs Zirkus nicht nur spektakuläre Tiershows und begeisterte Clowns präsentierte, sondern auch unglaublich talentierte Akrobaten und Jongleure, die aus China und Japan stammten und mittlerweile in Dresden lebten. Aber wie alle anderen Bereiche der Kunst und Kultur war auch der Zirkus dem Willen der Nazis verpflichtet. Zuerst hatten sie ihm vorgeworfen, ein «Judenzirkus» zu sein, und die Auftritte internationaler Gaststars wurden stark eingeschränkt²⁸. Die Einschüchterungsbemühungen nahmen kein Ende, sodass sich der Zirkus die Behörden gewogen machen wollte, indem er in den späten 1930er-Jahren Sondervorführungen gab, die den Spanischen Bürgerkrieg und die Aufstände in Indien gegen die Engländer thematisierten. Mit anderen Worten: Der Zirkus wurde ideologisch auf Linie gebracht. Im Februar 1945 stand der Zirkus unter der Leitung von Stoschs Schwiegertochter, Trude Stosch-Sarrasani. Im Gegensatz zu den Kinos durfte Sarrasani auch weiterhin Vorstellungen geben – der Zirkus erfreute sich mit seinen Pferden, dressierten Tigern, tanzenden Mädchen und (mittlerweile) «reinrassigen» Akrobaten bei den durch die Stadt ziehenden Soldaten grosser Beliebtheit.

In England zog mittlerweile der kalte Winterwind, der von Osten her wehte, über die Nordsee und durch die kleinen Städte von Lincolnshire, England, wo die lokalen Kinogänger der Kälte in plüschigen Lichtspielhäusern zu entkommen suchten, um in andere Welten einzutauchen. In den ersten Wochen des Jahres 1945 begeisterte sich das britische Publikum für den Film *Frau ohne Gewissen*, einen Hollywood-Film-noir-Streifen. Solcherart Unterhaltung war für den achtundzwanzigjährigen Fliegerleutnant Leslie Hay das Grösste²⁹.

Sein Spitzname «Will», in Anspielung auf Billy Wilder, war ein Beweis für seine Leidenschaft für den Film. Im Gegensatz zu vielen seiner RAF-Kollegen trank er keinen Alkohol, sondern saugte die silberne Zelluloid-Dunkelheit in sich auf, um jeden Gedanken an seine Bombenmissionen zu vertreiben. Hay hatte den Schrecken der Bombardierung beim Blitzkrieg 1940 in London am eigenen Leibe erfahren. In einigen Nächten war er draussen auf den nasskalten Strassen von den Angriffen überrascht worden und gezwungen, sich gegen den kalten Bürgersteig zu drücken und so niedrig wie möglich zu halten, als Glas und Ziegelsteine um ihn herum explodierten. Hay meldete sich zur Royal Air Force, nicht aus Rachedgedanken, wie er später zu betonen versuchte, sondern weil er verstanden hatte, wie mächtig diese Art der Kriegsführung noch werden konnte. Er war seit mehreren Jahren verheiratet, seine junge Frau lebte und arbeitete in London, während die Fliegerstaffel ihres Mannes in Fulbeck stationiert war, einem winzigen Dorf inmitten des fruchtbaren Ackerlandes in den dunklen Mooren von Lincolnshire. Am Ende eines jeden Urlaubs, wenn sie ihn am Bahnhof King's Cross zum Abschied küsste, sahen sie sich gegenseitig «bedeutungsschwanger» an; der Tod hatte eine ständige, unausweichliche Präsenz inne. Doch so einfach lagen die Dinge nicht: Als Pilot hatte Hay eine fast schon sinnliche Beziehung zur Fliegerei entwickelt; auch wenn die grellen Leuchtspurgeschosse der Flakgeschütze an ihm vorbeizogen, konnte er sich an dem Gefühl der Avro Lancaster berauschen – dem Gefühl, mit dieser Maschine durch die Nacht zu schiessen.

Es gab einige seltsame Trostpflaster bei den ansonsten so trostlosen und angsteinjagenden Bombenangriffen. In einer Nacht führte Hays Flugroute ihn und seine Crew über das riesige, mond- helle, glitzernde Antlitz des Mont Blanc. Bei einer anderen Gele-

genheit war er hin und weg von geisterhaften gelben Ringen, die sich wie ein Halo um die Propeller des Flugzeugs bildeten: ein elektrisches Phänomen mit dem für die Einsätze passenden Namen Sankt-Elms-Feuer.

Er wusste um die Wirkung seiner Bomben, die er auf Ziele wie Düsseldorf und München abgeworfen hatte, und war ihr gegenüber nicht gleichgültig; ebenso wenig wie gegenüber der unermesslichen Belastung, die sie ihm und seinen Mitfliegern auferlegte, vor allem wenn sie ins Visier des Feindes gerieten, das ihm wie ein riesiges höllisches Feuerwerk erschien. Aber wie so viele Angehörige seiner Generation, denen erst im Verlauf der Jahre bewusst wurde, welch aussergewöhnliche und auch glückliche Umstände für ihr eigenes Überleben nötig waren, blieb Hay optimistisch und versuchte, seine Erinnerungen in einem positiven Licht zu sehen.

Im Januar 1945, nach einem gefährlich langen Einsatz bis tief in die Tschechoslowakei zwecks Bombardierung einer Fabrik, die synthetisches Öl produzierte, hofften sowohl Hay als auch seine Frau, dass seine Zeit als Soldat bald ein Ende haben würde. Doch nach seiner Landung erfuhr er, dass sein Militärdienst verlängert worden war, von dreissig auf sechsunddreissig Feindflüge. Hays Frau war entsetzt; er hingegen eher geknickt. Hay war zu diesem Zeitpunkt unerbittlich gegenüber seinen Pflichten, Zweifel überkamen ihn nicht: Jene Städte, die die Alliierten ins Visier nahmen, waren eindeutig aus gutem Grund ausgewählt worden; selbst die schönsten Städte mussten sicherlich irgendwo geheime Munitionsfabriken und Labore für die Entwicklung von Geheimwaffen beherbergen. Solche Luftangriffe waren für ihn schnöde Notwendigkeit. In wenigen Tagen sollte Hay über einen Einsatz gebrieft werden, der ihn und Tausende Kameraden über den Himmel von Dresden geleiten sollte. Er wusste, dass Dresden eine schöne

Stadt war, aber waren die berühmten Porzellanmanufakturen mittlerweile nicht zu Produktionsstätten von fürchterlichen Geschossen und Raketen umfunktioniert worden? Tatsächlich stellte die Stadt Präzisionsinstrumente für die Rüstungsindustrie her, und Hays Vorstellung, dass Dresden eine starke Stellung auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Innovationen hatte, war absolut korrekt.

5 – Der Gläserne Mensch und der Physiker

Noch eine andere Art von Musik erschallte in Dresden: das leise Brummen elektrisch betriebener Generatoren und wissenschaftlicher Geräte. Nur etwa einen Kilometer südlich des Hauptbahnhofs gab es Laboratorien, in denen Wissenschaftler eine Vielzahl von Experimenten mit Kathodenstrahlen und Elektronenröhren durchführten. Einige arbeiteten dort bereits seit Jahrzehnten daran, Fortschritte in allen Bereichen von der Telekommunikation bis zur elektrischen Energieweiterleitung zu erzielen. Vielleicht nahmen sie an, sie stünden bei dieser blutigen Revolution aussen vor, aber auch sie blieben nicht verschont. Es muss eine riesige Belastung gewesen sein, sich auf Ideen sowie die Forschung zu konzentrieren und gleichzeitig zu wissen, dass jede neue Innovation möglicherweise zu diesem schrecklichen Konflikt beitrug.

Den hässlichen Hauptgebäuden der Universität mit ihren roten Dächern und bauchigen Türmen mag der ästhetische Reiz, den Oxford oder Heidelberg zu bieten haben, abgegangen sein, aber hier herrschten ein Pragmatismus und eine Abenteuerlust, die die Institution gleichermassen für Ingenieure, Mathematiker und Physiker attraktiv gemacht hatte. Diese Annahme galt mit Sicherheit für den stattlichen Jungwissenschaftler Heinrich Barkhausen, zu Beginn des Jahrhunderts ein Wunderkind auf dem Gebiet der Elektrotechnik. 1881 in Bremen geboren (also etwa zu der Zeit,

als Friedrich Siemens durch Europa reiste und über die kommenden Wunder der elektrischen Massenbeleuchtung referierte), zeigte Barkhausen grosses Interesse in allen naturwissenschaftlichen Bereichen¹. Er studierte an diversen Universitäten im ganzen Land und wurde bereits im erstaunlich jungen Alter von neunundzwanzig Jahren als Professor an die Technische Universität Dresden berufen.

Barkhausen erzielte bei seiner Arbeit, sowohl vor als auch nach dem Ersten Weltkrieg, kontinuierlich Fortschritte, die zu einigen sehr bedeutenden Durchbrüchen führten und sich später als enorm wichtig im Rüstungssektor erweisen sollten; dazu zählt beispielsweise ein Verfahren, hochfrequente Signale zu verstärken, was die Anwendungsgebiete des UHF-Radios veränderte. Aber zu seinen Betätigungsfeldern gehörten auch das esoterisch angehauchte Spektrum von Magnetismus und Resonanz, die komplexe Beziehung zwischen verschiedenen natürlichen Kraftfeldern und Schallwellen sowie die Art und Weise, wie sich beide beeinflussen liessen. Professor Barkhausen leitete den Bereich der Schwachstromtechnik, die elektrische Nachrichtentechnik², und eine Entdeckung auf dem Gebiet der Elektromagnetik und Akustik trug seinen Namen: der Barkhausen-Effekt.

Man sollte annehmen, dass ein solcher Mann kaum ein Faible für jede Form von politischer Ideologie zeigte, schliesslich bestand seine Welt aus Skalen, Dioden, Empfängern, Vakuumröhren oder Glaszylindern mit hochempfindlicher Ausstattung. Aber auch Professor Barkhausen und seine Kollegen wurden von dem Mahlstrom der Nationalsozialisten erfasst, als sie an die Macht gelangten. Wie alle Akademiker waren sie gezwungen, das Bekenntnis der Professoren auf Hitler zu schwören, und wenn sie Vorgesetzte und Kollegen begrüsstten oder Vorträge hielten, war

der Hitlergruss obligatorisch. Barkhausen lehrte an jener Universität, die Victor Klemperer zusammen mit allen seinen jüdischen Kollegen entlassen sollte. Professor Barkhausen und all jene, die mit ihm arbeiteten, bekamen nur allzu gut mit, was sich auf ihrem Campus abspielte.

In den 1930er-Jahren interessierte sich zunehmend auch die Wehrmacht für die Fortschritte auf dem Gebiet der Elektrotechnik, die Barkhausen gemacht hatte. Er arbeitete nicht nur mit UHF-Signalen, sondern auch mit Mikrowellen, die das Potenzial hatten, auf Kriegsschauplätzen ohne jegliche Verzögerung, selbst über grössere Distanzen, kommunizieren zu können, und zwar von jedem möglichen Ort aus. In einer solchen Atmosphäre, in jener Zeit – wie hätten selbst die weltfremdesten Akademiker dem Druck des Totalitarismus widerstehen können? 1938 wurde Professor Barkhausen sozusagen am Vorabend des Krieges für gemeinsame Forschungsprojekte nach Japan entsandt; man kann davon ausgehen, dass er und seine Kollegen in Japan an Technologien feilten, die von den späteren Achsenmächten für militärische Zwecke genutzt wurden.

Barkhausen konnte aus Fernost verfolgen, wie das Deutsche Reich, Italien und Japan die Welt herausforderten. Der Krieg schritt voran, und der Professor wurde erneut versetzt, dieses Mal nach Rumänien. 1944 kehrte Barkhausen wieder zurück nach Dresden, in sein Haus sowie das ihm vertraute Labor. Er hatte die Gratwanderung erfolgreich gemeistert; die Nazis hatten sich nicht gegen ihn gestellt. Und selbst in einer fast leeren Universität gab es immer wichtiger werdende Zweige auf dem Gebiet der Elektrotechnik, die erforscht werden wollten, einschliesslich der Suche nach der perfekten Sprachsynthese (die eine Form der elektrischen Verschlüsselung und somit Abhörschutz bei der Übertra-

gung von Nachrichten ermöglicht). Bark-hausen hatte auch einen vielversprechenden jungen Protégé für den Institutsbereich Physik unter seine Fittiche genommen, einen unbedarften Jugendlichen namens Mischka Danos aus der lettischen Hauptstadt Riga³.

Der einundzwanzig) ährige Danos hatte im von Deutschland kontrollierten Lettland beobachten können, zu welchen Gräueln das nationalsozialistische System fähig war. An einem Wintertag war er in den Bergen rund um Riga mit Langlaufskiern unterwegs gewesen; er folgte einem unbestimmten Gefühl, liess die häufiger frequentierten Loipen links liegen und nahm stattdessen mit einer verwaisten Landschaft aus Schnee und Bäumen vorlieb. Aber als er einen Hügel erreichte, schrak er zusammen: Vor ihm stapfte eine lange Prozession – Männer, Frauen, Kinder – in dunkler Kleidung den Anstieg hinauf. An der Kuppe ereignete sich sodann eine Art Spektakel, und neugierig geworden folgte der junge Mann leise den Hügel hinauf. Die Menschen umstanden schweigend einen riesigen, in die Erde gegrabenen Krater, der mit Leichen, lauter gerade erst Ermordeten, gefüllt war. Die Einwohner von Riga und den umliegenden Vororten waren gekommen, um sich die Massengräber anzusehen, in denen die einheimischen Juden verscharrt wurden. Danos wandte sich ab und verliess schnell jenen grauenhaften Ort, und laut seiner Witwe Sheila Fitzpatrick verschloss sich an diesem Tag et-was tief in seinem Inneren. Als leidenschaftlicher Klavierspieler konnte er den emotionalen Tiefgang, den die Stücke von Beet-hoven boten, nie wieder erspüren – oder zumindest nicht zulassen, dass er wieder Zugang zu dieser für immer verschlossenen Tür gewann⁴. Wie konnte sich Danos dann zu der Entscheidung durchringen, Lettland zu verlassen und 1944 im Herzen des Deutschen Reichs zu studieren?

Ein guter Grund mag gewesen sein, der Einberufung zur Wehrmacht an der Ostfront zu entgehen, denn immer mehr junge Letten wurden eingezogen. Aber noch im vorletzten Kriegsjahr existierte für Studenten ein Austauschprogramm zwischen Lettland und Deutschland; es diente den Bemühungen der nationalsozialistischen Behörden, den deutschen Einfluss auf intellektuellem Gebiet in den baltischen Staaten zu vergrössern. Danos und seine Familie waren ungarischer Abstammung, und vielleicht hätte es sich der junge Mann noch einmal überlegt, wenn er sich seines Hintergrunds bewusst gewesen wäre; auch wenn ihm dieser zu jener Zeit gänzlich unbekannt war und er deutschsprachig sowie katholisch erzogen worden war, waren Danos' Juden. Als er von diesem Massengrab geflohen war, hatte er keine Ahnung, dass er das Erbe derer teilte, die dort unwürdig verscharrt lagen. Aber selbst ohne dieses Wissen ist die Ironie geradezu aberwitzig, dass ein brillanter, junger, jüdischer Intellektueller darauf erpicht ist, tief in das Herz jenes Reiches zu reisen, nachdem er Zeuge von dessen begangenem Massenmord geworden ist.

Der junge Mann folgte einer scharfen Argumentationslinie. Wie Fitzpatrick erklärt, hatte Danos den Nazikult stets als vorübergehende Verirrung betrachtet; 1944 waren er und seine Mutter davon überzeugt, dass die Nazis besiegt werden würden, und zwar ziemlich bald⁵. Ausserdem wollte er es sich nicht erlauben, dass seine Zuneigung und Achtung vor der tiefgründigen deutschen Kultur weiter litt. Eine weitere Ironie: Dresden bot mit seiner relativen Anonymität weit mehr Schutz als Riga, wo Familien mit jüdischem Hintergrund bei den Behörden denunziert worden waren. In Riga konnte Mischka Danos jederzeit das gleiche Schicksal erleiden, jedoch nicht, wenn er weit weg war, in Ostdeutschland.

Danos und Barkhausen lagen sofort auf einer Wellenlänge, und

der Student wurde schnell zum Assistenten des Professors befördert. Doch als auch er von den Tentakeln der Wehrmacht erfasst wurde und die Einberufung drohte, wendete sich Professor Barkhausen an die Behörden und erklärte, dass sein Assistent an der Universität kriegswichtige Forschungsarbeiten verrichtete. Und so wurde Danos, der bereits sehr früh Expertise in den Bereichen Elektronik, Funktechnik und mathematischer Theorie erworben hatte, zu einem festen Bestandteil von Barkhausens Lehrstuhl.

Die Universität war von einer Reihe von stattlichen Häusern umgeben, von denen einige Zimmer für Studenten boten; Danos' Unterkunft war sowohl gross als auch zugig. Er schloss schnell Freundschaften, doch im Februar 1945 musste er den nächsten Schritt überdenken. Seine Mutter, eine Modedesignerin, war von Riga nach Prag gezogen, und Danos nutzte häufig den Schnellzug, der zwischen Dresden und Prag verkehrte. Doch es blieb beiden nicht verborgen, wie unaufhaltsam sich die Sowjets von Osten her vorarbeiteten – und die Aussicht auf ein Dasein unter Stalin schien noch düsterer als eines unter den Nazis. Für Dresden sah die Zukunft kaum besser aus, und sie vermuteten, dass die Stadt unter Artilleriefeuer stehen würde, gefolgt von blutigen Strassenkämpfen. Im Stillen schmiedeten sie einen Plan, alles zusammenzupacken und nordwestlich nach Flensburg zur dänischen Grenze zu fliehen. In den ersten Tagen des Monats Februar hatte Danos dann heimlich den Entschluss gefasst, gegen Ende des Monats aufzubrechen. Hierzu veranstaltete er eine Abschiedsparty für einige Freunde an der Universität, die auf seinem Zimmer in der Nacht zum 13. Februar stattfand.

Professor Barkhausen war bewusst, dass er Teil einer grossen Dresdner Tradition war: dem lebhaften – und profitablen – Forscher- und Erfindergeist der Stadt. Wissenschaftler waren im Lau-

fe der Jahre nicht immer dafür bekannt gewesen, einen kaufmännischen Scharfsinn an den Tag zu legen, und viele Erfinder versäumten es schlicht, die ihnen zustehenden Erträge einzufahren; aber die Dresdner Erfindergilde war schon immer anders gewesen, auch wenn sie sowohl die Kräfte des Marktes als auch die Naturphänomene sehr gut verstanden. Es gehört zu den ironischen Wendungen der nationalsozialistischen Herrschaft, dass dieses vergnügliche Talent, aus den genialsten Erfindungen die profitabelsten herauszupicken, vorübergehend zer-schlagen wurde. Historisch gesehen war der aufblitzende Erfindergeist der Stadt seit jeher eng mit politischer Macht und Einfluss verbunden, was natürlich auch den Westmächten bekannt war und als Faktor bei der Auswahl ihrer Bombenziele gegolten haben muss; der Name Dresden stand seit Jahrhunderten synonym für technische Innovation und Kunst.

Dieser ungezähmte Erfindergeist, oft das Ergebnis glücklicher Fügung gepaart mit Spürsinn, nahm seinen Anfang zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als versucht wurde, Porzellan, jenes chinesische Wundermaterial, zu kopieren. Über Jahrhunderte mussten exquisite Stücke aus Fernost, die höchst begehrt an europäischen Höfen waren, entlang der Seidenstrasse importiert werden. Niemand in Europa des 17. Jahrhunderts war in der Lage, hinter das Geheimnis des jahrhundertealten Porzellans zu dringen oder es nachzumachen, geschweige denn die aussergewöhnliche Transluzenz des Materials oder das äusserst feine Dekor zu kopieren. Porzellan war sehr wertvoll, daher der Spitzname «Weisses Gold»⁶.

Anfang des 17. Jahrhunderts war August L, Kurfürst von Sachsen, geradezu versessen auf den Erwerb von Gold; seine Gier auf Luxusgüter und sogenannte Statusobjekte war uner-sättlich. Dies wiederum führte zu einer zufälligen Kette von Ereignissen, die

ihm ein Mittel zur Herstellung von Porzellan eintrug. August hatte sich die Dienste eines jungen Mannes gesichert – oder präziser ausgedrückt: Er hatte ihn entführen lassen und unter Hausarrest gestellt. Dieser Mann hatte eine rasante Karriere an den deutschen Höfen vorzuweisen, und zwar dank seiner Behauptung, Alchemist zu sein. Selbst in dem Zeitalter Newton'scher Entdeckungen beharrten mächtige Männer auf ihrem (Irr-)Glauben, dass sich Gold aus den Grundelementen erzeugen liess.

Dieser junge Mann, Johann Friedrich Böttger⁷, erhielt von August ein voll ausgestattetes Labor, das gleichzeitig sein Gefängnis war; doch Böttger unternahm unentwegt Fluchtversuche, und jedes Mal, wenn er wieder erwischt worden war, wurden die Sicherheitsmassnahmen angezogen. Der Geduldsfaden des Kurfürsten war nicht sehr ausgeprägt, und Böttger war klar, dass er eine Art alchemistisches Wunder vollbringen musste. Als er mit verschiedenen Böden, Tonsorten und Mineralien experimentierte, benötigte er Tiegel, die so robust waren, dass sie der Schmelztemperatur von geschmolzenem Gold standhielten; ironischerweise war mit der Herstellung dieser roten Steinbehälter der erste Schritt dazu getan, weit grösseren – und greifbareren – Reichtum zu schaffen.

August hatte einen örtlichen Wissenschaftler, Ehrenfried Walther von Tschirnhaus, angeworben, um Böttger zu helfen, und es war jener ältere Mann, der begriffen hatte, was sie da zusammen geschaffen hatten, ganz unabhängig von dem Hirngespinnst der künstlichen Goldherstellung. Mit Kaolin, das in den umliegenden Hügeln abgebaut wurde, fanden die Männer schliesslich heraus, wie sie echtes weisses Porzellan herstellen konnten.

Und bald darauf folgten weitere Techniken wie das Glasieren sowie das Auftragen von Gold. Auch wenn die Kreationen eine

neue Aesthetik schufen, zollten sie dennoch dem chinesischen Ursprungsland Tribut: Tee- und Kaffeeservices wurden mit orientalischen Szenen verziert; daneben entstanden Leitmotive, die über zweihundert Jahre Bestand haben sollten: Tierdarstellungen, Blumen sowie pastorale Skizzen. Neben Tafelgeschirr wurden auch Figürchen produziert.

Dieses Geheimnis konnte nicht lange gewahrt werden, und bald wurde in ganz Europa Porzellan hergestellt. Aber die Dresdner Industrie, die ein wenig flussaufwärts nach Meissen zog, beanspruchte für sich eine besondere Qualität. Jedes ihrer Stücke trug das Bild von zwei gekreuzten Klingen, sie wurden zu ihrem Markenzeichen⁸. Und was einst dem Adel und sehr wohlhabendem Bürgertum vorbehalten war, wurde im Laufe der Jahre auch für den Mittelstand erschwinglich. Der Meissner Stil war unverkennbar: reines, helles Blau, nüchtern dunkles Rot, Rosa und Grün, das auf winzigen Tassen schimmerte; ungestüme Figürchen von aufwendig gekleideten Liebespaaren; Harlekine, die Grimassen schnitten; Adlige auf edlen Rössern. Hier fanden sich Uhrengehäuse mit floralen Motiven, leuchtend gelbe Blumen, die gegen das Licht anstrahlten.

August, der noch immer darauf wartete, dass seinem Alchemisten endlich der Durchbruch bei der Goldherstellung gelang, war von der neuartigen Kunst begeistert; seine Anhänger gaben ausserordentlich zarte und detaillierte Teeservices in Auftrag, mit winzigen Tassen und Kännchen, reich an farbenprächtigen und verschnörkelten Verzierungen. Die Meissner Rokokofiguren hingegen bewiesen ein gewisses Mass an Zurückhaltung: allesamt wunderschön geformte Schäfer, Schäferinnen und kleine weisse Lämmer, die eine pastorale Unschuld heraufbeschworen. Aus diesem Grund gaben die Nazis ihre Liebe zum Porzellan freimütig

zu: Bei all den ganzen Kunstrauben, die vor allem die ranghöheren Parteibonzen vornahmen, gehörte zu den begehrtesten Stücken altes Meissner Porzellan⁹. In Dresden verfügte die Familie von Klemperer, mit der Victor Klemperer nicht unmittelbar verwandt war, über eine Sammlung von rund achthundert Preziosen. Als das NS-Regime noch jung war, also vor den systematischen Raubzügen, hatten führende Parteifunktionäre sogar angeboten, die Stücke käuflich zu erwerben.

Hitler fühlte sich von den pastoralen Leitmotiven hypnotisch angezogen, im Meissner Porzellan fand sein Ideal eines bäuerlichen Idylls seinen Widerhall. Die NSDAP sorgte bei der Produktion von Porzellan aller Art für einen enormen Schub. Die Figuren mauserten sich zu den beliebtesten Weihnachtspräsen-ten, auch weil Hitler und seine Stellvertreter so oft Porzellan verschenkten. Himmler murmelte, dass fein ziseliertes Porzellan «eines der wenigen Dinge» sei, die ihm wirklich Freude bereiteten¹⁰.

Mit all seinem floristischen Dekor und einer Farbgebung, die man eher bei Süßigkeiten verortet, mag Meissen in manchen Augen kitschig erschienen sein. Im Grossen und Ganzen jedoch weckte das Porzellan Begehrlichkeiten in Haushalten weit über die deutschen Grenzen hinaus. So fand sich in den 1930er-Jahren in vielen britischen Haushalten Porzellan aus Dresden, wobei es extrem unwahrscheinlich war, dass in ihren Sammlungen eine der speziell in Auftrag gegebenen Nazifiguren der Münchener (und nicht Meissener) Porzellanmanufaktur Allach auftauchte. Darunter befand sich ein Junge in voller Hitlerjugend-Montur, der eine Trommel schlägt und – als habe er eine Vision – entrückt in den Himmel starrt: Dieser Gegenstand war ein massenweise hergestelltes Produkt und verkaufte sich Tausende und Abertausende

Male. Eine weitere sehr beliebte Figur, die oft von NS-Funktionären verschenkt wurde, stellte einen Angehörigen der SS-Sturmabteilung dar.

Hitlers Sehnsucht nach Porzellan liess selbst in den Kriegsjahren nicht nach; noch 1944 wurden speziell für ihn einzelne Stücke gefertigt. Die Meissner Porzellanmanufaktur allerdings hatte ihre Produktion schon längst auf Fernschreiber für das Militär umgestellt, sodass im Konzentrationslager Dachau eine Porzellanwerkstatt eingerichtet wurde¹¹. Häftlinge, die entsprechende Fähigkeiten mitbrachten, mussten angesichts der täglich drohenden Ermordung unter schlimmsten Umständen geradezu bitter anmutende Frondienste leisten: Sie stellten innerhalb des mit Stacheldraht eingezäunten Lagers, das bis heute symbolisch für das groteske Gemetzel steht, aufwendige Werke von Schönheit und Lebensfreude her.

Bis Februar 1945 hatten die Nazis grosse Mengen der wertvollsten Stücke antiken Meissner Porzellans aus Dresden wegschaffen lassen. Sorgfältig in gepolsterte Kartons verpackt, versteckten sie kostbares Tafelgeschirr sowie die lebensechten Figuren, deren Mäntel pflaumenrot und deren Haut pfirsichfarben schimmerten, in nahegelegenen Bergstollen (nach dem Krieg bewiesen die Sowjets ein ebenso leidenschaftliches, wenn nicht gar habgieriges Interesse, das nicht nur dem bereits fertiggestellten Porzellan galt, sondern auch den Produktionsmitteln. Die Kunst ist eng mit der Wirtschaft verflochten, das gilt selbst im Kommunismus).

Die Dresdner Tüftler waren im Laufe der Jahrhunderte sehr gewieft darin gewesen, die Patentrechte an ihren Erfindungen – ob göttlicher oder anderer Natur – vor fremdem Zugriff zu schützen. Der Zeitraum vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gründung der

NSDAP brachte überraschenderweise zahlreiche Innovationen auf allen möglichen Gebieten hervor.

In dieser Stadt wurde 1895 die erste Mundspülung hergestellt, ein Ergebnis der Zusammenarbeit des bisher erfolglosen ehemaligen Kaufmanns namens Karl August Lingner mit seinem alten Freund Richard Seifert, einem Chemiker¹². Lingner war besessen von der Thematik Gesundheit und sah in der Idee für das Mundwasser nicht einfach ein Mittel, mit dem sich übler Mundgeruch beseitigen liess. Damals reinigte man die Mundhöhle mit allem Möglichen, von Essig bis Weinbrand, aber Wissenschaftler hatten bereits die Prozesse rund um den Zahnverfall untersucht, und Lingners und Seiferts innovatives Konzept eines flüssigen Antiseptikums, um lauernden Keimen den Garaus zu machen, war sensationell. Das Produkt hiess Odol und fand nicht nur in Deutschland, sondern auf dem ganzen Kontinent und auch in Grossbritannien Einzug in viele Haushalte. Lingner gelangte sehr schnell zu sehr grossem Reichtum, und schon bald erwarb er ein absurd grosses Anwesen in Dresden: die ehemalige Villa Stockhausen, ein Schloss aus dem 19. Jahrhundert mit Terrassen, Kolonnaden, zwei Türmen und Weinbergen an den Elbhängen. Das Lingnerschloss thront bis heute auf einem Hügel im Osten der Stadt und überblickt die Altstadt.

Lingners Besessenheit ging über das reine Geldverdienen hinaus. Er trat öffentlich für eine Reform der Hygieneprinzipien ein, und in der Tat galt sein Wirken grösstenteils der Förderung eines gesunden Lebensstils¹³. Lingner wandte diese Prinzipien in seinem vierstöckigen Dresdner Werk an, wo die Arbeiterschaft Zugang zu Duschen und Bädern hatte – ein Luxus, der ihnen in ihren eigenen, sehr bescheidenen Behausungen vorenthalten war. In den Pausen wurden sie mit kostenlosem Milchkaffee versorgt, um

der bedauerlichen Neigung der Arbeiter entgegenzuwirken, selbst während der Schicht Alkohol zu trinken. Wie andere Dresdner Arbeitgeber zahlte auch Lingner Weihnachtsgeld und offerierte Konten bei der firmeneigenen Sparkasse; allerdings hob er sich von anderen Unternehmern ab, indem er sowohl während der Mittagspause als auch nach der Arbeit Turnhallen zur körperlichen Ertüchtigung zur Verfügung stellte.

Die Fabrik brachte neue Produktionsartikel auf den Markt, wie das Haarpflegemittel Pixavon, die Kavon-Seife oder Irex, ein Zahnpulver. Aber Odol-Mundwasser stieg zum unverzichtbaren Badartikel für den deutschen Mittelstand auf: Die mit Pfefferminze und Ölen aromatisierte Flüssigkeit mauserte sich zur bekanntesten Geschmacks- und Geruchsrichtung einer ganzen Nation. Lingner scheffelte ein Vermögen und sah sich genötigt, sich die Stadt Dresden einmal genauer zu betrachten; ihre Bevölkerung wurde zu Projektionen seiner Befürchtungen hinsichtlich einer ausreichenden Hygiene. Er schlug den Bau einer Desinfektionsklinik vor, in die all jene verlegt werden sollten, die als keimbelastet galten; sie sollten mit Lastwagen dorthin transportiert werden, während ihre Kleidung in einem separaten Fahrzeug desinfiziert würde. Obwohl diese Idee nicht auf allgemeine Anerkennung stiess, gelang es Lingner doch, ein Zentrum für Zahnhygiene einzurichten und die Eröffnung einer Kinderklinik im Armenviertel Johannstadt zu überwachen.

Lingners Vorstellungen von Sozialhygiene fügten sich – wie bei so vielen Zeitgenossen in ganz Europa – in eine umfassendere Idee ein, die eng an Eugenik und Sozialdarwinismus grenzte. So war er davon überzeugt, dass «Rassen» dem Untergang geweiht seien, wenn sie nicht versuchten, andere zu dominieren¹⁴. Es herrschte daneben die Angst vor, dass städtisches Leben dauerhaft

zu Degenerationserscheinungen führen würde, sowohl körperlich als auch spirituell.

Lingner wurde zu einer der prominentesten Grössen Dresdens: Sein philanthropisches Naturell reichte so weit, dass er spektakuläre nächtliche Paraden für König Friedrich August III. veranstaltete, mit Hunderten von elektrischen Lichtern und Technikern. Er organisierte auch die Hygieneausstellung von 1911, die allererste internationale Ausstellung, die die Stadt veranstaltete – und gleichzeitig eine, die seine Obsession widerspiegelte. Die Ausstellung erfreute sich grosser Beliebtheit: Etwa fünfzehn Millionen Menschen gönnten sich eine Eintrittskarte, um Vorträge über die Vorzüge vom Verzehr unterschiedlicher Fleisch- und Gemüsesorten, die Schrecken des Alkoholmissbrauchs und die schädlichen Auswirkungen des Tabakkonsums zu hören. Beworben wurde die Ausstellung mit Plakaten, auf denen ein starres, stilisiertes Auge zu sehen war – das «wachende Auge».¹⁵ Die Idee hinter dem Bild: Die Öffentlichkeit sollte wachsam sein, das allgegenwärtige Auge der Stadt verlor Dreck und Schmutz aller Art niemals aus dem Blick. Zu den Attraktionen gehörten Mikroskope mit Bakterienkulturen – für viele Besucher der erste Einblick in mikrobisches Leben. Es gab glas- und labyrinthartige Röhrengebilde, die mit rubinroter Flüssigkeit gefüllt waren; mit ihnen sollte demonstriert werden, wie das Blut im Körper zirkulierte.

Und dann war da noch der Gläserne Mensch, sowohl in ästhetischer als auch pädagogischer Hinsicht eine Sensation. Er war männlich, seine Haut bestand aus Glas, worunter ein blasser Schädel, blaue Blutgefässe sowie die Rippen und alle inneren Organe sichtbar wurden. Der Gläserne Mensch hatte die Arme hoch zum Himmel erhoben, als würde er flehentlich um etwas bitten oder etwas anbeten. Die Eingeweide erstrahlten in leuchtenden

Farben und faszinierten die Menge. Er sollte dazu dienen, die Mechanik des Verdauungstraktes und die Art und Weise, wie verschiedene Lebensmittel verstoffwechselt wurden, zu veranschaulichen. Er stand auf einem Podium, überragte das Publikum und rangierte irgendwo zwischen einer Leiche und einem Roboter. Der Gläserne Mensch war auch eine Vision einer Zukunft, in der Männer und Frauen selbst für die medizinische Forschung durchsichtig werden würden: das pulsierende Herz, das zirkulierende Blut, der Rhythmus der Peristaltik, und alles mit dem Ziel, neue, gesündere Generationen von Deutschen hervorzubringen.

Lingners Ansichten und Sorgen, die von so vielen Millionen geteilt wurden, waren zum Teil eine Reaktion auf das Elend, das das urbane Leben für die Armen in anderen Städten bereithielt: Sie betrafen nicht nur den laxen Umgang mit der Hygiene, sondern auch die Angst vor Promiskuität und Sexualkrankheiten. Es ist kein Zufall, aber eine düstere Begleiterscheinung, dass die klinische Atmosphäre der damaligen Zeit der Eugenik zu höherem Ansehen verhalf. Kaum hatte die Wissenschaft damit begonnen, das Wesen der Genetik zu erfassen, wurden auch schon Träume beschworen, stärkere Kinder zu «erzeugen». Die Nationalsozialisten zeigten sich von Lingners Ideen keineswegs inspiriert, aber seine Ausstellung, aus der später das Dresdner Hygienemuseum hervorgehen sollte, übte dennoch auf sie eine unwiderstehliche Attraktion aus. Lingner selbst starb 1916; bis Mitte der 1930er-Jahre hatte man sich seines Erbes durchaus bemächtigt.

Das Hygienemuseum, das in den 1930er-Jahren jedes Jahr Zehntausende von Besuchern anzog, bekam von den Dresdner Nationalsozialisten eine gänzlich neue Ausrichtung zugewiesen:

die der Rassenhygiene. Die Öffentlichkeit sollte dahingehend erzogen werden, wie bedeutsam eine «reine» Abstammung sei – und wie wichtig die Rassentrennung, denn die grösste Gefahr sei eine Vermischung und damit eine Befleckung jener Reinheit. Seit Anfang der 1920er-Jahre begeisterte sich Hitler für die wissenschaftlichen Möglichkeiten der Eugenik: Sterilisation wurde zu einem nationalsozialistischen Schlüsselbegriff.

Es gab jedoch einen anderen Wissenschaftszweig, der die Stadt zu einem attraktiveren Ziel für die Bomberverbände machte. Schon zu Beginn des Jahrhunderts hatte sich Dresden als florierendes Zentrum der optischen Technologie etabliert: Hier wurde vom Teleskop über das Mikroskop bis hin zu den besten Fotoapparaten alles hergestellt. Die Branche setzte auf besondere Fähigkeiten und Präzision, aber auch auf ein gewisses ästhetisches Flair. Die hier gefertigten Fotokameras verfügten über ein schlankes, elegantes Design, die Begehrlichkeiten in ganz Europa weckten. Selbst die optischen Instrumente für industrielle Zwecke waren von einer gewissen Schönheit. Im Jahr 1926 – die wirtschaftlichen Nachwirkungen der Hyperinflation waren immer noch deutlich spürbar – entschieden sich aus lauter Verzweiflung vier grosse Kamera- und Optikunternehmen zu fusionieren, und dieser Zusammenschluss sollte von weltweitem Erfolg gekrönt sein. Zeiss Ikon AG hiess das Unternehmen, das sich aus der Asche der Inflation erhob. Die Kameras, versehen mit einem pfiffigen Logo, waren für ihre Zeit sehr innovativ: die Ikonflex mit zwei Objektiven, die Kleinbildkamera Contax mit gekoppeltem Entfernungsmesser und die Faltkamera Ikonta mit Tessar-Objektiv¹⁶.

Der führende Kopf des Unternehmens war in den 1920er-Jahren bis zum Aufkommen der Nazis Professor Emanuel Goldberg.

1881 in Moskau geboren und wegen seines Glaubens von verschiedenen russischen akademischen Institutionen ausgeschlossen – es war die furchtbare Zeit der Pogrome –, wanderte Goldberg schliesslich nach Deutschland aus. Er war davon überzeugt, dass dort sein intellektueller Wissensdurst in den neu aufkommenden Gebieten Fotografie und Kinematografie gestillt werden würde. Nach grossem akademischem Erfolg in Leipzig siedelte Goldberg 1926 nach Dresden über und wurde zum ersten Geschäftsführer von Zeiss Ikon berufen¹⁷. Zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits eine Schmalfilmkamera entwickelt, die im Prinzip als erste Handkamera für den heimischen Gebrauch gilt – die Kinamo, für die damalige Zeit ein Wunder an Kompaktheit. Auch in puncto Marketing war die Entwicklung des Geräts ein scharfsinniger Schachzug: Die Kamera galt beim Bürgertum als letzter Schrei, als « Must-ha ve-Accessoire » für deutsche Ski- und Bergsteigerfreunde im Urlaub. Dresden verfügte sozusagen über einen Industriezweig, der in seiner Ausgeklügeltheit und Präzision einen harmonischen Kontrapunkt zur akribisch genauen Architektur, Kunst und Musik der Stadt bildete.

Emanuel Goldberg begeisterte sich auch für den Mikrofilm und erfand die sogenannten Mikropunkte. Er postulierte mithilfe von Fotozellen auch ein frühes Datenerhebungssystem, die « Statistische Maschine ». 1931 strahlte sein Ruf derart weit über alle Grenzen, dass der Internationale Kongress für Fotografie in der Stadt stattfand; er erhielt die Péligot-Medaille der Französischen Gesellschaft für Fotografie und Kinematografie.

Als 1933 durch das Ermächtigungsgesetz die Demokratie ein Ende fand und Dresden sehr plötzlich in den Schraubstock des Naziregimes gespannt wurde, mag sich Goldberg vielleicht aus-

gemalt haben, dass ihn sein Erfindergeist vor den bösartigen Umtrieben eines Martin Mutschmann schützen würde. Nun, er tat es nicht. Glaubt man einem Bericht, war die Taktik der Nationalsozialisten, ihn zum Rückzug zu «bewegen», denkbar einfach: Eines Tages wurden sie im Werk von Zeiss Ikon vorstellig, marschierten mitsamt Goldberg hinaus, setzten ihn in ein Auto und fuhren ihn aus der Stadt in die Wälder. Dort fesselten sie ihn an einen Baum, bedrohten ihn und seine Familie, nur um ihm schliesslich eine Handfessel zu lösen, damit er sein Rücktrittsgesuch unterschreiben konnte. Mitsamt seiner Familie emigrierte Goldberg unverzüglich nach Paris.

In der Folgezeit reagierte Zeiss Ikon vor allem auf die steigenden Bedürfnisse einer stark expandierenden Wehrmacht; nicht nur die Luftwaffe, sondern auch Kriegsmarine und Heer zeigten eine hohe Nachfrage an optischen Präzisionsgeräten. Die Fabriken unterstanden allmählich immer stärker der Geheimhaltung, ihre optischen Produkte waren jetzt ein zusätzliches, heimliches Mittel zur Unterstützung eines schnellen und brutalen Eroberungsfeldzugs. Es ist ziemlich aussagekräftig und sinnbildlich für die alles erstickende Finsternis, die damals in der Stadt geherrscht haben muss, dass die Stadtbehörden Anfang 1942 weitere Deportationen von Juden (direkt in die Vernichtungslager im Osten) ankündigten, worauf die Fabrikleitung von Zeiss Ikon darum bat, ihre jüdischen Zwangsarbeiter zu verschonen. Dies war wohl kaum als ein Akt der Barmherzigkeit zu verstehen, sondern als kaltblütig kalkulierter Versuch, keine qualifizierten Arbeitskräfte zu verlieren¹⁸. Doch die Gestapo zeigte sich unbeeindruckt: Sie liessen sich nicht um ihre Opfer bringen und deportierten umgehend zweihundertfünfzig Juden in den sicheren Tod.

Noch bis Anfang 1945 arbeiteten bei der Zeiss Ikon AG jüdische Frauen, die aus Konzentrationslagern rekrutiert worden waren: Siebenhundert von ihnen stammten aus Flossenbürg, weitere dreihundert aus Auschwitz und Ravensbrück. Sie wurden mit derselben eisigen Grausamkeit traktiert wie ihre Vorgängerinnen, und den Mitarbeitern von Zeiss Ikon konnte es nicht verborgen bleiben, wie hungrig sie waren und wie kümmerlich ihre Essensrationen ausfielen. Eine Reihe von Gefangenen hausten auf dem Fabrikgelände in Schlafsälen, die sich im obersten Stockwerk der Fabrik befanden; und trotz all der schrecklichen Unbilden wie den Holzbetten mit den kratzigen Decken, dem Gestank und der Eiskälte waren nicht wenige unter ihnen, die die Umstände vor Ort – verglichen mit den Alternativen – für einen Glücksfall hielten. Wie konnte sich eine solche Finsternis in einer Stadt ausbreiten und zum Normalfall werden, die einst als zivilisiertester Ort Deutschlands gegolten hatte?

6 – Eine Art Klein-London

Kleine Kinder im Dresden von 1945 hatten noch nie eine englische oder amerikanische Stimme gehört; falls doch, so hätten ihre Eltern zuvor heimlich eine Straftat begangen. Es gab Radiosendungen – schwungvolle, freundliche Propaganda der Alliierten – , die strengstens verboten waren. Die Amerikaner galten nicht im gleichen Masse als eine Gefahr wie die Sowjets: Sie wirkten eher drängend als bedrohlich. Die allgegenwärtige Populärkultur mit dem tapferen, grossmütigen Kino-Cowboy war tief ins Deutsche Reich vorgedrungen, bevor die Nazis sie vollständig auslöschen konnten.

Aber vielen dieser Dresdner Kinder blieb natürlich nicht verborgen, wer die ersten schweren Bombenangriffe im Herbst 1944 und gleich darauf Anfang 1945 geflogen hatte. Wer die Urheber dieser Luftangriffe waren, die am helllichten Tage geflogen wurden, erfuhren sie von ihren Eltern. Kurioserweise verharren die Dresdner selbst nach diesem recht eindrücklichen Vorgeschmack auf jenen verheerenden Schaden, den die Bomberverbände anrichten konnten, in einer Unbeschwertheit, die an Selbstgefälligkeit grenzte. Der erste amerikanische Angriff – durchgeführt von dreissig B-24-Bombern, die auf das Gelände des Rangierbahnhofs östlich der Altstadt rund siebzig Tonnen Sprengstoff abwarfen – war Dieter Haufe, der erst im Oktober 1944 elf Jahre alt

geworden war, noch ganz deutlich in Erinnerung geblieben. Denn unweigerlich verfehlten zahlreiche Bomben ihr eigentliches Ziel.

Der 7. Oktober, ein Samstag, war ein «wunderschöner, warmer Indianer-Sommertag», erinnerte sich Haufe¹. «Ich kümmerte mich mit meiner Mutter um den erst kürzlich gepflanzten Pflirsichbaum im Gemeinschaftsgarten im Innenhof.» Plötzlich jaulten zu ihrem Entsetzen die Sirenen auf, die Fliegerwarnung ertönte (ein Voralarm). Während des Krieges hatten die Dresdner genug Zeit gehabt, sich an sehr häufige – und fast immer fehlerhafte – Fliegeralarme zu gewöhnen, die meist jedoch nachts ertönten. An einem so wunderbaren Herbstnachmittag lag etwas Unerwartetes in dem unwirklichen Klagelaut der Sirenen. Mutter und Sohn sprinteten zunächst in ihre Wohnung im vierten Stock, um ihre Notfallpakete, bestehend aus Decken, Kissen und Gasmasken zu holen; ausserdem sorgte Dieter sich um seinen «treuen Begleiter Waldi», den Dackel der Familie.

Sie liefen die Treppe hinunter und in den Keller des Mietshauses, der wie so viele Keller zum Luftschuttkeller umgebaut worden war. Dort hockten Mutter, Sohn und Hund zusammen mit ihren Nachbarn unter einer nackten Glühbirne. Wenige Minuten später begann der Angriff. «Der Lärm wurde stärker, schwoll zu einem Dröhnen an», erinnert sich Haufe. «Es gab mehrere Detonationen. Und dann flackerte das elektrische Licht.»

Die Aussicht darauf, völlig von der Dunkelheit eingehüllt zu werden, über sich ein Brüllen seismischen Ausmasses, war beängstigend. «Dann, ganz nah: ein ohrenbetäubender Knall – ein wahnsinnig starker Luftstrom.» Haufe erinnerte sich, wie er als Junge das Procedere «automatisch» durchführte: schnell die Kinder-Gasmaske anziehen und «festzurren». Das Licht erlosch, und

es blieb nichts als alles einhüllende Schwärze. In dieser Dunkelheit hatte der panische Junge nur noch einen Gedanken im Kopf: «Ich werde meine Mutter nie wiedersehen.» Während des Angriffs «vibrierte mein Körper», selbst «meine Finger kribbelten». Dann folgte nichts als Stille. «Ich drückte Waldi an mich. Wenige Augenblicke später tauchte eine brennende Kerze vor meinem Gesicht auf. Es war Frau Schmidt aus dem zweiten Stock.»

Die Bomber schienen abgezogen zu sein. Aber in der Verwirrung schritt die Zeit sprunghaft voran, begleitet von Aussetzern. Plötzlich fand sich der junge Haufe draussen wieder, mit seinem Hund, aber ohne seine Mutter. Seltsamerweise fühlte sich der Belag des Bürgersteigs «wie Baumwolle an», was an der dicken Staubschicht lag, mit der er bedeckt war. Das gegenüberliegende Wohnhaus sah aus, als wäre es mit der Abrissbirne traktiert worden. Die Luft war staubig und kratzte im Hals. Dann hörte der Junge, wie sein Name gerufen wurde. Seine Mutter lebte, sie war dort, in Sicherheit, nur ein paar Schritte entfernt.

Selbst ein so grosses Zielgebiet wie ein Rangierbahnhof war aus einer Höhe von mehreren Tausend Fuss, was achthundert bis tausendfünfhundert Metern entsprechen mochte, nicht mit absoluter Sicherheit zu treffen, obwohl der Angriff bei Tageslicht die Präzision der amerikanischen Bomber erhöhte. Aber einige Bomben verfehlten ihr Ziel. Wie könnte es anders sein? Neben Wohnblöcken erwischte es Teile der Fabrik Seidel & Naumann sowie eine grosse Schule; wäre dieser Angriff nicht am Wochenende erfolgt, wären Hunderte von Kindern unter den Opfern zu beklagen gewesen. Tatsächlich lag die Zahl der Todesopfer an diesem Tag bei etwa zweihundertsiebzig Menschen. Laut Haufe erteilte Gauleiter Mutschmann den Befehl, die Nachricht von den massiven

Verlusten unter der Zivilbevölkerung zurückzuhalten; die Leichen wurden nicht sofort beerdigt, sondern erst nach und nach, während man die trauernden Familien damit hinhielt, dass sie einfach warten müssten. Mutschmann wollte mit seiner Massnahme die Kriegsmoral hochhalten, doch tatsächlich schienen die Bürger – die das Zerstörungswerk mit eigenen Augen betrachten konnten – auch trotz Mutschmanns Anordnung eine ablehnende Haltung gegenüber dem Angriff einzunehmen.

Ein weiterer amerikanischer Luftangriff, diesmal mit dem Ziel, alle Kommunikationswege zur Ostfront abzuschneiden, erfolgte am 16. Januar 1945. Auch dieser Überfall schien trotz der erheblichen Schäden – neben den Bombern, die scheinbar unbehelligt mitten am Tag operieren konnten und sich der Aufmerksamkeit der Jagdflieger entzogen, die nördlich der Stadt aufstiegen – nicht besonders grossen Eindruck auf weite Teile der Stadt zu machen; vielleicht war zu jenem Zeitpunkt, als die Angst das Tagesgeschehen bestimmte, nicht mehr viel übrig, was die Menschen überraschen oder schockieren konnte. Der fünfzehnjährige Winfried Bielss, der neben seiner Begeisterung für Briefmarken eine ebenso grosse Faszination für Züge und öffentliche Verkehrsmittel an den Tag legte, registrierte die Schäden, die entlang der Strassenbahnlinie 5 mit Endstation St.-Pauli-Friedhof entstanden waren. «Der Strassenbahnverkehr», so Bielss, «war für mehrere Tage unterbrochen»².

Weder er noch ein erwachsener Dresdner hätten im Februar 1945 ahnen können, dass den Eisenbahnstrecken und nicht den Fabriken das Hauptaugenmerk des Kommandanten der US-Luftwaffe, Carl Spaatz, galt, oder dass – während die Briten weiterhin Flächenbombardierungen vornahmen – die Pläne für amerikanische Bomber vorsahen, sich auf die stark ausgelasteten Bahnver-

bindungen von Berlin bis Dresden zu konzentrieren (und von diesem Drehkreuz auf Bahnlinien durch das Elbtal und die deutschen Mittelgebirge)³. Darüber hinaus hatte der stellvertretende US-Staatssekretär für die Luftfahrt, Robert Lovett, empfohlen, dass sich die Luftangriffe auf das ganze Reich ausdehnen sollten. Er zeigte sich besorgt über die wachsende Zahl amerikanischer Kriegsoffer und den deutschen Widerstand sowie über die Möglichkeit, dass die Nazis Fortschritte bei der Entwicklung neuer Geheimwaffen machten. In Bezug auf die Möglichkeit, die Rote Armee zu unterstützen, galt Dresden seit geraumer Zeit als legitimes Ziel.

Doch es gab ältere Dresdner Bürger, die sich – vielleicht mit einer gewissen Fassungslosigkeit – an eine gar nicht so lang zurückliegende Zeit erinnerten, in der die Amerikaner nicht der Feind, sondern ein integraler Bestandteil des Dresdner Lebens waren. Das Gleiche galt für die Engländer. Zudem war der Klang der englischen Sprache zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchaus vertraut; sowohl englische als auch amerikanische Auswanderer waren auf den Strassen Dresdens zu hören, und an den Zeitungsständen hingen englischsprachige Zeitungen aus. Selbst bis in die 1930er-Jahre hinein hatte die Stadt ein breites Spektrum an Besuchern angezogen, und in einigen Internaten waren viele der Mädchen englische Muttersprachler.

Aus diesem Grund, wie Victor Klemperer festhielt, spekulierte man auf den Strassen Dresdens in den ersten Tagen des Jahres 1945 – selbst noch nach dem Bombenangriff der Alliierten im Januar –, dass Dresden nie ernsthaft ins Visier genommen worden sei, weil es bei den Engländern und Amerikanern noch zu viel Zuneigung für die Stadt gebe. Tatsächlich hielt sich in Dresden

hartnäckig folgendes Gerücht: Winston Churchill wollte die Stadt verschont sehen, weil seine amerikanische Grossmutter sie so geliebt hatte (in anderen Variationen war es seine Tante). Seltsamerweise – auch wenn es keine zuverlässigen Quellen hierzu gibt – ist es durchaus möglich, dass sowohl Churchills Grossmutter als auch seine Mutter kurzzeitig in den Bann von Dresdens Charme gezogen worden waren.

Seine Grossmutter Clara Jerome (geborene Clarissa Hall) war eine amerikanische Erbin, die Mitte des 19. Jahrhunderts einen ersten Vorgeschmack auf Europa erhielt, als ihr Mann, ein Diplomat, nach Triest versetzt wurde. Sie war geradezu berauscht von den Möglichkeiten, die sich ihr hier boten; Paris erschien ihr sehr viel lebendiger als Manhattan. Sicherlich hatte ihr Eindruck viel mit der Erhabenheit ihrer neuen Kontakte zu tun, aber auch hier bot sich eine Welt voller Kunst, Gespräche und Ideen. So ist es durchaus denkbar, dass diese so leidenschaftliche Schwärmerin für Europa irgendwann einmal Dresden besuchte, das schliesslich während des gesamten 19. Jahrhunderts eine sehr lebendige amerikanische Gemeinschaft sowie Schriftsteller und Wissenschaftler beheimatete, die die Stadt für unwiderstehlich hielten und ihren eigentlich geplanten Kurzaufenthalt in die Länge zogen.

Die Anglo-Amerikaner hatten die Stadt bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts für sich entdeckt, als der zukünftige britische Premierminister Lord North Dresden mit seinem Freund Earl of Dartmouth besuchte. Letzterer schrieb: «Wir verbrachten in einem fortwährenden Hauch von Vergnügen zwei Wochen in einer Art Klein-London... Wir haben viel getanzt und besuchten drei Bälle pro Nacht. Ich hatte nicht erwartet, dass die englischen Tänze hier so gut beherrscht werden, ausserhalb von England...

Wir verbringen hier bei dem schönen Wetter, das wir genossen haben, eine sehr glückliche Zeit.»⁴

Es dauerte nicht lange, bis namhafte Amerikaner dieses kontinentale Schmuckstück entdeckten; zu ihnen gehörte der Verfasser von Kurzgeschichten und Essayist Washington Irving, Autor von *Rip Van Winkle* und *Die Sage von der schläfrigen Schlucht*. Er hatte Europa ausgiebig bereist, dabei aber nie einen Ort gefunden, an dem er sich niederlassen wollte. Als er Anfang der 1820er-Jahre Wien verliess und es ihn nach Dresden verschlug, zeigte er sich sofort begeistert. Hier, so erklärte er, befände sich «ein Ort des Geschmacks, des Intellekts und der literarischen Empfindung»⁵. Irving hoffte, hier Material für seine Geschichten zu finden und sich von tief verwurzelten deutschen Volksmärchen inspirieren zu lassen – aber die kultivierte Dresdner Gesellschaft nahm ihn derart in Beschlag, dass er die Dörfer und Wälder erst gar nicht zu Gesicht bekam. Alle Bereiche der Gesellschaft – von künstlerisch bis diplomatisch – waren erpicht darauf, Irving bei ihren Soirées begrüßen zu dürfen. Die Monate, die er in Dresden verbrachte, zeugen von der Offenheit der Stadt gegenüber Amerikanern und anderen Englischsprachigen, und das sollte auch im 19. und frühen 20. Jahrhundert so bleiben. Es gab eine englische Kirche, amerikanische Restaurants sowie eine englische Zeitung, und für eine derart kleine Stadt war Dresden sehr gastfreundlich: Man schätzte die jährliche Besucherzahl auf über hunderttausend, von denen ein Grossteil durch die Strassen in der Nähe des Albertinums und der Frauenkirche flanierten.

Kathleen (später Dame Kathleen) Courtney wurde um die Jahrhundertwende nach Dresden geschickt, nachdem sie vom Internat in England abgegangen war und sich nun an einer weiterführenden Schule einschrieb, in der sie Deutsch lernen sollte⁶.

Die Stadt verzauberte sie sofort, und sie beschreibt, wie sie eines Morgens, als sie einfach aus dem Fenster der Schule starrte, Zeuge eines Kulturkampfes wurde, der comicartige Züge trug: Auf dem Platz unter ihr ging die Orgelmusik, die aus einer amerikanischen Kirche erklang, gnadenlos im Tschingderassabum einer Dresdner Strassenkapelle unter.

Diese Mädchenpensionate schickten ihre jungen Damen abends in die Oper, wo man feststellte, dass das Foyer mit dem Klang der englischen Sprache erfüllt war. 1909 erzählte eine amerikanische Salondame der englischsprachigen Tageszeitung *Daily Record* eifrig, dass «sie Dresden als die schönste Stadt für Ausländer empfunden habe, die sie in Europa kannte, weil sie Paris oder Berlin bei Weitem überlegen sei, was das Klima, die schöne Umgebung, die Möglichkeiten der künstlerischen und musikalischen Erziehung sowie die wohnlichen Bedingungen angehe.»⁷

Natürlich setzte der Erste Weltkrieg all dem ein Ende, aber nur vorübergehend. In den 1920er- und 1930er-Jahren gab es wieder einen starken Zustrom englischer Besucher; es wurde sogar kolportiert, dass nach all den Gemetzeln auf den Schlachtfeldern bestimmte britische Gesellschaftsschichten den Deutschen sympathischer seien als die Franzosen, die sich in Sachen Reparationen so gnadenlos zeigten.

Die Begeisterung junger englischer Damen für Deutschland, wo sie sowohl den Feinschliff der Etikette als auch der kulturellen Erfahrung zu holen erhofften, liess auch in den 1930er-Jahren nicht nach. Das Aufkommen des Nationalsozialismus stellte für viele der besseren Familien, aus denen die jungen Frauen stammten, einfach eine neue Art von Ordnung dar, ein Bollwerk gegen die Bedrohung durch den schmutzigen Bolschewismus. So beherbergte Dresden noch eine ganze Weile Debütantinnen, die zu

Tänzen mit schneidigen Jungoffizieren eingeladen wurden und sich innerhalb einer Welt von exquisiter Förmlichkeiten, Uniformen und tiefen Verbeugungen verloren.

In der Zwischenzeit hatten die Nationalsozialisten es verstanden, die Vorzüge Deutschlands auch bei weniger hochgestellten Besuchern anzupreisen. Mit dem stetigen Wachstum der weissen Mittel- und Unterschicht in Grossbritannien wuchs auch das Bedürfnis nach Auslandsreisen, und das Propagandaministerium war sehr versiert darin, neugierige Gemüter für das Reich zu gewinnen. Selbst 1934 in der Frühphase des Regimes, als die Strassen in den Städten von schockierenden Gewaltexzessen erschüttert wurden, wurde Werbung in britischen Zeitungen geschaltet: «Deutschland bietet Neues», gefolgt von dem Slogan: «Mach dir selbst ein Bild vom heutigen Deutschland!»⁸ Der Reiseveranstalter Thomas Cook bot *Cook's Tours* an, die in der *Daily Mail* und dem *Daily Telegraph* beworben wurden. Man garantierte englischsprachige Führer, die allesamt Nazis waren. In Dresden, wie auch anderswo, kam ihnen nicht einmal der Gedanke, dass sie etwas zu verbergen hatten. Britische Touristen sollten sehen, welche Ordnung auf den Strassen und Plätzen herrschte; sie sollten Führungen durch die umliegenden ländlichen Gebiete machen, die sie selbst als quasimystisch betrachteten. Darüber hinaus war das musikalische und künstlerische Leben Dresdens auch den Lesern der populäreren Zeitungen bekannt: Der London-Besuch der Dresdner Operngesellschaft 1936 füllte ganze Klatschkolumnen mit bewundernden Schmankerln, die sich im Stadtteil Mayfair ereignet haben sollen.

Im Februar 1945 jedoch waren die einzigen Briten und Amerikaner in Dresden unterernährte Kriegsgefangene, darunter ein

junger Amerikaner namens Kurt Vonnegut. Der Zweiundzwanzigjährige war eine Woche vor Weihnachten gefangengenommen worden, als die Wehrmacht an den Grenzen zu Luxemburg und Belgien überraschend zurückschnappte, und seit dem 10. Januar 1945 in Dresden interniert⁹. In den dazwischen liegenden Wochen hatte er einen Blick auf die Art von Hölle erhalten, in die die Menschen scheinbar mit Leichtigkeit versinken können: den Verlust jedweder menschlicher Gefühle und Unempfindlichkeit für den erbärmlichen Tod. Doch schon bevor er an die Front musste, hatte er Schlimmes erleben müssen: Bei einem Heimaturlaub während seiner militärischen Ausbildung in der Nähe seiner Heimatstadt Indianapolis entdeckte er seine leblose Mutter, die sich mit einer Kombination aus Schlaftabletten und Alkohol das Leben genommen hatte.

Hinzu kamen finanzielle Probleme. Die ursprünglich aus Deutschland stammende Familie von Vonnegut unterhielt Unternehmungen im Brauerei- sowie Baubereich, die in den frühen Jahren des 20. Jahrhunderts aufblühten, bis die Prohibition in den 1920er-Jahren der Produktion von Bier ein Ende setzte; und durch den Börsencrash an der Wall Street im Jahre 1929 wurden unzählige Bauprojekte auf Eis gelegt.

Der junge Vonnegut, der in Cornell studiert hatte, war ein Pazifist. Sein ursprüngliches Fachgebiet war die Biochemie, aber sowohl er als auch seine Jugendliebe Jane Cox, um deren Hand er angehalten hatte, waren vom Journalismus und vom Schreiben fasziniert. Vonnegut hatte gegenüber seiner Verlobten stets beteuert, dass sie 1945 heiraten würden. 1944 ging es mit dem Schiff über den Atlantik, und innerhalb weniger Wochen würde er mit seiner Einheit in ein Europa eintauchen, das von Finsternis um-

hüllt war. Als Gefreiter – *Private* – in Diensten des militärischen Geheimdienstes hockte er Ende 1944 in den eisigen, nassen Wäldern Belgiens, als während der Ardennenschlacht die Wehrmacht neuen Mut schöpfte und eine fast dämonische Energie für den Widerstand aufbrachte. Die Kompanie des Gefreiten Vonnegut wurde abgeschnitten; er und hundertfünfzig weitere Kameraden wurden am 19. Dezember von den deutschen Soldaten eingekesselt. Hier nahm nicht nur eine Tortur ihren Ausgang, sondern auch ein grausiger Lehrgang dessen, welche Schrecken die menschliche Natur im Verborgenen bereithält.

Zunächst stand ein Gewaltmarsch von ungefähr einhundert Kilometern bis ins hessische Limburg an; die Kälte frass sich in die Knochen, die Füße waren blutig gelaufen. Dort wurden die Männer in Kisten verladen: versiegelten, fensterlosen Holzverschlägen, die als Güterwaggons dienten¹⁰. Es gab keinen Bewegungsspielraum, der Boden war mit gefrorenem Mist verkrustet, und um dieser ganzen existenziellen Absurdität noch ein Element hinzuzufügen, verliess der Zug den Bahnhof nicht. Möglicherweise waren die auf der Strecke befindlichen Gleise von den Alliierten bombardiert worden, sodass die eiskalten Güterwaggons auf den Abstellgleisen mit ihrer halb bewusstlosen menschlichen Fracht für einige Tage ihrem Schicksal überlassen wurden.

Logischerweise boten sie nun selbst ein Ziel für alliierte Bomber, und in einer klaren Nacht kam es zu einem amerikanischen Angriff, bei dem der Zug getroffen wurde. Hunderte wurden getötet oder verletzt. Vonnegut und die übrigen Überlebenden verfrachtete man in einen weiteren ranzigen Wagen und fuhr sie in ein Kriegsgefangenenlager in Mühlberg, etwas ausserhalb von Berlin. Nach Vonnegut waren Offiziere vom Arbeitsdienst befreit, die niedrigeren Ränge hingegen hatten nicht so viel Glück und konnten jederzeit ausgewählt werden, um die immer unersätt-

lichere Nachfrage der Nationalsozialisten nach Arbeitern zu befriedigen.

Die damalige Zugfahrt nach Dresden hätte – unter Berücksichtigung von Fahrplanänderungen, die sich durch alliierte Angriffe sowie die zusätzlichen Deportationszüge mit Juden ergaben – zwischen drei und vier Stunden gedauert. Nach der Ankunft konnte Vonnegut einen Blick auf die sehr schöne, von Kirchtürmchen gesprenkelte Häuserlandschaft Dresdens werfen. Denn er berichtete seiner Frau Jane Jahre später, dass er damals das Gefühl hatte, dies sei die erste «richtige» Stadt in seinem Leben¹¹.

Einer ihrer gemeinsamen literarischen Vorbilder war Fjodor Dostojewski, der Autor von *Schuld und Sühne*-, Vonnegut schien nicht zu wissen, dass ihr Idol selbst mehrere Jahre lang, von den späten 1860er- bis zu den frühen 1870er-Jahren, in Dresden gelebt hatte. Was hätte der Russe, sein Auge auf die kompromittierte Moral gerichtet, 1945 aus der Stadt gemacht, die sich in einem Todeskampf wand? Aus jener frappierenden Präsenz von Sünde und Feigheit? Sicherlich war Kurt Vonnegut fasziniert von den Abstufungen der Moral, die er dort beobachten konnte. Er versicherte sich rasch selbst, dass es einen scharfen Unterschied zwischen den Sadisten geben müsse, aus denen sich ihre Wachmannschaften zusammensetzten, und den Bewohnern – ob damals oder heute – einer so kultivierten Stadt wie dieser.

Vonnegut wurde zur Arbeit an einer Abfüllanlage für Malzsirop gezwungen. Von einem solchen süßen Luxus konnten die meisten Bürger des Reichs im Februar 1945 nur träumen, aber für Schwangere galt die Versorgung mit dem Extrakt als wichtig. Die Unterkunft, die ihm und anderen in seiner Gruppe zugewiesen wurde, befand sich in einem Schlachthofkomplex: Ihre Baracken wurden im Schlachthof errichtet. Und er sollte sich daran erin-

nen, dass es in diesen Nächten Ende Januar und Anfang Februar 1945 so schien, als würden die Sirenen der Stadt bei der kleinsten Provokation angeworfen, selbst wenn der Bombenangriff einer ganz anderen Stadt galt. Vonnegut selbst konnte sich Dresden nicht als Ziel vorstellen; es ist ihm offenbar nie in den Sinn gekommen, dass seine eigenen Leute inmitten der wunderschönen Altstadt einen schrecklichen Feuersturm entfachen könnten.

Und so war er nach jeder Tagesschicht und nach jedem beschwerlichen Marsch zurück zum Schlachthof, bei dem die Rippen und der Rücken ächzten, nach den erbärmlichen Suppenrationen, die mit Sehnen und Knorpeln aus Pferdefleisch angereichert waren, sowie einem Stück knochentrockenem Brot nicht besorgt darüber, dass ihm irgendein Ungemach aus der Luft drohte. Tatsächlich müssen er und seine Kameraden sich gefragt haben, wie lange es wohl dauern würde, bis entweder die Amerikaner oder die Sowjets auf den Dresdner Brücken aufmarschieren würden.

Ähnlich unbekümmert zeigte sich der sechsundzwanzigjährige britische Fallschirmjäger Victor Gregg, der wie Vonnegut in der Spätphase des Jahres 1944 im niederländischen Arnheim in Gefangenschaft geriet. Wie der Amerikaner wurde auch der in London geborene Gregg zum Arbeitsdienst gezwungen, er allerdings erwischte nach seinen Angaben zunächst eine recht angenehme Tätigkeit¹²: Er wurde einem Trupp städtischer Strassenkehrer zugeteilt, sodass er die aussergewöhnliche architektonische Schönheit in sich aufsaugen konnte. Der Truppführer – ein gebürtiger Dresdner – war anscheinend ein Mann, der stets bester Stimmung war. Gregg und ein paar andere Kriegsgefangene erhielten als Verpflegung Eintopf, Schwarzbrot und sogar Bier.

Greggs Rationen waren so reichhaltig, dass er auch in Gefangenschaft nicht an Körperkraft einbüsste, weshalb er sich mit Fluchtgedanken beschäftigte. Nach eigenen Angaben versuchte er zweimal, von seiner Baracke und seinem Arbeitstrupp zu entweichen, beide Male erfolglos. Infolgedessen bekam er eine Arbeit zugewiesen, bei der die Sicherheitsstandards höher waren. Anfang Februar 1945 schufteten Gregg und seine Mitgefangenen in einer Seifenfabrik ausserhalb des Stadtzentrums; allerdings war die Versorgungslage bereits so erbärmlich, dass die Zutaten für die Seife aus Bimsstein und nicht aus den üblichen Fetten bestanden.

In dieser Zeit muss Gregg sicherlich gespürt haben, dass Deutschland kurz vor der Kapitulation stand; und er muss sich wie andere Mitgefangene an die Dresdner erinnert haben, die ihm versicherten, dass die Alliierten Dresden niemals ins Visier nehmen würden, weil die Stadt sowohl historisch zu wertvoll als auch für die Kriegsanstrengungen nicht wichtig genug sei. Eines Tages verwendeten Gregg und sein Arbeitskollege Harry «versehentlich» etwas Zement statt Bimsstein, und ein Feuer brach aus, sodass die Fabrik beinahe niedergebrannt wäre.

Die Gestapo bestand darauf, dass das Duo bewusst gehandelt hatte (was sie auch getan hatten, allen Beteuerungen Greggs zum Trotz). Im Dritten Reich stand auf Sabotage nur ein Urteil: Von einem behelfsmässigen Tribunal, das mit alpträumhafter Schnelligkeit tagte, wurden die beiden zum Tode verurteilt, sodass der sechsundzwanzigjährige Gregg und sein Freund am Morgen des 14. Februar 1945 vor einem Erschiessungskommando standen. Harry machte eine entschlossene Miene und meinte zu Gregg, dass er sicher sei, dass schon irgendetwas dazwischenkommen würde.

In einem früheren, weitaus eleganteren Zeitalter hätte ein ganz

bestimmter Pilot der Royal Air Force – später ein erfolgreicher Romanautor – in der kosmopolitischen Atmosphäre Dresdens geschwelgt. Aber einige Tage später erfuhr er stattdessen bei einem Briefing, warum die Stadt als Ziel für seine Bomben auserkoren worden war. Der einundzwanzigjährige Flight Sergeant Miles Tripp war in der Nähe von Bury St Edmunds, einer Stadt in der Grafschaft Suffolk, stationiert. Für ihn und seine sechs Besatzungsmitglieder bedeutete diese Stadt eine solide Realität, von der sie sich zunehmend entfernten. Mit ihrem Marktplatz aus hellgrauem Kopfsteinpflaster, ihren Einkaufsstrassen aus Fachwerk, ihrer Abtei und ihren Kinos und Kneipen war dies eine Welt der Stille, in der sie eine Zuflucht fanden, nachdem sie Finsternis durchflogen und gelegentliche lähmende Angstzustände erlebt hatten, um deutsche Städte zu bombardieren.

Tripp war Bombenschütze: Er lag bäuchlings auf dem Boden der Lancaster und beobachtete die grünen, weissen und roten Leuchtfeuer, die ihm das Ziel für seinen Sprengstoff und seine Brandsätze vorgaben. Bei einer Mission passierte es, dass Tripp schon beim Start davon überzeugt war, der Pilot würde es vermasseln und sie würden alle abstürzen; als er wieder zu Bewusstsein kam, fand er sich mit bis zum Kinn angezogenen Knien vor, ohne jede Erinnerung daran, wie er diese Position eingenommen hatte¹³.

Er und seine Crewmitglieder, denen man in einigen Tagen mitteilen würde, dass ihre bisher längste Mission bevorstand, die sie so tief wie noch nie ins Dritte Reich bringen sollte, kannten die verschiedenen Abstufungen der Todesangst und das anschließende Hochgefühl, wenn man es überstanden hatte, sehr gut. Die Abschussquoten Anfang Februar 1945 waren für die Bomberbesatzungen kein Geheimnis, akkurate Zahlen lagen vor, daher wussten die Männer, dass es mehr als wahrscheinlich war, dass ihr

Leben bald in einem explodierenden Feuerball ein Ende finden würde.

Tripp legte – wie so viele Kameraden des Bomberkommandos – eine unbefangene Exzentrik an den Tag: Sein Haar war für die Zeit ausserordentlich lang, und zu seiner blauen Uniform trug er einen scharlachroten Schal. In der ersten Februarwoche 1945 hatte ihr Auftrag gelaftet, die Bahnhofsanlagen in Köln-Gremberg zu bombardieren.

Die völlig zerstörte Stadt ängstigte ihn, und trotz des verheerenden Bombenangriffs im Jahre 1943, der die historische Altstadt in Staub, Asche und Ruinen verwandelte, zeigten die Verteidiger sich immer noch bissig. Der nächtliche Himmel rund um Tripps Bomber war mit Leuchtsputzmunition, die den Rumpf des Flugzeuges sichtbar machen sollte, hell erleuchtet; daneben explodierten die sogenannten «Vogelscheuchen»: Darunter verstand man eine Art Rakete, die einen Treffer der Luftabwehr visuell nachahmen sollte, sodass andere Piloten sich zu (fehlerhaften) Manövern genötigt sahen. Er beobachtete, wie ein anderes Flugzeug tatsächlich getroffen wurde und «wie ein Stein vom Himmel fiel». Die Mission wurde als Erfolg gewertet, aber immer wieder mit dieser entsetzlichen Angst konfrontiert, zeigte sich Tripp nach über fünfundzwanzig Feindflügen mehr und mehr angeschlagen, seine Psyche korrodierte förmlich. Doch die kommende Mission sollte ihn noch mehr verfolgen.

Nach seiner Rückkehr von jener Kölner Bombennacht machte sich Tripp auf den Weg von der Luftwaffenbasis zum Angel Hotel im Zentrum von Bury St Edmunds. Seine Freundin Audrey, die im Korps der *Women's Auxiliary Airforce* diente, wartete schon auf ihn. Regelmässig verbrachten sie eine Nacht zusammen im Angel, und in einer Zeit, in der nur verheiratete Paare ein Zimmer teilen durften, gab sich das Hotelpersonal besonders verständnis-

voll und nachsichtig. Manchmal hatte Tripp einen Vorrat an Aufputschmitteln namens *Benzedrine* dabei, offiziell ausgegebene Amphetamine, mit denen die Müdigkeit bei den Einsätzen im Zaum gehalten werden sollte – für ihn war es eine ziemliche Verschwendung, «mit einer attraktiven Frau ins Bett zu gehen», nur um gleich darauf einzuschlafen.

Diese Stunden im ruhigen Dunkel des Hotelzimmers halfen ihm dabei, nicht den Anschluss ans Leben – und seinen Verstand – zu verlieren. In der vom Krieg überschatteten Zärtlichkeit ihrer Affäre fanden er und Audrey sowohl Intimität als auch Lebensfreude. Darin lag ein gewisser Trotz, eine Verve, die den Konflikt überragte und dabei helfen konnte, wieder Glauben zu schöpfen, selbst für diejenigen, die ihn schon verloren geglaubt hatten. Mit geradezu verzweifelter Lebenshunger klammerten sich Tripp und seine Kameraden an solcherart Trostpflaster.

7 – Die Wissenschaft vom Weltuntergang

Die 1947 veröffentlichten Memoiren von Sir Arthur Harris verrieten eine jugenhafte Faszination für die Allgewalt riesiger Infernos und bezogen sich auf so schreckliche Phänomene wie «Feuer-Tornados» und «Feuer-Taifune». Er zitierte aus einem geheimen Dokument der Deutschen, das nach dem Bombenangriff der RAF auf Hamburg im Juli 1943 angefertigt wurde. Darin wird der Luftangriff als etwas bezeichnet, das «alles menschliche Vorstellungsvermögen überstieg»¹. Harris fügte noch hinzu: «Es muss noch infernalischer gewesen sein als die Detonation der Atombomben über den beiden japanischen Städten.» Weiter zitierte er aus dem Bericht der Deutschen über den Feuersturm, dass gegen ihn «jedes menschliche Aufbäumen ziemlich nutzlos war».

Für ihn schien es weniger eine Frage des moralischen Zweifels und der Angst zu sein, er wollte vielmehr eine kühle Analyse einer fesselnden, vom Menschen geschaffenen Apokalypse machen. Ausserdem verwies er darauf, dass es auch das Ziel deutscher Bomber gewesen sei, über Grossbritannien einen Feuersturm zu entfachen; sie hatten in Coventry Erfolg gehabt und waren an London gescheitert, obwohl das ihr Ziel gewesen zu sein schien. Das Unternehmen Blitzkrieg wurde schliesslich Operation Loge genannt, nach dem Feuergott in *Das Rheingold*.

Harris legte des Weiteren dar, dass es zu Beginn des Krieges

auf allen Seiten falsche Vorstellungen über die Bombenangriffe und ihre angeblich hohe Effektivität gegeben habe, und dass die Briten sich durch ihre irrigen Annahmen selbst im Wege standen. «Hochexplosive Bomben waren immer zu klein und falsch konzipiert», schrieb Harris. «Die Standard-Splitterbombe mit 250 Pfund war ein lächerliches Geschoss.» Und die Art von Bomben, die nicht «lächerlich» waren, fanden «kaum Verwendung». Zu ihnen zählte er die Sprengbomben, die seiner Meinung nach den doppelten Vorteil hätten, das Gebäude zu zerstören und dabei nur wenige Opfer zu fordern – sofern sich die Bewohner in sichere Schutzräume flüchten konnten.

Dann war da noch die deutsche Kriegstaktik, den Bombenangriff auf britische Städte in den Nachtstunden zu fliegen. Es war unwahrscheinlich, dass daraus ein grösserer Flächenbrand entstehen konnte, denn in den Pausen zwischen den Bombardements konnte die verzweifelt arbeitende Feuerwehr die Flammen normalerweise zähmen. Aber die Idee dahinter war, dass das Bombardement möglichst stark an den Kräften der Rettungskräfte als auch der Zivilbevölkerung zehren sollte. Die Schwierigkeit für jede Seite, sinnierte Harris weiter, bestand darin, dass sich die Luftabwehr im Verlauf des Konflikts immer besser aufstellte, so dass in der Frühphase des Zweiten Weltkrieges dank immer effektiverer deutscher Flakscheinwerfer und -geschütze eine ziemlich erschreckend hohe Anzahl von Bombern vom Himmel geschossen wurde, während die Ziele – die Industrieanlagen – relativ unversehrt blieben. Das Prinzip der Konzentration gewann immer mehr an Bedeutung, also die Idee, dass ein schnell durchgeführter und massiver Angriff mit Brandbomben Hunderte von Einzelbränden nach sich ziehen würde, die unmöglich zu löschen wären. Das Ideal eines alles verschlingenden Feuers war geboren.

Luftmarschall Harris war schon seit Langem fasziniert von den Möglichkeiten, die sich boten, wenn man Feuer vom Himmel regnen liess. Nach dem Ersten Weltkrieg 1919 leitete er eine Fliegerstaffel im heutigen Irak. Zu jener Zeit glaubten die Briten, dass sich das riesige Land durch Einschüchterung aus der Luft kontrollieren liesse, anstatt Bodentruppen dort zu stationieren². Der junge Geschwaderführer Harris grübelte dort oben im arabischen Himmel beim Blick auf einfache Behausungen über die Wirkung von Bomben: Ein ganzes Dorf konnte in fünfundvierzig Minuten in Schutt und Asche gelegt werden. Und neben Gewehrschüssen in die Luft gab es fast nichts, was die Leute am Boden dagegen tun könnten.

Tatsächlich war Feuer als Kriegswaffe etwas, das sowohl unwissentlich an alte Instinkte appellierte als auch an die Intelligenz. Indem man alles dem Boden gleichmachte, mit Feuer ein Gebiet «säuberte», schaffte man neuen Raum für den Sieger. Bereits im 9. Jahrhundert v. Chr. hatten die Assyrer brennbare Waffen entwickelt; sie entzündeten Schwefel in Kupferkugeln. Unter dem byzantinischen Kaiser Konstantin Pogonatus kam erstmals das sogenannte Griechische Feuer – möglicherweise eine Mischung aus Baumharz, Schwefel und gebranntem Kalk – zum Einsatz, das auf feindliche Schiffe gespritzt wurde. Es handelte sich um eine Waffe, die auf einem Wissensvorsprung basierte. Nur die Byzantiner kannten die genaue Formel, und nur sie kannten die Technik, mit der das Gemisch auf Schiffen destilliert wurde, bevor man es in Röhren oder Siphons umfüllte und auf den Feind spritzte – ein Vorgang, bei dem offenbar sowohl ein ohrenbetäubender Donner Schlag als auch reichlich Rauch erzeugt wurde. Dieses Griechische Feuer war ein Vorläufer jener Phosphorbomben mit der bren-

nenden Substanz, die sowohl Holz als auch Eingeweide verschlingen würde. Es wurde 717 bei der Belagerung von Konstantinopel eingesetzt, und in den kommenden Jahrhunderten wurden neue Mixturen mit Katapulten verschossen.

Die Erfindung des Schiesspulvers und die Aushebung von immer professionelleren, hochqualifizierten Armeen in ganz Europa trug nicht dazu bei, dem Feuerteufel beizukommen. Manchmal war das Feuer als Entbehungsstrategie ziemlich erfolgreich; im Jahre 1812, als Napoleon seine Streitkräfte tiefer nach Russland vorantrieb, setzten die Russen erstmals das Prinzip der «Verbrannten Erde» ein – sie setzten alles in Flammen und sorgten auf diese Weise dafür, dass die Grande Armée mit jeder Meile, die sie tiefer in die russische Weite vordrang, ein Schauspiel aus Trostlosigkeit und Hunger willkommen hiess. Es heisst, dass sich selbst in Moskau grosse Teile der Stadt in gewaltigen Flammen gegen den trostlosen Winterhimmel abhoben, sodass Napoleon angesichts dieses tödlichen Spektakels zur Umkehr gezwungen war. Aber auch auf dem Rückzug wartete nur verbrannte Erde, und die Versorgung mit Lebensmitteln sowie Waffen lag am Boden; plötzlich drohte der Rückzug auf ein Massensterben hinauszulaufen.

Nur ein Jahr später sah sich Napoleon bei Dresden in den Ebenen und in den Wäldern Böhmens einem Bündnis aus Russen, Preussen und anderen Kräften aus ganz Mitteleuropa gegenüber. Dresden hatte schon einmal Feuer und Bombardements mitgemacht, und nur weil die Stadt so schön war, bedeutete das nicht, dass sie oder ihre Bewohner zerbrechlich waren. Die Dresdner unterstützten Napoleon weitestgehend, aber als die russische und böhmische Armee sich vorsichtig den Grenzen der Stadt näherten, bestand keine Garantie, dass Napoleon die Stadt halten konn-

te. «Welcher Künstler hat sich sonst um die politischen Ereignisse des Tages bekümmert...», schrieb E.T.A. Hoffmann 1813, als seine Fensterscheiben von den fernen Explosionen der Schlacht erbeben. «Aber eine verhängnisvolle, schwere Zeit hat den Menschen mit eiserner Faust ergriffen, und der Schmerz presst ihm Laute aus, die ihm sonst fremd waren.»³

Und während es stimmte, dass so viele europäische Städte im Laufe der Jahrhunderte in die Händel komplexer Konflikte gerieten, zusammen mit Artillerie- und Kanonenfeuer, so blieb die Feuerkraft doch stets dem Boden verhaftet. Das Aufkommen der Luftstreitkräfte zu Beginn des nächsten Jahrhunderts änderte alles bisher Dagewesene, als italienische und britische Piloten in ihren Kolonien hoch über der afrikanischen Ebene ganz unbekümmert Bomben auf rebellische Einheimische abwarfen.

Die ethischen Debatten über den Einsatz von Bomben setzten Anfang der 1920er-Jahre ein, als die Luftstreitkräfte auf der ganzen Welt begannen, effektiver vorzugehen. Es wurde genau unterschieden zwischen «terroristischem Bombardement» – dem willkürlichen Abwurf von Sprengstoff auf Wohngebiete und Zivilisten – und «moralischem Bombardement», bei dem Fabriken sowie Industrieanlagen ins Visier und Zivilisten als Kollateralschäden in Kauf genommen wurden⁴. Der italienische General Giulio Douhet veröffentlichte 1921 *Il Dominio dell’Aria* (Die Luftherrschaft), in dem er wohl erstmals schriftlich die These formuliert, dass ein ausreichend schlagkräftiger Angriff aus der Luft die Moral der Zivilbevölkerung so weit zerstören würde, dass ihren Herrschern keine andere Wahl als die Kapitulation bliebe⁵. Allerdings stiess diese neue Art der Kriegstaktik bei vielen auf Ablehnung. In Grossbritannien wurden Gesetzesentwürfe in den Whitehall-Ausschüssen diskutiert, die «von der Prämisse ausgingen, dass

wahllose Flächenbombardements rechtswidrig seien»⁶. Doch die Vorstellung, dass ein Bombardement mit ausreichendem Schockmoment den Kampfeswillen des Feindes augenblicklich zerstören würde, war zu verlockend und erschien auch seltsam zweckdienlich: Zwar drohten zahllose Opfer auf ziviler Seite, aber bedeutete es nicht das kleinere Übel als ein erneutes, millionenfaches Sterben auf den Schlachtfeldern über Jahre hinweg? 1925 bezeichnete der Militärhistoriker und ehemalige Soldat Basil Liddell die Niederschlagung des Feindes auf diese Weise als Unterwerfung «durch den Geist»⁷.

Andere jedoch hatten einen klareren und nüchternen Blick darauf, wie die Natur dieses zukünftigen Krieges aussehen würde. In den 1930er-Jahren erklärte Lord Tiverton, dass «das Mädchen, das eine Granate in einer Fabrik herstellt, genauso Teil der Kriegsmaschinerie ist wie der Soldat, der sie wirft. Es ist viel verletzlicher und wird mit Sicherheit angegriffen werden. Man kann unmöglich vorhersagen», fuhr er fort, «ob ein solcher Angriff nicht gerechtfertigt wäre.» Deshalb schloss er mit den Worten: «Eines Tages wird ein Angriff auf die Zivilbevölkerung stattfinden.»⁸ Diese Aussage kann als Ergänzung zu einem berühmteren Zitat von Stanley Baldwin verstanden werden, der erklärte: «Der Bomber wird immer durchkommen», womit er auf dieselben Ängste Bezug nahm. In jedem neuen kriegerischen Konflikt mit Deutschland bestünde das Ziel des Feindes mit Sicherheit darin, nicht nur Fabriken zu bombardieren, sondern auch die Häuser der Fabrikarbeiter; denn, wenn die Arbeiter miterleben mussten, wie ihre Familien getötet und ihre Häuser zerstört würden, wie sollten sie dann an die Fertigungsstätten zurückkehren und zügig sowie mit Präzision arbeiten können, beides notwendig, um Kriegsmaterial herzustellen? In der Royal Air Force und dem Kriegsmini-

sterium erinnerte man sich noch mit Schrecken an den sogenannten Feuerplan, mit dem das Kaiserreich kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs so viele Brandsätze wie möglich auf London (und Paris) abwerfen wollte, um dem Kriegsausgang eine entscheidende Richtungsänderung zu geben.

Schon in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg war die öffentliche Vorstellungskraft von Visionen heimgesucht worden, in denen Massenvernichtungswaffen vom Himmel regneten: Autoren wie H.G. Wells und «Sapper» (eigentlich Herman Cyril Mc Neile), der Schöpfer der rasanten Spionageabenteuer um Bulldog Drummond, hatten sich Luftschiffe ausgemalt, von denen sich Gift über die Grossstädte ergoss. In Wells' 1908 erschienenem Roman *Der Luftkrieg* griffen die Deutschen unter dem Kommando eines kaiserähnlichen Herrschers mit teuflischen Fluggeräten namens Drachenflieger an, die es mit chemischen Waffen auf die Ostküste Amerikas abgesehen hatten.

Die makabren Vorahnungen in den Ergüssen der Massenkultur passten zu den nervösen Spekulationen, die hochrangige Regierungsvertreter und Angehörige des Establishments vertraten. Frank Morison, ein ehemaliger Bomberpilot im Ersten Weltkrieg und Autor, bemerkte 1937, dass schwere Bombenangriffe – erst einmal als gewöhnliches Kriegswerkzeug etabliert – eine «Kluft in der Kontinuität der menschlichen Kultur» reissen würden, die «über alles hinausgehe, was noch zu kitten sei»⁹. Doch es gab auch jene, die den Versuch unternahmen, die zunehmend kriegsgerische Rhetorik abzuschwächen. 1938 verkündete Neville Chamberlain, dass «die vorsätzliche Bombardierung von Zivilisten gegen das Völkerrecht verstosse»¹⁰. Doch dieses Gesetz war von Hitler und Mussolini bereits seit 1936 gebrochen worden, als sie

im Spanischen Bürgerkrieg zugunsten des faschistischen Generals Franco eingriffen. Die Hoffnung, dass sie irgendwie davon überzeugt werden konnten, es in Zukunft zu unterlassen, schien äusserst überheblich.

Doch selbst die Nationalsozialisten schienen daran interessiert zu sein, dem berüchtigten Bombenangriff auf die nordbaskische Stadt Guernica im Jahre 1937 international einen quasilegalen Anstrich zu verpassen. Die erklärte Absicht der Luftwaffe, so die Nazis, sei es gewesen, Kriegsgerät sowie Waffenproduktionsstätten der Aufständischen zu zerstören und nicht etwa die Zivilbevölkerung einer Stadt zu massakrieren, die kaum in den Konflikt involviert war. Die Realität sah so aus, dass Hunderte von Zivilisten getötet wurden; ausserdem waren drei Viertel der Gebäude zerstört oder unbewohnbar. Die Welt reagierte mit Abscheu auf die Tat, auch wenn der Angriff genau unter die Lupe genommen wurde.

Es fällt auf, dass egal wie ausgeklügelt sich die fortschreitende Technologie während des folgenden Krieges auch ausnahm – vom Zielsucher bis zu den Stanniolstreifen, sogenannte «Düppel», die aus Flugzeugen abgeworfen wurden, um das feindliche Radar «blind» zu machen, sowie elektronische Weiterentwicklungen der Düppel –, die Prinzipien blieben immer irgendwie althergebracht. Dabei ging es nicht um den Angriff aus der Luft an sich, sondern um einen sehr viel älterem Impuls. Mit Guernica war eine Philosophie aufgekommen, die die Angreifer mit den alten Göttern gleichsetzte, wie Zeus, der Donnerkeile vom Himmel auf diejenigen abfeuerte, die sich nicht verteidigen konnten. Die einzig wahrhaft rationale Reaktion darauf war der Fatalismus. Bei der Überprüfung, inwieweit solche Überfälle internationale Recht-

mässigkeit genossen, waren die Deutschen – wie andere Nationen auch – vor allem an solchen Luftangriffen interessiert, die die Moral des Gegners zersetzten; wenn die Bürger erst einmal die überirdische Wucht dieser choreografierten Überfälle zu sehen bekämen, wäre Kapitulation nur noch eine Frage der Zeit.

Dennoch schienen rationale Erwägungen sowohl auf Seiten der Aggressoren als auch auf Seiten der Opfer nur schwer fassbar. Die Luftwaffe arbeitete an der Vervollkommnung jener zerstörerischen Angriffswellen sowie an Bomben, die das effektivste Vernichtungswerk erzeugen würden: Im September 1939 flogen die Deutschen nach dem Überfall auf Polen wiederholt Luftangriffe auf Warschau. Am Morgen des 25. September wurden beim grössten und am besten koordinierten Luftangriff Hunderte Tonnen Sprengstoff und Brandsätze abgeworfen, die auf beiden Seiten der Weichsel grosse Brände entfachten. Die Sicht war mit dem Rauch und der Glut von wunderschönen Bürgerhäusern sowie Kirchen verdeckt, das Sonnenlicht ausgesperrt. Im feurigen Zwielicht der brennenden Strassen erwarteten die Deutschen, dass jeder bewaffnete Widerstand sofort zum Erliegen kommen würde. Nichts dergleichen geschah. Obwohl die Stadt zwei Tage später durch Bodentruppen erobert wurde, war allen bewusst geworden, dass die Bombardierung die Bürger der polnischen Hauptstadt zwar schockiert, aber nicht resigniert zurückgelassen hatte.

Wenn eine Waffe verfügbar ist, dann gibt es immer den Impuls, sie auch einzusetzen. Die Bombardierung Rotterdams im Jahre 1940, die den Schock der Bodeninvasion noch verstärken sollte, folgte dem Grundgedanken der unaufhaltsamen Walze, nachdem der Vorstoss der Wehrmacht zu Lande auf einen überraschend starken Widerstand gestossen war. Der Plan sah vor, dass Bodentruppen und Panzer mit Flammenwerfern nach einem präzis ge-

führten Bombenangriff Rotterdam einnehmen sollten¹¹. Tatsächlich war der Überfall alles andere als präzise.

Das Zentrum von Rotterdam bestand aus einer grossen Anzahl mittelalterlicher Fachwerkhäuser, dicht bebauten Strassen und Gassen, die ein Spiegelbild der europäischen Geschichte abgaben. Die Luftwaffe entlud ihre Bomben und Brandsätze scheinbar wahllos auf die Stadt, ein Gebäude nach dem anderen fiel den Flammen zum Opfer. Hier zeigte sich der Nationalsozialismus in seiner reinsten Erscheinungsform, als ein Aufblühen des Nihilismus: Er war bereit, nicht nur Hunderte und Aberhunderte von unbeteiligten Zivilisten zu ermorden, sondern auch alle Schönheit auszuradieren. Die Blütezeit einer Macht war gekommen, die keinen Hehl aus ihren Absichten machte: *Wir können jetzt jederzeit ganze Zivilisationen auslöschen*. Und in diesem seltenen Fall funktionierte es: Als die Luftwaffe als Nächstes drohte, die mittelalterlichen Prachtbauten von Utrecht in Staub und Asche zu verwandeln, sah sich die Regierung der Niederlande zur Kapitulation gezwungen. Sie wollte nicht nur die niederländischen Bürger schützen, sondern auch die Geschichte und Kultur des Landes bewahren, unersetzliche Wahrzeichen der Erinnerung und Zugehörigkeit.

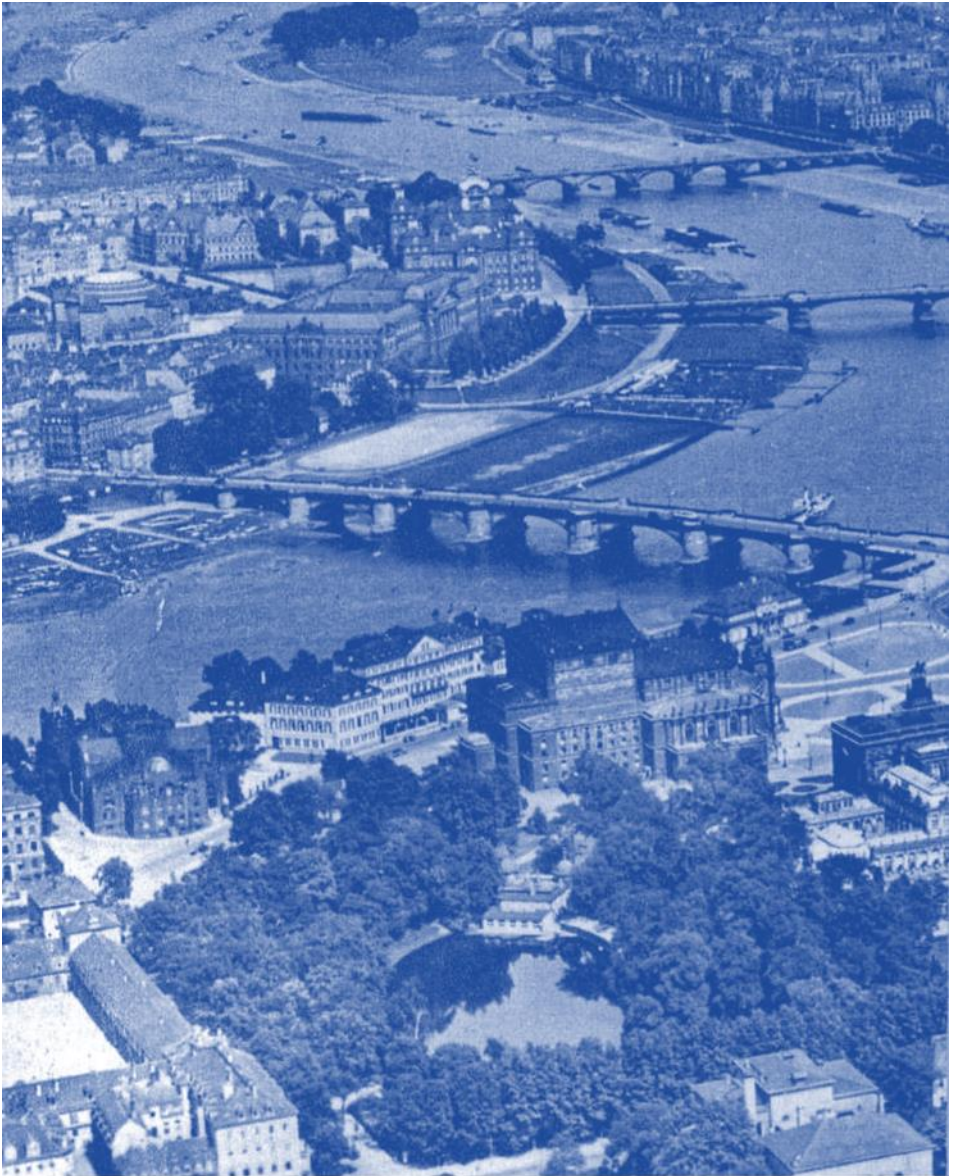
Die Luftwaffe hatte auch eine unbeabsichtigte Nebenwirkung entdeckt, eine nicht bedachte physikalische Eigenart des Feuers, die die Idee noch verstärkte, dass sich bei weiterer Forschung über jeder Stadt eine künstliche, von Menschen gemachte Apokalypse entfachen liesse. Die unzähligen Brände, die beim *Rotterdam Blitz* ausbrachen, waren so heftig und zahlreich, dass sie von den Feuerwehren nicht mehr bekämpft werden konnten. Als sie sich ausbreiteten, nährten sie sich sozusagen selbst, wurden immer



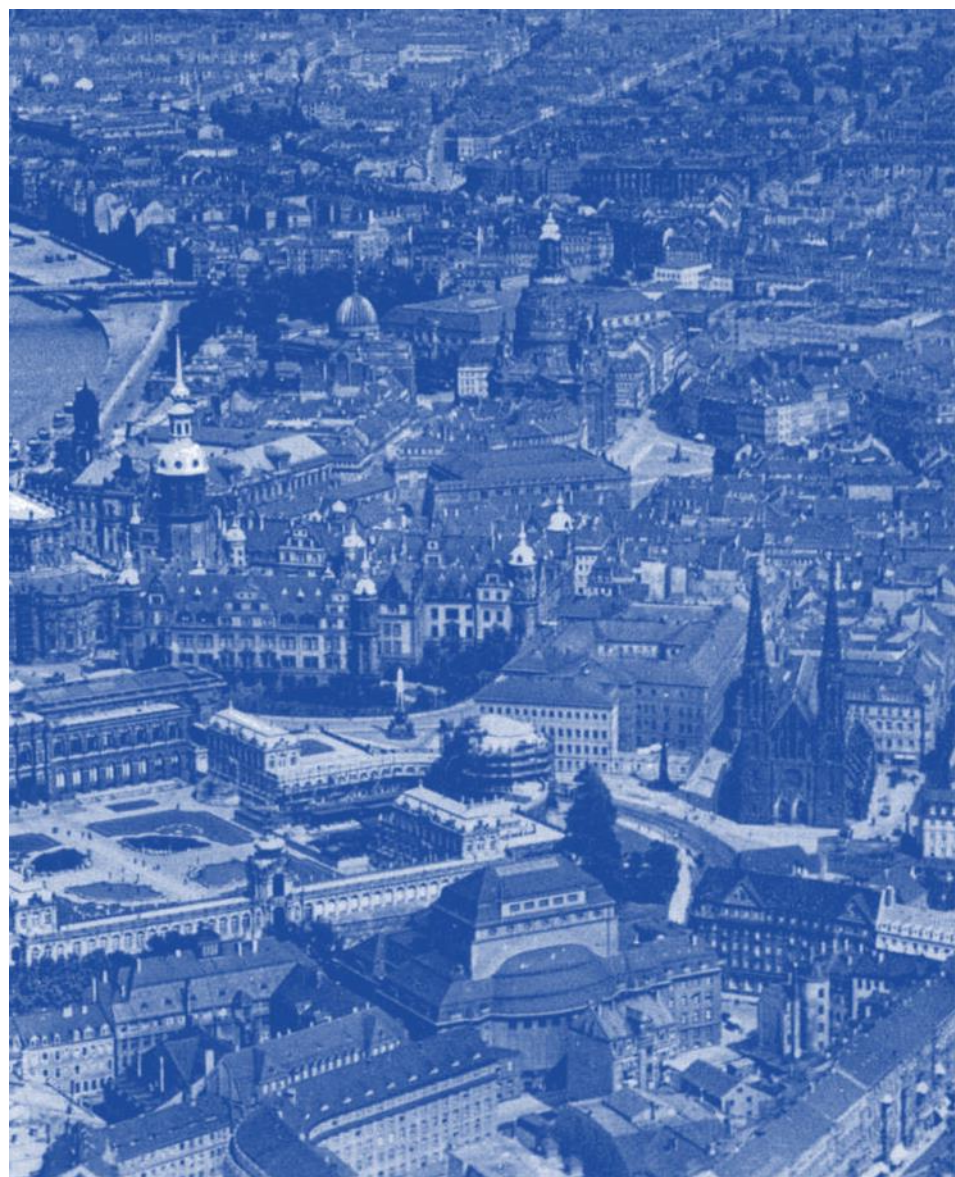
1. *Dresden vom rechten Elbufer unterhalb der Augustusbrücke*, um 1750 gemalt von Bernardo Bellotto. Diese Aussicht lockte Künstler und Musiker sowie anspruchsvolle Reisende aus Europa und Übersee.
2. Der Stallhof des Dresdner Residenzschlosses im Herzen der Altstadt (um 1930). Dieser aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende Teil des Schlosses, auf dem Ritterturniere abgehalten wurden, wurde nach der Zerstörung wieder aufgebaut.

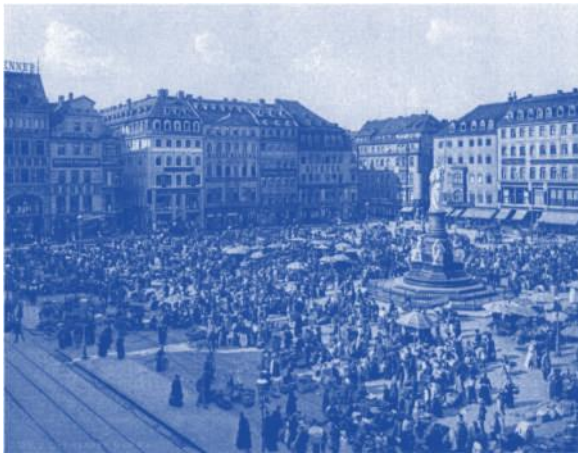


3. Der Spielbetrieb in der Semperoper, einer der kulturellen Glanzpunkte Dresdens, lief bis Januar 1945. Ihre Aufführungen waren international anerkannt, obwohl die Unterstützung jüdischer Künstler mit Beginn des NS-Regimes gewalttätige Konsequenzen hatte.



4. Ein schier überbordendes Panorama der Altstadt (um 1930). Im Vordergrund der Zwingergarten mit seiner strengen barocken Anordnung, direkt daneben die Katholische Hofkirche und nur unweit davon die Schätze des Residenzschlosses sowie die Frauenkirche – eine Stadtlandschaft reich an architektonischer Tradition.





5. Der Altmarkt bildete mit seinen gehobenen Geschäften und Restaurants das Zentrum der innerstädtischen Wirtschaft. Erich Kästner erinnerte sich daran, dass der Platz um die Jahrhundertwende in der Farbenpracht der Blumenstände erblühte.

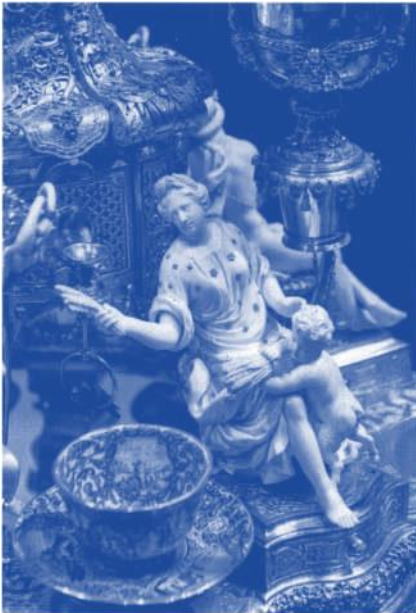
6. Der Hauptbahnhof in der Dresdner Innenstadt, 1892 entworfen von Ernst Giese und Paul Weidner, lag entlang der Linie Berlin-Prag und bildete somit einen Verkehrsknotenpunkt zum restlichen Europa. Seine eleganten Formen waren das Erste, was Tausende von Flüchtlingen aus eher ländlichen Gebieten Schlesiens und Pommerns von Dresden zu sehen bekamen.



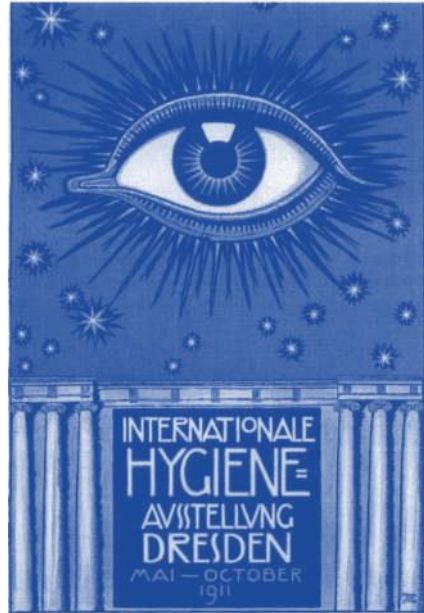
7. Die im achtzehnten Jahrhundert nach den Plänen von George Bähr erbaute evangelischlutherische Kirche «Unserer Lieben Frau» – die Frauenkirche – war ein Meisterwerk aus dem Barock. Neben seiner aussergewöhnlichen Akustik war das Bauwerk sowohl in ästhetischer als auch religiöser Hinsicht ein Anziehungspunkt für Dresdner.



8. Da sich in den frühen 1930er-Jahren immer mehr Menschen Reisen über den Kanal leisten konnten, wurde Dresden in britischen Zeitungen als Reiseziel beworben. Unter dem NS-Regime wurden Besucher allerdings von Parteifunktionären eskortiert.



9. Im Dresden des frühen achtzehnten Jahrhunderts stolperte ein junger Alchemist zufällig über ein Geheimnis, das bisher fest in chinesischer Hand war: die Herstellung von Porzellan. Dresden und das nahegelegene Meissen wurden zum Synonym für einen filigranen Stil.



10. Die Hygieneausstellung von 1911 erfreute sich so grosser Popularität, dass bis heute ein Hygienemuseum in der Stadt überdauert hat. Das Plakat steht nicht für eine totalitäre Überwachung, sondern richtete den Blick auf die sich abzeichnenden Wunder, die die Wissenschaft zu jener Zeit hervorbringen sollte.



11. Adolf Hitler mit Gefolge vor dem Zwinger im Jahre 1934. Der Reichsführer weilte in Dresden, um die Deutsche Theaterwoche zu eröffnen. Begeisterte Massen säumten die Strassen, als Hitler sich auf den Weg zur Aufführung der Wagneroper *Tristan und Isolde* machte.



12. Richard Strauss neben einem Mitglied des Dresdner Opernensembles in den 1930er-Jahren. Der Komponist vergötterte Dresden, viele seiner Opern wurden hier uraufgeführt, auch wenn seine Beziehung zu den Nationalsozialisten auf des Messers Schneide stand.
13. Hitler empfand eine geradezu krankhafte Abscheu vor moderner Kunst, seiner Ansicht nach Werke von «kranken Gehirnen». 1933 war Dresden Schauplatz der ersten Ausstellung, auf der sogenannte «Entartete Kunst» gezeigt wurde.

14. Nachdem Edward VIII. erst kurz zuvor auf die britische Krone verzichtet hatte, besuchte der frischgebackene Duke von Windsor im Jahr 1937 Dresden. In einer Rede, die er vor einem Treffen mit Hitler hielt, lobte er die Vorstellungen der NSDAP hinsichtlich der Arbeiterklasse. Hier sieht man ihn mit Nazi-Größen vor einem Modell des Zwingers.



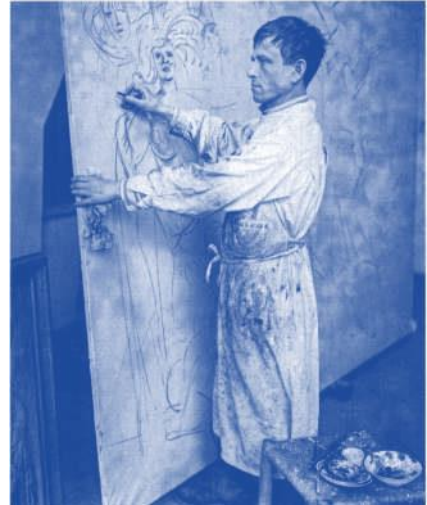
15. So wie für Jungen die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend, war für Mädchen der Eintritt in den Bund Deutscher Mädel vorgeschrieben. Ungeachtet der vergifteten ideologischen Lehren verloren die Dresdner Mädchen niemals das Gefühl für die bürgerlichen Pflichten.

16. Dresdens mächtigster Politiker, Martin Mutschmann, pflegte ein enges Verhältnis zu Hitler. Der gelernte Stickermeister war fasziniert von Märchen, die in dunklen Wäldern spielten, sowie von sächsischer Volkskunst; hier besucht er gerade eine solche Ausstellung.

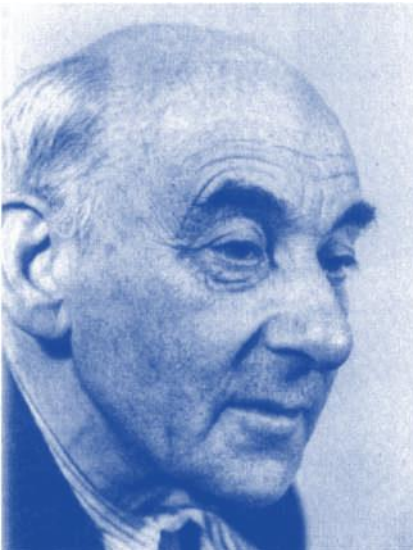




17. Dr. Albert Fromme war *die* medizinische Koryphäe Dresdens. Zusammen mit seinen Kollegen hielt er selbst während des Infernos die Stellung.



18. Der gefeierte Künstler Otto Dix gehörte zu den einflussreichsten Persönlichkeiten Dresdens. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er wiederholt von Alpträumen geplagt, in denen er in brennenden Ruinen in der Falle sass.



19. Victor Klemperer, einer der nur ganz wenigen Juden, die in Dresden die Naziherrschaft überlebten. Seine Tagebücher – die Juden nicht führen durften – sind bis heute ein aussergewöhnliches Zeugnis.



20. Sowohl die Dresdner Kunst als auch die Marionetten von Otto Griebel besaßen einen anarchischen Unterton, der den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge war.



21. Luftwaffenmarschall Sir Arthur Harris vom Bomberkommando (Bildmitte). Er konnte ausgesprochen scharfzünftig werden, war aber gesellig und absolut loyal.



22. Bombenschütze Miles Tripp, ganz links, mit seiner Besatzung. Der angehende Autor schrieb später über die Kameradschaft und die Träume, als sie Nacht für Nacht in eiskalter Erwartung des Todes durch feindliches Flakfeuer flogen.

23. Im eisigen Winter 1944 geriet der US-Amerikaner Kurt Vonnegut in Kriegsgefangenschaft, und am 13. Februar 1945 wurden er und Mitgefangene in einem Schlachthof festgehalten. Diese Nacht sollte ihn zu einem der bedeutendsten Romane des 20. Jahrhunderts inspirieren.

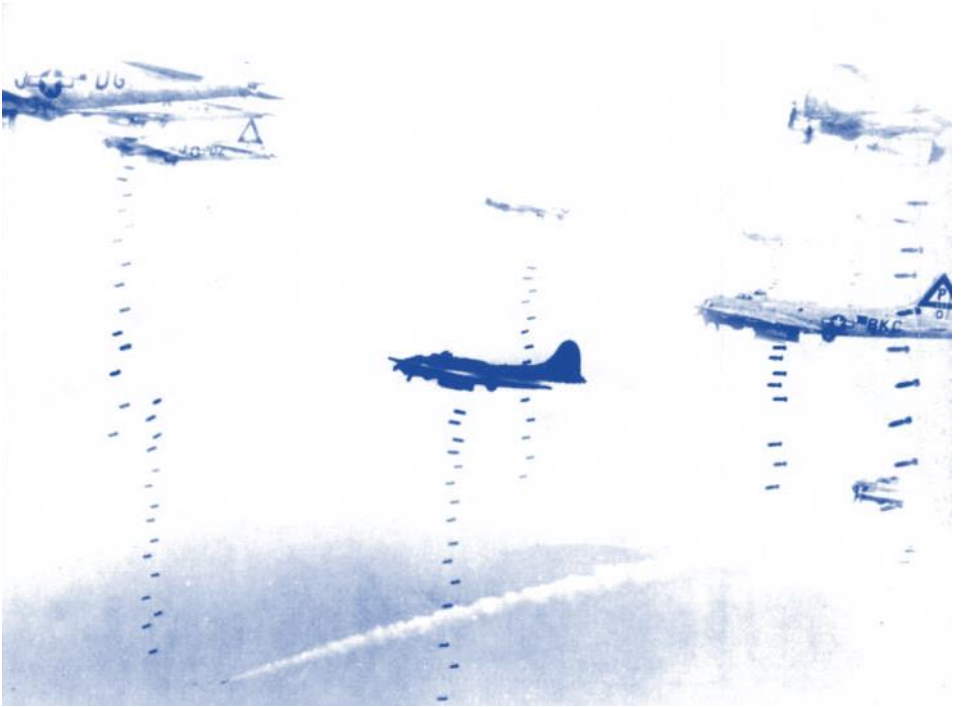




24. Die Sichtverhältnisse über Dresden waren am 13. Februar 1945 ungewöhnlich klar; riesige «Cookies» regneten herab, durchschlugen die Hausdächer und legten ganze Strassenzüge augenblicklich in Trümmer.

25. An den Bombern waren Kameras montiert, die das Ausmass der Zerstörung festhielten. Ein Bombenschütze beschrieb die brennenden Strassen als ein Gitternetz aus Licht.





26. Die verängstigte Bevölkerung am Boden lauschte angespannt dem Geräusch, wenn die Bomber ihre tödliche Fracht abwarfen und aufgrund des geringer gewordenen Gewichts schnell an Höhe gewannen.



27. Die bei dem Feuersturm erzeugte Hitze sorgte dafür, dass die Kleidung in Flammen aufging, die Teerdecke schmolz und Menschen sich am Kopfsteinpflaster sowie an Laternenpfählen verbrannten. Im Verlauf der Nacht wandelte sich der Sturm zu einer infernalischen Feuersäule, die fast zwei Kilometer in den Himmel ragte.



28. In der zerbombten Stadt war es fast unmöglich, sich zu orientieren – die Trümmer glühten vor Hitze, und einst bekannte Strassen waren bis zur Unkenntlichkeit zerstört.



stärker, sodass sich auch die Luftverhältnisse änderten. Über der Stadt stieg eine Säule aus intensiver, heisser Abluft auf, sodass in den zerstörten Strassen darunter ein Vakuum entstand, in dem sowohl das Atmen unmöglich war als auch Gegenstände, die nicht am Boden befestigt waren, in die Luft gewirbelt wurden. Es handelte sich um jene Art Feuertornado, von dem sich Harris und der Chef des Luftstabs, Charles Portal, so fasziniert zeigen sollten.

Das Phänomen war bekannt. Im Jahr 1871 hatten Teile von Wisconsin nach langen Trockenperioden unter Präriebränden gelitten, und die orangefarbene Sonne hing kränklich am rauchgeschwängerten Himmel. Ein Trupp Eisenbahnbauarbeiter, der tief im Wald Unterholz beseitigte, löste versehentlich ein weiteres Feuer aus, das aufgrund einiger einzigartigen Wetterbedingungen, darunter ein anhaltender Westwind, schnell an Kraft gewann. Kalte Luft wurde in eine ständig grösser werdende, extrem heisse Windhose gesaugt, und die Flammen frassen sich ungehindert durch die trockenen Wälder.

Berichten zufolge ereignete sich dieser Prozess erstaunlich (und erschreckend) schnell; andere Eisenbahner, die der tosenden Flammenhölle im Weg standen, sollen einfach an Ort und Stelle verbrannt sein. Einem Zeugen zufolge klang das Phänomen tatsächlich «wie ein Güterzug». Das Feuer breitete sich weiter aus, und die Flammen näherten sich der Stadt Peshtigo, die sich von einem «Flammenmeer, etwa eine Meile hoch und fünf Meilen breit», bedroht sah. Das Feuer brannte jetzt mit einer Temperatur von etwa 2'000 Grad Celsius – heiss genug, um Sand in Glas zu verwandeln – und verschlang Holzhäuser und Kirchen. Viele Jahre später wurde die Katastrophe als «natürliche Nuklearexplosion» bezeichnet¹².

Mit dem Peshtigo-Paradigma beschäftigten sich in der Folge US-amerikanische Wissenschaftler. Worin bestand dieses als «Feuerwir-

bel» bekannte Phänomen, das sich derart aufheizte, dass jeder in unmittelbarer Nähe hilflos in die Luft gerissen wurde, immer höher und höher und in dem Tornado lebendig verbrannte? Schätzungsweise tausendzweihundert Menschen starben bei dem Inferno; die Opferzahlen sind so ungenau, da die Überreste oftmals nicht mehr identifiziert werden konnten. Das Feuer, das gierig 1,2 Millionen Hektar Land vernichtet hatte, erstickte sich schliesslich selbst; übrig blieben unzählige Überlebende mit hässlichen Verbrennungen, deren psychischen Zustand man heute als posttraumatische Belastungsstörung bezeichnen würde.

1881 ereignete sich ein weiterer schrecklicher Ausbruch in einem Forstbezirk von Michigan; ein Zeuge sagte später aus: «Die Flammen sprangen hoch in die Luft, stürzten dann – wie ein hüpfender Ball – zu Boden und verbrannten alles, dessen sie habhaft werden konnten, bevor sie zum nächsten Sprung ansetzten.»¹³ Dies war ein «Hurrikan, der eine Flamme vor sich hertrug», und wieder einmal hatte er walddreiche Nahrung gefunden, die er sich einverleiben konnte. Es entstand eine Art Pilz aus überhitzter Luft und Flammen, der weit in den Himmel auffragte; die Zeitzeugen dachten, das «Ende der Welt» sei gekommen¹⁴. Dieses Ereignis übte in der Folge erneut eine geradezu schreckliche Faszination auf die Wissenschaft aus, und zwar über seine Wirkung auf Tiere und Menschen. Das Vieh, Schafe und Kühe, waren verschmort und teils völlig verkohlt. Auch bei den Menschen war es nicht anders; viele fand man ohne Kleidung und völlig verschrumpelt vor. Von den Überlebenden erlitten viele abscheuliche Verletzungen, teilweise verbrannten ihre Nasen und Hände vollständig. Bei anderen wiederum hatte das Feuer die Glaskörper in den Augen verdampfen lassen oder die Gesichter völlig entstellt.

Auf die zwei Katastrophen, die sich in ländlichen Gebieten ereignet hatten, folgten 1923 Feuertaifune, die, ausgelöst durch das Grosse-Kanto-Erdbeben, zwei japanische Städte heimsuchten. Die Menschen am Hafen von Yokohama wurden plötzlich von einem Geräusch aufgeschreckt, das wie ein unheimlicher Donner klang¹⁵. Als die Erde bebte, wurden diejenigen, die auf den Piers standen, in die Luft gewirbelt, bevor der Tsunami folgte, eine monströs hohe Wand aus schwarzem Wasser, die über Lagerhallen und Häuser hereinbrach und Menschen in kleine ertrinkende Tupfer verwandelte. Lind danach kamen die Feuer, sowohl in Yokohama als auch im etwa dreissig Kilometer nördlich gelegenen Tokio, das ebenfalls vom Erdbeben erfasst worden war. Die Flammen breiteten sich in den Wohngebieten, die vollständig aus Holzhäusern bestanden, mit rasender Geschwindigkeit aus, übersprangen Strassen und verschlangen alles. Der Albtraum war so intensiv, dass es zu religiösen Vergleichen kam. «Wenn das nicht die Hölle war», bemerkte ein Zeitzeuge, «was dann?»¹⁶ Anderswo zeigte sich ein Jesuitenpater geradezu gefesselt vom Schrecken des Spektakels: «Jede Windböe gab einen neuen Impuls und steigerte die Wut des Feuers noch.»¹⁷

Aber hier trat ein Element hinzu, neu und schrecklich zugleich: die Bevölkerungsdichte. Obwohl die amerikanischen Feuerstürme viele Menschenleben gefordert hatten, beschränkte sich ihr Zerstörungswerk auf ein riesiges und dünn besiedeltes Gebiet. Im vor Menschen überquellenden Tokio verursachten sengende Hitze und Flammen, die höher aufragten als jeder Wolkenkratzer, eine Massenpanik in der Stadt. Diejenigen, die versuchten zu fliehen, waren in der erstickenden Menschenmenge eingezwängt, die in alle Richtungen drückte – der natürliche Fluchtinstinkt führte zum Stillstand.

In der Nähe des Sumida versuchten die in Panik geratenen Menschenmassen in der immer heisser werdenden Luft, das Wasser zu erreichen. Doch viele fanden in der Strömung des Flusses nicht wie erhofft Abkühlung und Sicherheit, sondern den Tod, weil sie so erschöpft waren. Die Menschen strömten immer noch aus den umliegenden Strassen zum Fluss, sodass die Brücken bald überlastet waren; einige stürzten ein und begruben viele Menschen unter sich.

Tokio war eine moderne Stadt, aber sie und ihre Bewohner zeigten sich gegenüber einem Feuer mit solch infernalischer Kraft hilflos. Der Teer auf den Strassen schmolz zu zähflüssigem Sirup, Eisenbahnstränge verzogen sich. Die Gas- und Stromversorgungen wurden komplett gekappt. Überirdische Telefonmasten sowie -leitungen lösten sich in den Flammen auf. Die Feuerwehr war machtlos, und hundertdreissig Feuerherde verbanden sich mit einer Geschwindigkeit, die sie zu einer elementaren Bedrohung machten.

In anderen Teilen der Stadt, in denen die Luft mit heisser Glut und brüllenden Flammen angefüllt war, suchten viele Zuflucht, indem sie auf offene Flächen, Plätze und Parks drängten. Was in einem Park geschah, nahm in seiner Wucht erneut biblische Ausmasse an: Die Flammen verschmolzen miteinander zu einem «Drachentanz», wie die Menschen vor Ort das Phänomen nannten: ein Feuertornado oder Feuersturm. Wieder einmal kam es zu einer schrecklichen Umkehrung der Schwerkraft, und ganze Bäume und menschliche Körper wurden in den Rachen des glühenden Infernos gezogen – und geschmolzen.

Das Feuer erzeugte hurrikanartige Winde, und seine Wirkung ähnelte einem Hochofen. Die Kleidung wurde zerfetzt, von den Böen den Menschen vom Leib gerissen, wobei die inneren Organe geröstet wurden. In einigen Fällen sahen die Opfer aus, als

hätten sie sich lediglich einen Sonnenbrand geholt – je nachdem, wo sich das Opfer gerade aufgehalten hatte. Im schlimmsten Fall hatte sich der menschliche Körper angesichts der Hitze schlicht verflüssigt.

Ein aus dem Westen stammender Händler namens Otis Poole konnte all dies beobachten. «Über die ganze Stadt hatte sich ein dicker weisser Staub gelegt. Und durch den gelben Staubnebel, der noch in der Luft lag, strahlte geradezu widerlich real eine kupferfarbene Sonne auf die Stille und Verwüstung.»¹⁸ Die Opferzahlen in der Grössenordnung von hundertsechsfünftausend Menschenleben nahmen gewaltige Ausmasse an; aber genaue Angaben waren wie so oft unmöglich, wenn die menschlichen Überbleibsel aus Schmuckresten und kopflosen, nackten Torsi bestanden.

Seit dem Aufkommen der Fliegerei hatten Militärstrategen über den uralten Tagtraum gebrütet, so schreckliche und mächtige Waffen zu erschaffen, mit denen sich Kriege im Handumdrehen stoppen und der Sieg sicherstellen liesse. Winston Churchill grübelte unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg über die Möglichkeit einer Waffe nach, die sich idealerweise in einem Laboratorium herstellen liesse und ungeahnte zerstörerische Kräfte entfachen würde. Er stellte sich etwas «in der Grösse einer Orange»¹⁹ vor, das unvorstellbar gewaltiger wäre und eine viel grössere Explosionswirkung erzeugen würde als jede gegenwärtig verfügbare Waffentechnologie.

Nach dem grossen Schlachten in den Schützengräben – der erste Konflikt, der ausgiebig auf Zelluloid gebannt wurde und somit auch der breiten Zivilbevölkerung eine schwarz-weiße Welt aus Grauen und Tod zugänglich machte – herrschte verständlicherweise die Furcht vor, dass sich solche Konflikte wiederholen

könnten. Man träumte von Luftstreitkräften, die die Entscheidung herbeiführen würden: Schon allein dadurch, dass sie unzählige Menschenleben gefährdete, würde sie paradoxerweise dazu dienen, viele weitere Opfer zu vermeiden. Es wäre in gewissem Sinne eine sauberere Sache.

Doch auf diese Weise nahm der Luftkrieg Grossbritanniens gegen das Dritte Reich nicht seinen Anfang. «Die RAF ist nicht in den Krieg eingetreten mit einem ausgefeilten Plan in petto für eine strategische Bombenoffensive», so Hew Strachan, «die darauf abzielte, möglichst viele deutsche Zivilisten zu töten.»²⁰ Selbst, wenn die Royal Air Force es beabsichtigt hätte, es fehlten schlicht die Mittel: Die Reichweite war begrenzt, die Navigationstechnologie steckte in den Anfängen. Die Flugzeuge waren nicht in der Lage, bis tief ins Dritte Reich vorzudringen. Darüber hinaus wollte man Sorge tragen, dass die Ziele tatsächlich einer «präzise» getroffenen Auswahl genügten – den grossen Industrieanlagen, die die Kriegsmaschine des nationalsozialistischen Deutschlands antrieben. Das lag zum Teil an den im letzten Jahrzehnt international getroffenen Beschlüssen und Richtlinien sowie an der Forderung der damals neutralen USA und ihres Präsidenten Franklin D. Roosevelt am Vorabend des Konflikts, dass zivile Bereiche ausserhalb des Kampfes niemals Ziel von Bombardements werden durften; zum Teil lag es an dem strategischen Gespür dafür, dass Luftschläge gegen die lebenswichtige Infrastruktur eines Landes die Kämpfe auf ein bestimmtes Gebiet beschränken würden. Denn: Es gab eine Welt nach dem Krieg, die ebenfalls berücksichtigt werden musste.

Der wechselseitige Verhaltenskodex für die Luftkriegsführung erfolgte schrittweise. Der Angriff des Dritten Reichs auf Rotterdam war ein klares, richtungsweisendes Zeichen.

Nachdem Frankreich im Juni 1940 kapituliert hatte und die britischen Streitkräfte sich zum Rückzug gezwungen sahen, konnte der Kampf gegen den Feind nur noch aus der Luft erfolgen. Im August 1940 flogen die Briten einen Luftschlag gegen Berlin, inklusive des zentrumsnahen Flughafens, das für die damaligen Flugzeuge der RAF gerade noch in Reichweite lag. Die fünfundneunzig Bomber richteten einige Verwüstungen an, auch Todesopfer waren zu beklagen, aber insgesamt hielt sich der Schaden in Grenzen. Nichtsdestoweniger reagierte Hitler äusserst wütend auf die Chuzpe, die die Briten besessen hatten. Mit der Erwartungshaltung auf Seiten der Deutschen, dass die Verluste in der anstehenden Sommerschlacht um Grossbritannien die RAF zur Untätigkeit verdammen würde, genehmigte Hitler Angriffe auf London. Sie waren zu Beginn jedoch nicht als Akt des Terrors angelegt, sondern zielten bewusst auf industrielle – Hafenanlagen, Fabriken und Kraftwerke – und nicht zivile Ziele ab.

Und dennoch: Beginnend mit der Nacht vom 7. September 1940 bis zum darauffolgenden Mai wurde das Leben für die Bewohner in der Nähe der Hafenanlagen im East End und Süd Londons auf den Kopf gestellt; Bomben, deren Einschläge wie die Tritte eines Riesenoger klangen, Flammenwände, die sich Hunderte Meter in den Himmel erhoben und giftigen Rauch mit brennendem Zucker und Zimt ausspuckten, das Ergebnis von Lagerbränden. Die Familien flüchteten sich in fast absurd unzureichende Schutzunterkünfte, und als sie wieder zurückkehrten, noch schwindlig vor Schlafmangel, erwartete sie ein grosses Nichts, wo einst ihre Häuser gestanden hatten. Für andere war der Anblick der klaffenden Wunden, die die Bomben in die Häuser gerissen hatten und sowohl Kamine als auch Badezimmer enthüllten, fast halluzinatorisch. Als die Autorin Virginia Woolf einmal

ihr Haus in Bloomsbury während eines Luftangriffs verliess, reckte sie die Arme geöffnet zum Himmel, als wolle sie die Bomber begrüßen.

Obwohl die Deutschen im Herbst 1940 erkannten, dass sie die RAF nicht besiegt hatten, setzte die Luftwaffe ihre Angriffe auf britische Städte fort. (Hitler war nicht dazu bereit, eine Invasion der Insel zu riskieren.) Die Bomber über London drangen – auch wenn sie eigentlich auf Fabriken abzielten – immer tiefer in die Wohngebiete der Vororte vor. Die unermüdlichen nächtlichen Angriffe spiegelten sich in einer seltsamen Mischung aus Akzeptanz und Galgenhumor wider. Die Nationalsozialisten hofften darauf, dass die Londoner revoltieren würden; doch mehr als eine organisierte Gruppe von Bewohnern des East End, die zum West End marschierten und sich Zugang zu den Kellern des luxuriösen Savoy verschaffen wollten, vermochten sie damit nicht zu erreichen.

Auch die wissenschaftlichen Erkenntnisse rund um den Feuersturm kamen hier nicht zur Geltung: Zu den ausgewählten Zielen der Luftwaffe gehörten die Strassen der City of London, dem finanziellen und ökonomischen Herz der Stadt. Das Viertel war eng bebaut und hatte bereits 1666 eine Feuerkatastrophe erlebt, sodass sich hier nur noch vereinzelt Gebäude fanden, deren Fundament aus Holz bestand. Und während die dicht besiedelten Wohngebiete in der Nähe der St. Paul's Cathedral zwischen Aldersgate und Moorgate so erbarmungslos bombardiert wurden, dass sie nur noch als Staub und Steinstümpfe aus der Erde ragten, fanden die Feuer, die durch die Stabbrandbomben entfacht wurden, keine Nahrung.

Dennoch räumte Sir Charles Portal, bis 1941 Chef des Luftwaffenstabs, ein, dass sich das Vorgehen der Royal Air Force gegenüber deutschen Zielen im Wandel befände: Die Vorstellung

von einer exakt abgeworfenen Bombe wich der Idee des flächen-deckenden Bombardements²¹. Solche Präzisionsangriffe lagen immer noch ausserhalb des Möglichen, und es war absurd, so zu tun, als wäre man dazu in der Lage; Deutschland lag nachts in völliger Dunkelheit. Für die Bomberbesatzung rührte nicht nur Gefahr von Flakgeschützen und Abfangjägern her, sondern auch von einer fehlenden Wolkendecke. Die Vorstellung war nicht mehr haltbar, aus Tausenden Metern Höhe eine Kugellagerfabrik inmitten eines Ozeans aus Dunkelheit zu treffen. Nun wurden die grossen Innenstädte zum Ziel erklärt, bei denen sich meist die Industriegebiete an der Peripherie angesiedelt hatten. Zudem wollte man auch auf dem gesellschaftlichen Sektor für Chaos und Verwüstung sorgen; der US-Präsident wurde über die intensivierete Strategie informiert; aus den USA kamen keine Einwände, ebenso wenig wie aus Stalins Russland.

Also starteten im März 1942 zweihundertdreiundvierzig Wellington- und Stirling-Bomber von Stützpunkten in Norfolk, darunter dem Luftwaffenstützpunkt Marham, mit dem Ziel, eine seit dem Mittelalter gewachsene Stadt an der Ostsee in Brand zu setzen. Lübeck, in der einst die Hanse gegründet wurde, verfügte über ein malerisches Labyrinth historischer Gassen und Marktplätze. Ausserhalb des Zentrums befanden sich die U-Boot-Werften; aber wie der neue Oberbefehlshaber des Bomberkommandos Arthur Harris später zugeben sollte, waren die Dockanlagen kaum die wichtigsten oder vordringlichsten Ziele²². Lübeck diente als Feldversuch, in dem eine neue Theorie getestet werden sollte.

Unter dem kalten, glänzenden Mond wurden drei Angriffswellen über die Stadt geflogen. Die Bomber kreisten über dem silbernen Fluss und den Kanälen. Mit der ersten Welle regnete es Blockbuster-Bomben, mit denen die Dächer zerschlagen werden

sollten, sodass die anschliessend abgeworfenen Brand-sätze ungehindert eindringen konnten. Unzählige Feuer brachen aus, und das Holz knisterte, während der rote Backstein verglühte. In dieser frischen, trockenen Februarnacht verbanden sich die Flammen in der Altstadt und züngelten sogar in den grossen Kirchen, deren Glocken angesichts der Hitze schmolzen. Der Blutzoll war (für spätere Verhältnisse) nicht sehr hoch: Es gab etwa dreihundert Todesopfer zu beklagen, allerdings waren innerhalb weniger Stunden fünfzehntausend Menschen obdachlos geworden. Aus Sicht des Bomberkommandos war der Angriff ein fantastischer Erfolg – jetzt konnten sie das feurige Inferno in eine Stadt nach der anderen tragen.

Lübecks berühmteste Person des kulturellen Lebens war der Schriftsteller Thomas Mann, dessen autobiografisch gefärbter Roman *Die Buddenbrooks* – ein sensationeller internationaler Erfolg – grösstenteils in der Stadt spielt. Der Literaturnobelpreisträger hatte mitsamt seiner Familie Hitler-Deutschland viele Jahre zuvor verlassen. Als der Angriff erfolgte, lebte Mann bereits in den USA und machte Radiosendungen für die BBC-Propagandaeinheit, die für seine Landsleute konzipiert wurden (es war unter Androhung der Todesstrafe verboten, solcherart Sendungen zu hören, aber viele taten es immer noch).

«Hat Deutschland geglaubt, es werde für die Untaten, die sein Vorsprung in der Barbarei ihm gestattete, niemals zu zahlen haben?», fragte Mann etwas hölzern. «Es hat kaum zu zahlen begonnen, über dem Kanal, und in Russland. Doch was die Royal Air Force in Köln, Düsseldorf, Essen, Hamburg und in anderen Städten bis heute zuwege gebracht hat, ist nur ein Anfang. Hitler prahlt, sein Reich sei bereit zu einem zehn-, ja sogar zwanzigjährigen Kriege», fuhr er fort.

«Ich nehme an, dass ihr Deutschen euch euren Teil dabei denkt – zum Beispiel, dass in Deutschland nach einem Bruchteil dieser Zeit kein Stein mehr auf dem anderen wäre.»²³

Mit dem Feuer gewann auch der Zorn, mit dem der Krieg geführt wurde, neue Nahrung. Als unmittelbare Antwort auf den Lübecker Angriff gedacht startete die Luftwaffe die Baedeker-Angriffe gegen Grossbritannien, die so genannt wurden, weil die Ziele jene schönen Städte waren, die in den berühmten Reiseführern drei Sterne erhalten hatten. Wie Lübeck besaßen diese Städte, unter die Exeter, Bath, York und Canterbury fielen, kaum bis gar keine industrielle oder strategische Bedeutung; stattdessen sollte durch die totale Zerstörung alter Kulturschätze Verzweiflung gesät werden; neben Hunderten Todesopfern war vor allem die Ausradierung architektonischer Prachtbauten zu beklagen – jahrhundertalte Rathäuser, malerische Einkaufsstrassen aus dem 18. Jahrhundert sowie das an die Kathedrale von Canterbury angrenzende Kloster waren unwiederbringlich zerstört.

Diese Bombardierung kam einem vorsätzlich begangenen Sakrileg gleich, und zwar nicht nur, weil heilige Stätten wie in Canterbury der mutwilligen Zerstörung ausgesetzt waren; selbst die weltliche Architektur war von solcher Pracht und Einzigartigkeit, die die nationale Seele anrührte. Mit der Wissenschaft kam die Psychologie ins Spiel: Der Schmerz und die nationale Demütigung, bei der Verstümmelung solch exquisiter Strassenzüge einfach zusehen zu müssen, waren überwältigend.

Und dennoch, wieder einmal war den Deutschen bewusst, dass sie mit solchen Überfällen Grossbritannien nicht auf einen Schlag besiegen konnten oder Churchill und das Luftfahrtministerium dazu zwingen, ihre eigene Taktik zu ändern. Vielleicht haben die bombardierten Einwohner

von Essen und Köln, von Magdeburg und Bremen für einige Augenblicke Genugtuung erfahren, nachdem sie erfahren hatten, dass die alten römischen Bauwerke in Bath von der Luftwaffe eingedeckt und in Mitleidenschaft gezogen worden waren; wie lange jedoch hätte die Genugtuung nach einem Blick auf die Häuserruinen wohl angehalten, für die die Royal Air Force verantwortlich zeichnete?

Aber dies war ein Beispiel dafür, dass die Grenzlinie weg von der Rationalität überschritten wurde; die Baedeker-Angriffe dienten keinem anderen Zweck als der Befriedigung archaischer Rachegefühle. Dies fügte der Philosophie des Totalen Krieges einen weiteren moralischen Aspekt hinzu: die Vorstellung, blutrünstige Rache zu üben, und zwar an der Zivilbevölkerung. Die technologischen Möglichkeiten, solch eine alles auslöschende Wut in die Tat umzusetzen, nahmen mit jedem Tag zu. Aus britischer Sicht ermöglichte das Navigationssystem GEE – mit zeit-gesteuerten Impulsen, deren Eingang über ein Oszilloskop an Bord registriert wurde – eine viel grössere Anzahl potenzieller Ziele, die nicht mit blossem Auge wahrnehmbar waren und nun mittels technologischem Fortschritt sichtbar wurden; ausserdem wurden dadurch Langstreckeneinsätze praktikabler.

Einige zeigten sich jedoch zunehmend besorgt über die moralischen Probleme, die sich ergaben, wenn eine solche Urgewalt entfacht wurde. Dies war ein Krieg, der zunehmend sowohl von Physikern als auch von Soldaten geführt wurde; Forscher in den Labors arbeiteten ebenso unermüdlich wie die Arbeiter in der Waffenproduktion daran, einen Weg zum Sieg zu schmieden. Einige unter denjenigen, die ihren Beitrag im Bomberkommando leisteten, wurden von Dilemmata gequält, die sich überhaupt erst durch ihre eigenen bahnbrechenden Leistungen und Errungenschaften ergaben.

8 – Die idealen Wetterbedingungen

In den 1930er-Jahren gab es einen Jungen an einem öffentlichen Internat in Winchester, der als exzentrisch galt, vor allem wegen seiner Angewohnheit, Matheaufgaben unter seinem Pullover zu schmuggeln, wenn er dazu gezwungen wurde, Cricket zu spielen. Die amüsierten Lehrer setzten den Jungen auf Positionen ein, auf denen es unwahrscheinlich war, dass er den Ball bekommen würde; dort konnte er in aller Ruhe aussergewöhnlich komplexe mathematische Grundsätze studieren, während das Spiel an ihm vorbeizog.

Es war ein Wunderkind, das im «absoluten Anderswo»¹ aufging, ein populärer Slang-Ausdruck der damaligen Zeit, mit dem entrückte Seelen titulierte wurden; tatsächlich jedoch stammte er aus der Forschungsarbeit von Wissenschaftlern, die nach und nach begannen, in das aussergewöhnliche Reich der Quantenphysik vorzudringen. Dieser Teenager würde sich einige Jahre später in einem der sensibelsten Nervenzentren des Krieges wiederfinden, wo sich seine grandiosen mathematischen Fähigkeiten mit einem reiferen moralischen Gespür verbinden sollten. Hier würde er ein tieferes Verständnis dafür entwickeln, welche Bedürfnisse und Schwachstellen in einem Krieg zu berücksichtigen waren. Und Dresden war dazu auserkoren, einen hohen Stellenwert innerhalb der moralischen und philosophischen Entwicklung dieses Jungen einzunehmen.

Es gibt eine Karte von der Stadt Dresden und ihren Sehenswürdigkeiten, die 1942 vom Bomberkommando erstellt wurde². Eine Notiz am oberen Rand der Karte warnt davor, dass die darauf befindlichen Krankenhäuser nicht getroffen werden sollten. Es fällt auf, dass sich die Kartenmacher offenbar dazu genötigt sahen, explizit darauf hinzuweisen, denn: Wer würde jemals ein Krankenhaus als Ziel betrachten? Aber auch dafür existierte eine Art unbewusste Grausamkeit vonseiten der erschöpften Bomberbesatzungen, die den Tod bereits öfter zu sehen bekommen hatten als die meisten anderen: Selbst wenn sie sich grösstmöglich anstrebten, um der Anordnung Folge zu leisten, sah die Wahrheit anders aus. Tatsächlich war die verfügbare Technologie noch nicht so weit, dass ein Feindflug derart akkurat ausgeführt werden konnte.

Der jugendliche Mathematiker sollte all das mitbekommen, und mehr noch: Kurz nach Kriegsausbruch erhielt Freeman Dyson ein Stipendium für ein Studium an der Universität von Cambridge. Er wusste, dass seine Zeit dort begrenzt war und er schon bald Teil des Militärapparates werden würde. Tatsächlich waren ihm zwei Jahre intensiven Studiums vergönnt, in denen er sich mit eher esoterischen Themen wie dem Theorem der Alpha-Beta-Suche beschäftigte³. Zu jener Zeit beschäftigte sich Dyson – ein kantiger junger Mann mit grossen, durchdringenden Augen – mit Aldous Huxleys *Thiele und Wege* von 1937, einer Reihe philosophischer Essays über Nationalismus, Religion, Krieg und wiederkehrende Zyklen der Aggression. «Wir bestehen darauf, dass Ziele, die wir für gut befinden, Mittel und Wege rechtfertigen können, von denen wir ganz sicher wissen, dass sie abscheulich sind», schrieb Huxley. «Wir glauben weiter, aller Gewissheiten zum Trotz, dass sich dank dieser abscheulichen Mittel und Wege die guten Ziele erreichen

lassen, nach denen wir streben.» Er bemerkte auch das «Ausmass, in dem sich selbst hochintelligente Menschen in dieser Angelegenheit täuschen können»⁴.

Freeman Dyson wurde 1943 eingezogen; die Behörden verkannten seinen brillanten Intellekt nicht und schickten ihn zum Bomberkommando, einem «roten Ziegelsteinbau» auf den Chiltern Hills vor den Toren von High Wycombe in der Grafschaft Buckinghamshire⁵. Dyson wurde in der Stadt einquartiert und fuhr jeden Morgen mit dem Rad die etwa zehn Kilometer zum Hauptquartier des Bomberkommandos. Manchmal wurde er auf seinem Weg dorthin von einem grossen schwarzen Fahrzeug der Regierung überholt, in dessen Fond Sir Arthur Harris sass.

Dyson sollte mit der Operational Research Section – zu Deutsch die Operative Forschungsabteilung – des Bomberkommandos zusammenarbeiten; er nahm seine Tätigkeit zu jenem Zeitpunkt auf, nachdem es bei den Luftangriffen auf Hamburg – einer Operation, die sich über acht Nächte im Juli 1943 erstreckte – gelungen war, einen aussergewöhnlichen, fast einen Kilometer hohen Feuersturm über der Stadt zu entfachen. Dysons Abteilung wertete alle Bombermissionen statistisch aus. Die Analyse bezog sich nicht auf die Anzahl der getroffenen Gebäude oder entfachten Feuer, sondern auf die Sterblichkeitsrate der Bomberbesatzungen und darauf, was getan werden könnte, um der schrecklichen Zermürbung beizukommen, die jeden Piloten und jedes Besatzungsmitglied befiel, wenn sie in den dunklen Nachthimmel aufstiegen.

Gab es unter all jenen Bombern, die entweder abgeschossen wurden oder bereits in der Luft explodierten, einen gemeinsamen Nenner? Damals, so Dyson, sei Piloten und Besatzungen versichert worden, dass ein Mehr an praktischer Flugerfahrung die Si-

cherheit erhöhe; je mehr Einsätze also ein Bomberpilot geflogen war, desto gefeierter sei er (mitsamt Besatzung) vor einem Abschuss der brillant agierenden deutschen Verteidigungskräfte. Dyson analysierte die Statistiken jener Flugzeuge, die nicht zurückgekehrt waren. Er und seine Kollegen wurden mit der bitteren Wahrheit konfrontiert: Die Zahl der Flugstunden bedeutete absolut keinen Unterschied hinsichtlich der Überlebenschancen⁶. Eine Crew, die neunundzwanzig Einsätze tief in feindliches Territorium geflogen war, konnte mit genauso hoher Wahrscheinlichkeit als orangefarbener Feuerball in der Luft enden wie eine Crew, die nur aus Grünschnäbeln bestand. Nach dreissig Feindflügen lag die Überlebenschance nur noch bei 25 Prozent. Bei jeder neuen Operation gingen im Mittel anscheinend fünf Prozent der Flugzeuge verloren, sodass nach Hunderten Luftangriffen die Zahl der Todesopfer unvermeidlich weiter zunehmen musste.

Geometrische Formeln, die sich in Dysons Welt einst auf Kreidetafeln beschränkt hatten, waren nun zu einer Frage von Leben und Tod geworden. Es dauerte lange, bis das Bomberkommando alle Gefahren, denen seine Besatzungen in der Luft ausgesetzt waren, vollständig verstanden hatte. Im Verlauf der Jahre 1943 und 1944 nahm man für einige Zeit an, dass explodierende Flugzeuge, denen nicht der feindliche Beschuss zum Verhängnis wurde, zuvor mit anderen Maschinen in der Luft kollidiert waren. Die eng gestaffelten Bomberformationen – ein Zugeständnis an die Anforderung, für die Angriffe ganze Armadas an Flugzeugen zu benötigen – machten solche Zusammenstösse mit Sicherheit mitunter unvermeidlich.

Aber es drohte noch von anderer Seite Gefahr, von der das Bomberkommando noch nichts ahnte. Im Anschluss an einen Feindflug beteuerten die Piloten manchmal mit finsterer Miene,

sie hätten das Gefühl gehabt, dass die deutschen Jäger irgendwie unsichtbar waren. Dyson nahm an, dass den Deutschen gelungen war, was in der Theorie seit jeher ein Traum war: zwar keine Tarnkappe, sondern Bordkanonen für die Nachtjäger, die mit einem Winkel – optimal waren zwischen sechzig und fünfund-siebziger Grad – nach oben abgefeuert werden konnten, wenn die feindlichen Jäger ungesehen unter den Bomberverbänden hindurchtauchten. Er hatte recht. Die Deutschen hatten jene Technik perfektioniert, die sie *Schräge Musik* nannten⁷.

Dyson war nicht darauf beschränkt, in seinem nüchternen Büro zu arbeiten; von Zeit zu Zeit ging er selbst in die Luft und stieg hoch am sommerlichen Himmel auf, um eigenhändig flugtechnische Experimente durchzuführen. Es gab keine Anzeichen, dass er mit seiner Position unzufrieden war, oder dass es ihm bei seiner Unterstützung für diese jungen Bomberbesatzungen an absoluter Entschlossenheit mangelte. Aber 1943 und 1944, als Arthur Harris eine grössere Anzahl deutscher Städte auswählte, die er mit einem Teppich an Spreng- und Brandbomben belegen wollte, stellte Dyson sich die Frage nach der Ethik eines solchen Bombenkriegs.

Später gestand er sich ein, dass er zum Zeitpunkt seiner Rekrutierung sehr pazifistisch eingestellt war. Aber er musste mit aller Deutlichkeit einsehen, dass niemand eine Diktatur wie das Nazi-Regime gewähren lassen konnte. Immer wieder rekurrierte er auf jene Ziele und Mittel, die er bei Aldous Huxley gelesen hatte. Jahrzehnte später fasste Dyson seine moralischen Schwierigkeiten wie folgt zusammen:

Seit Kriegsbeginn hatte ich mich Schritt für Schritt von einer moralischen Position nach der anderen verabschiedet, bis ich zuletzt überhaupt keine moralische Position mehr einnahm.

Zu Beginn des Krieges war ich... moralisch gegen jede Form von Gewalt. Nach einem Jahr Krieg ging ich in mich und musste mir eingestehen: «Leider ist gewaltfreier Widerstand gegen Hitler nicht praktikabel, aber in moralischer Hinsicht bin ich immer noch gegen Bombenangriffe.» Einige Jahre später sagte ich: «Leider scheint es, dass Bombenangriffe notwendig sind, um den Krieg zu gewinnen. Also bin ich bereit, für das Bomberkommando zu arbeiten, aber moralisch bin ich immer noch dagegen, wahllos Städte zu bombardieren.» Als ich beim Bomberkommando anfang, sagte ich mir: «Leider stellt sich heraus, dass wir schlussendlich doch wahllos Städte bombardieren, aber das ist moralisch gerechtfertigt, da es dazu beiträgt, den Krieg zu gewinnen.» Wieder ein Jahr später: «Leider scheint es, dass unsere Bombardements nicht wirklich dazu beitragen, den Krieg zu gewinnen, aber zumindest in moralischer Hinsicht scheint es gerechtfertigt, dass ich dazu beitrage, das Leben der Bomberbesatzungen zu retten.» Er schloss jedoch mit den Worten: «Im letzten Frühjahr des Krieges allerdings waren mir alle Ausreden ausgegangen.»⁸

Das Bomberkommando verfolgte von Anfang an eine bestimmte Logik mit seinen Feldzügen: Es glaubte fest daran, dass der Sieg massgeblich aus der Luft gewonnen werden konnte. Und die Logik war sehr überzeugend: feindliche Panzer und Schiffe, die von oben angegriffen wurden und reiche Beute eintrugen; riesige Industrieanlagen und Fabriken, die quasi nackt und wehrlos gegenüber den agilen Angreifern waren. Riesige Talsperren, die sich geisterhaft grau gegen das Mondlicht sowie über deutschen Tälern erhoben und nun dank der Rollbombe – einer brillanten Er-

findung von Barnes Wallis – der Zerstörung harrten. Zwar gewonnen auch die Verteidigungsmassnahmen des Feindes an Schärfe – zu nennen wären schnellere Nachtjäger, die grössere Bomber durch die Wolken verfolgten, sowie besser aufgestellte Besatzungen an den Flakscheinwerfern und -geschützen, aber darauf würde es schliesslich immer eine technologische Antwort geben.

Der Literaturkritiker David Lodge, dessen Vater während des Krieges in der RAF diente und der als Junge von Flugzeugen besessen war, begeisterte sich später für ein weiteres Element, das die Schattenseite jener Missionen irgendwie aufhellte: das in Filmen evozierte Bild von den Bomberbesatzungen als Ritter, die sich auf die Gralssuche begeben und dabei weit in eine unbekannte und gefährliche neue Welt vordringen, nur um ihr edles Ziel zu verfolgen⁹. Viele von ihnen werden dabei ihr Leben lassen, und selbst diejenigen, die es schliesslich zurückschaffen, werden von einem melancholischen Gefühl erfüllt, einen Blick in die Finsternis geworfen zu haben.

Freeman Dyson teilte diese Ansicht nicht; das Bomberkommando ebnete ganz klar den Weg für Hiroshima und den Einsatz von Atomwaffen. Als Dyson dort anfang, zeigten die Luftbilder der zerbombten Hansestadt Hamburg ganz deutlich das Ausmass der Zerstörung, unter der die Zivilbevölkerung zu leiden hatte. Der militärische Codename für die wiederholten Luftangriffe lautete Operation Gomorrha, und das Ergebnis liess durchscheinen, dass der Begriff aus dem Alten Testament korrekt gewählt war. Es wäre noch zu früh gewesen, um die Augenzeugenberichte zu filtern, aber die Fachleute im Bomberkommando wussten bereits, was sie angerichtet hatten.

Das lag zum Teil daran, dass sie um die Wirkung der neu kon-

zipierten Bomben wussten: Neben hochexplosivem Sprengstoff und Brandsätzen enthielten einige ein Gemisch, das brennende Verätzungen hervorrief. Bomben mit geliertem Benzin oder Petroleum sowie Zusatzstoffen erzeugten Brandherde, die nicht gelöscht werden konnten – aber das galt auch für die menschliche Haut. Wer mit diesen ätzenden Substanzen in Kontakt kam, für den gab es kein Entrinnen, selbst nicht durch einen verzweifelten Sprung in einen der Flüsse oder Kanäle.

Dieser infernalische Feuersturm, der in der Nacht des 27. Juli über Hamburg hereinbrach, hatte zehn Mal so viele Todesopfer gefordert wie prognostiziert. Im Nachhinein schätzte man die Gesamtzahl auf rund siebenunddreissigtausend Menschen, ein zu hoher Blutzoll also, um ihn überhaupt begreifen zu können. Man wusste, dass die Deutschen sehr organisiert waren, wenn es darum ging, Zivilisten zu schützen, die entweder in speziell errichteten Schutzbauten oder in zu Luftschutzräumen umgebauten Kellern Zuflucht fanden. Doch obwohl diese Massnahmen vor den Detonationen feiten, waren sie gegen die wild lodernden Feuer machtlos. Die Menschen in den Kellern erstickten entweder, weil sauerstoffreiche Luft von der Feuersbrunst abgesaugt wurde, oder sie starben in der unerträglich heissen Luft an Überhitzung.

Beim *Hamburg Blitz* war es gelungen, neben den Verkehrsadern der Stadt eine grosse Anzahl von Industrieunternehmen zu zerstören, die auf Kriegsproduktion umgestellt hatten. Ausserdem wurden so viele Menschen obdachlos, dass die Infrastruktur der Stadt kurz vor dem vollständigen Zusammenbruch stand. Aus der Sicht des Generalstabschefs der RAF würden weitere Missionen nach ähnlichem Muster eine entscheidende Rolle bei der Erringung des Sieges spielen: Die Moral am Boden und bekannte und

beliebte Stadtansichten für immer von der Erdoberfläche getilgt, als hätten sie niemals existiert – sicherlich wäre der Feind bald gezwungen, sich einzugestehen, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war.

Doch es war Winston Churchill höchstselbst, der dem Bomberkommando den Rat gab, niemals Mutmassungen darüber anzustellen, wie ein Feind auf einen umfassenden und schrecklichen Angriff reagieren würde; die gegnerische Reaktion sei schlicht niemals vorhersehbar¹⁰. Mit der Behauptung sollte er recht behalten, führten doch die Luftangriffe auf Hamburg im Dritten Reich weder zur Kapitulation noch gar zu totaler Verzweiflung. Die unmittelbare Reaktion der Behörden bestand darin, sich um die vielen Tausend Obdachlosen der verwüsteten Stadt zu kümmern, die in einer Art Schockstarre über die Stadtgrenze hinaus in die dahinterliegenden Wälder gewandert waren. Polizei und medizinisches Personal folgten den Spuren, die die zombieähnlichen Menschen in den Wäldern und Wiesen hinterlassen hatten; die Überlebenden schienen aus der Zeit gefallen zu sein.

Die bäuerlichen Gemeinden waren beim Anblick dieser umherirrenden Zombies – einige noch im Pyjama, andere kaum bekleidet – verwirrt. Es war ein abstraktes Bild, das sich ihnen bot. Die Behörden gingen sanft vor, sammelten die Ausgebombten ein und sorgten dafür, dass sie in nicht weit entfernte Städte transportiert wurden. Einige verschlug es allerdings auch weiter weg, beispielsweise nach Bayreuth, das mitten in der Hochphase der jährlichen Wagner-Festspiele steckte. Dort mischten sich auf den Strassen Granden in vollem Opernornat unter katatonische Spaziergänger, denen die Kleidung in Fetzen vom Leib hing¹¹. Unter den anspruchsvollen Opernliebhabern mag es einige gegeben ha-

ben, die sich den Gedanken gestattet haben, Zeuge einer realen Götterdämmerung zu sein.

Trotz des Entsetzens kehrten viele Überlebende bald wieder zur Normalität zurück und drängten auf Rückkehr. Zurück in ihren ausgelöschten Stadtteilen, fiel es ihnen schwer, sich überhaupt zu orientieren; nicht nur Wohnungen, sondern ganze Strassenzüge waren verschwunden. Andere hackten und gruben sich verzweifelt auf der Suche nach ihren Liebsten durch die Trümmer, wobei sie immer wieder auf mumifizierte Leichname stiessen. Glaubt man einem zeitgenössischen Bericht, hatten «Ratten und Fliegen das Zepter in der Stadt» übernommen¹². Die Verwüstung bewies aber auch den kalten Pragmatismus der Stadtverwaltung: Die Häftlinge des nahegelegenen Konzentrationslagers Neuengamme wurden gezwungen, sich durch Asche und geschmolzene Kadaver zu graben, um die unzähligen Leichen zu bergen. Aber das fast surreale Schauspiel, dass Hamburgs Arbeiterviertel nur noch aus Trümmern bestand, löste beim Regime in Berlin nicht den geringsten Zweifel aus; die Nazis schienen sich durch nichts von ihrem Weg abbringen zu lassen. Stattdessen bot sich eine Gelegenheit, die von der Propaganda in der ganzen Welt ausgeschlachtet werden konnte: die Anprangerung des Bombenterrors.

Air Chief Marshal Harris hatte nie Zweifel an seiner Strategie, auch wenn die Royal Air Force in den letzten Monaten des Jahres 1943 sowie 1944 von Mitarbeitern des Luftfahrtministeriums dazu gedrängt wurde, auf spezifischere Ziele hinzuarbeiten: Ölanlagen zur Gewinnung von synthetischem Öl, Raffinerien sowie Kugellagerfabriken. Der Ansatz war sehr optimistisch: Durch konsequent durchgeführte Angriffe auf die Nachschubquellen für Treibstoffe und Rüstungsgüter wäre es möglich, die deutsche

Kriegsmaschinerie zum Stillstand zu bringen, weil ihren durstigen Panzern und Flugzeugen buchstäblich der Sprit ausging. Ein Einwand war die skeptische Frage nach der Wirksamkeit solcher Luftangriffe: Solche Anlagen zu erreichen und zu lokalisieren war eine Sache, aber sie so stark zu zerstören, dass sie dauerhaft den Betrieb einstellen mussten, war eine andere. Hinzu kamen zahlreiche andere Faktoren wie Wolkenabdeckung, Flak und Abfangjäger, die dazu führten, dass bei solchen Spezialmissionen neben weitaus grösseren Verlusten unter den eigenen Besatzungen das Risiko doppelt so hoch war, dass der Erfolg ausbliebe.

Für Harris waren es jene «Allheilmittel-Ziele». Abseits dessen sorgte auch die Taktik der U.S. Air Force, vor allem Eisenbahnstrecken und Raffinerien zu bombardieren, ebenso für hohe Opferzahlen unter den Zivilisten. Zum einen war es schwierig, die Bomben exakt über dem Zielgebiet abzuwerfen, zum anderen befanden sich die Industrieanlagen häufig im Ballungszentrum einer Stadt.

Mit dem D-Day und der Invasion Europas im Sommer 1944 gelangten in Whitehall hochrangige Persönlichkeiten zur gleichen Auffassung wie Harris. Es war Sir Charles Portal, der im August 1944 ein vertrauliches Dokument verfasste, in dem er die Gründe darlegte, die für einen folgenschweren, wenn nicht apokalyptischen Bombenangriff auf Berlin sprachen. Die im Herbst des Vorjahres geflogenen Angriffe bei der sogenannten Luftschlacht um Berlin waren nur sehr begrenzt von Erfolg gekrönt: Die lange Flugdistanz in Verbindung mit einem starken Verteidigungsriegel sowie schlechtem Wetter führte dazu, dass der praktische Nutzen – trotz brennender Häuser und Parks – zu vernachlässigen war. Der Verwaltungsapparat, der das Nazireich zusammenhielt, funktionierte auch weiterhin, aber nun, da sich die Alliierten und die

Sowjets an zwei Fronten durch Städte, Heidelandschaft und Wälder pflügte, bot sich die Möglichkeit einer veränderten Strategie. Dieses Mal sollten die Bomber nicht bestimmte Gebäude ins Visier nehmen, sondern einfach das ganze Berliner Stadtgebiet mit samt allen Menschen darin. Der Codename für diesen Einsatz lautete Operation Donnerschlag¹³.

Der Begriff «Donnerschlag» impliziert einen Moment der Schockstarre, im Gegensatz zum reinen Schaden; eine reflexartige Reaktion, wenn der Himmel über einem grollt. Aber in dem Begriff klingt auch noch unterschwellig das Eingreifen der verärgerten Götter an, die die Menschheit mit Naturkatastrophen strafen. «In diesem Papier», schrieb Charles Portal in seiner Einleitung zu dem vertraulichen Memo, das unter den Ministern des Kriegskabinetts zirkulierte, «wird der Vorschlag unterbreitet, die flächendeckende Bombardierung Berlins als den höchstwahrscheinlich effektivsten Angriff auf die Moral der deutschen Zivilbevölkerung wiederaufzunehmen.» Die Idee dahinter war, den idealen Zeitpunkt abzapassen, jenen Moment, einen «plötzlichen, katastrophalen und flächendeckenden Angriff auf Berlin mit der Aussicht durchzuführen, die sofortige und ordnungsgemäße Kapitulation des NS-Regimes oder alternativ seinen vollständigen Zusammenbruch zu erzwingen».¹⁴

Im Memo wurde darüber spekuliert, dass die amerikanischen Angriffe auf ausgewählte Fabrik- und Werkanlagen zwar erfolgreich gewesen seien, während ihr Einfluss darauf, das Vertrauen der deutschen Zivilbevölkerung in das NS-Regime zu erschüttern, gering geblieben sei. Operation Donnerschlag hingegen richtete sich direkt gegen gewöhnliche Menschen, um eine «maximale moralische Wirkung» zu erzielen – eine doch sehr euphemistische

Umschreibung für Angst und Unsicherheit. «Der Angriff muss so konzertiert erfolgen, dass er dem Einzelnen in jenem Gebiet, in dem er geflogen wird, mit hundertprozentiger Sicherheit den Tod bringt», so das Memorandum weiter. Der Angriff sollte «eine Wirkung entfalten, die einer nationalen Katastrophe gleichkommt». Und mehr noch: Plätze und Wahrzeichen der Stadt, die die Seele der Stadt ausmachten, durften keinesfalls verschont werden. Solche Ziele, ob staatlicher oder kultureller Natur, bargen «maximale Assoziationen, sowohl traditioneller als auch persönlicher Art, für die Bevölkerung als Ganzes». Es ging nicht mehr nur um die Zerstörung der bürgerlichen Symbolik, sondern auch um die mutwillige Auslöschung menschlichen Lebens. Eine «möglichst grosse Bevölkerungszahl» sollte von den Angriffen erfasst werden, und mit jeder neuen Welle sollte der Eindruck verstärkt werden, dass der NS-Apparat nichts dagegen tun konnte, um die Menschen zu schützen. Es ging um viel mehr als nur darum, jene Zivilisten mürbe zu machen; es ging darum, jene Zivilisten – Mütter, Alte, Säuglinge – als ebenso legitimes Ziel für die Brandbomben zu betrachten wie die Nazis, von denen sie regiert wurden.

«Wenn die Katastrophe Tag für Tag grösser wird, muss die Niederlage für das deutsche Oberkommando unvermeidlich erscheinen», schrieb Portal¹⁵. War das Vertrauen in die Behörden erst ausreichend erschüttert, so der Trick, dann musste mit schockierender Rücksichtslosigkeit zugeschlagen werden; auf diese Weise liessen sich ein schnellerer Zusammenbruch des Regimes sowie ein rasches Kriegsende herbeiführen. Der sorgfältig gewählte Duktus – leere Floskeln und nichtssagende Bilder – vermittelt den Eindruck einer stringenten Ratio, und die Theorie eines plötzlichen Infernos, das Tod sowie Zerstörung über Deutsch-

land bringen und die Nationalsozialisten zur Untätigkeit verdammen würde, schien an der Oberfläche psychologisch sinnvoll. Aber unter der technokratischen Terminologie – der wiederholten Verwendung des Superlativs «maximal» – schlummerte etwas, das eher über eine wissenschaftlich begründete Strategie hinausging. Ein Regime zu bezwingen war eine Sache; aber auf was für eine Zukunft blickte langfristig eine Nation, deren Greise und Kinder in dem Moment, in dem die Nation am verwundbarsten war, gezielt ins Visier genommen worden waren? In der *Operation Thunderclap* – so der englische Name – schwang die Annahme mit, dass das Virus des Nationalsozialismus tief ins Fleisch der deutschen Gesellschaft als Ganzes vorgedrungen war; es ging nicht mehr nur noch darum, militärische Streitkräfte zu besiegen, sondern ein ganzes Volk.

Die Operation Donnerschlag wurde im langen, anstrengenden Herbst und Winter 1944 zunächst verschoben, weil die Wehrmacht mit erschreckender Intensität zurückschlug. Zum Ende des Jahres erschien die Mission jedoch schon wieder sehr verlockend, auch wenn Luftwaffengeneral Harris unter Druck gesetzt wurde, sich stärker um die «Allheilmittel-Ziele» zu kümmern. Zwischen ihm und Portal knirschte es gewaltig; dem Urheber von *Thunderclap* waren inzwischen Zweifel gekommen, weshalb er wieder umgeschwenkt war und es lieber sah, wenn das Bomberkommando das mechanische und nicht das organische Herz des Nazi-regimes ins Visier nahm.

Im Winter 1944, nur wenige Wochen vor dem Angriff auf Dresden, tauschten sich die beiden Männer in einem heftigen und offen geführten Briefwechsel über mögliche Ziele der Bomber aus. Nach Ansicht des Kriegskabinetts und Portals sollten sich die Luftangriffe wieder auf die deutschen Öltraffinerien und Eisen-

bahnstrecken konzentrieren. Aber Harris vertrat mit aller Wut seine Skepsis und war absolut davon überzeugt, dass der Weg in die richtige Richtung ganz einfach darin bestand, eine Stadt nach der anderen zu rasieren. Sein Vorgesetzter liess seine Zurückhaltung kühl durchblicken und verfasste detaillierte Briefe, in denen er darlegte, warum er Harris' Auffassung für einen Irrtum hielt.

In einem davon versuchte Portal, Harris damit zu beeindrucken, wie wirksam sich ein Bombardement von Ölanlagen ausnahm: Ihm lag ein Dossier mit Ultra-Informationen vor (entschlüsselte Nachrichten aus der *British Government Code and Cypher School* in Bletchley Park), die nach den Angriffen gesammelt wurden. «Mein lieber Harris», schrieb Portal, ihn wie gewöhnlich begrüsend, «wenn Städte, die einmal angegriffen wurden, völlig zerstört würden, stünden die Chancen besser; aber wie Sie selbst zugeben, erreichen die Städte ihre ehemalige Industriekapazität... in vier oder fünf Monaten wieder.» Nach all den Monaten fortgesetzten Bombardements deutscher Städte «gibt es keine Beweise dafür, dass das Dritte Reich je kurz vor dem Zusammenbruch stand.»¹⁶

Harris war tief getroffen, zumal er davon überzeugt war, dass im Luftfahrtministerium Entscheidungen fielen, an denen er nicht beteiligt war. Besonders ärgerte ihn die Vorstellung, dass einige Entscheidungsträger in der militärischen Hackordnung unter ihm standen; hier ging es allein um Erfahrung, so seine Begründung. Genährt wurde seine Irritation durch das prickelnde und irrationale Gefühl, dass er der Aussenseiter war: Obwohl er in Devon aufgewachsen war, betrachtete sich Harris selbst als – wie er es nannte – «kolonial», womit er auf seine Position ausserhalb der inneren Zirkel des Establishments anspielte.

Er schrieb am 18. Januar 1945 an Portal zurück und beklagte, dass es keinen Präzedenzfall für eine Politik gebe, die «ohne vorherige Einbeziehung des Oberbefehlshabers» festgelegt wurde. Laut Harris würden ihm Listen mit Zielen ausgehändigt und bemängelt, dass «wenig von dem, was ich jetzt tue, auf Zustimmung zu stossen scheint»¹⁷. Harris' Ansicht nach hatten selbst einige der spektakulärsten, gezielt ausgerichteten Bombenangriffe auf Ölraffinerien oder gar grössere Industrieanlagen nur geringe Auswirkungen. «Die Zerstörung der Talsperren in Möhne und Eder sollte Wunder bewirken», schrieb er und fügte mit aller Schärfe hinzu: «Im Vergleich zu Aufwand und Verlust hat sie nichts bewirkt. Nichts, ausser Geschick, Tapferkeit, Hingabe und technischen Einfallsreichtum in den höchsten Tönen zu loben. Der materielle Schaden», fügte er hinzu, «war selbst im Vergleich zu einem kleinen Flächenbombardement nicht der Rede wert.»

Und so, so argumentierte er, wäre es ebenso unwirksam, einfach eine Ölanlage nach der anderen anzugreifen – sie alle seien «erneuerbar». Darüber hinaus war Harris besorgt, dass dem neuen Befehl ein kompletter Strategiewechsel zugrunde lag. «Hauptsächlich fürchte ich, dass die Priorität für flächendeckende Angriffe aufgegeben wird», schrieb er. Es gab noch weitere Schwierigkeiten: Mit dem Jahreswechsel wurden die Nächte kürzer – eine zusätzliche Gefahr für die Bomberbesatzungen. «Der Feind», fuhr er fort, «ist weder einfältig noch inkompetent.» Und an dieser Stelle plädierte er unverblümt dafür, dass jetzt Städte wie Dresden ins Visier genommen werden sollten.

«Die nächsten drei Monate geben uns letztmalig Gelegenheit, die mittel- und ostdeutschen Industriezentren in Deutschland auszuschalten», schrieb Harris und listete sie gleich mit auf: «Magdeburg, Leipzig, Chemnitz, Dresden, Breslau, Posen, Halle, Er-

furt, Gotha, Weimar, Eisenach und das restliche Berlin. All jene Orte sind heute die Triebfeder der deutschen Rüstungsproduktion, und nur durch ihre Zerstörung kann die Arbeit von drei Jahren vollendet werden.» Die folgende Passage hat Harris unterstrichen: «Es ist unsere letzte Chance, es hätte mehr Auswirkungen auf den Ausgang des Krieges als alles andere.»¹⁸

Im letzten Teil ging Harris darauf ein, wie sehr ihn Portals Andeutung getroffen habe, dass Harris in Bezug auf Marschbefehle nicht ganz loyal gewesen sei. «Ich werde mich nicht freiwillig dem Vorwurf aussetzen,... es nicht wirklich versucht zu haben», schrieb er, und einmal derart in Rage, drohte er gar mit Demission. «Ich bitte Sie daher zu bedenken, ob es für die Weiterführung des Krieges und den Erfolg unserer Truppen – und nur allein das zählt – noch sinnvoll ist, wenn ich in dieser Funktion erhalten bleibe.»¹⁹

Portal antwortete einen Tag später mit «Mein lieber Harris», und was nun folgte, war eine ganze Symphonie an beruhigenden Tönen. Doch darunter trat ganz klar die Botschaft zutage, dass Harris ihm und dem Luftfahrtministerium nicht zu widersprechen habe. In einem Brief vom 20. Januar betonte Portal erneut die Wichtigkeit, die Ölanlagen zu bombardieren, und fügte hinzu, dass die Sowjets angedeutet hätten, wie beeindruckt sie von den bisher geflogenen Missionen waren. Portal war daran gelegen, sein eigenes Lob mit einzuflechten: «Ich möchte betonen, wie zufrieden ich mit dem Erfolg Ihrer jüngsten Angriffe auf die Ölanlagen war.»²⁰

Portal versuchte auch, Harris davon zu überzeugen, dass – so erfolgreich er auch gewesen war – von ihm allein nicht erwartet werden konnte, das Wissen zu besitzen, welche Ziele am effektivsten zerstört werden konnten – einige Entscheidungen mussten nun mal im Luftfahrtministerium unter Einbeziehung aller zur

Verfügung stehenden Informationen getroffen werden. Dies galt ab dem Zeitpunkt, ab dem die Spezialisten im Bletchley Park die Funksprüche dechiffrieren konnten. «Ein Kommandant einer grossen strategischen Bomberflotte kann unmöglich die Zeit haben, die enorme Anzahl militärischer und wirtschaftlicher Faktoren auszuwerten und einzuschätzen, die bei der Auswahl der bestmöglichen Politik eine Rolle spielen», schrieb Portal. «Er hat mit seinem Oberbefehl bereits mehr als einen Vollzeitjob.»²¹

An dieser Stelle zielten Portals Beschwichtigungsversuche darauf ab, Harris' wütende Androhung gegen Ende des letzten Briefes zu entkräften. «Ich halte mich gegenüber niemandem mit meiner Bewunderung für die Leistungen unter Ihrem Kommando zurück», schrieb er. Doch Harris müsse sich anpassen; ihm könne es nicht gestattet werden, seine eigene Strategie zu entwickeln. «Sie glauben anscheinend daran, sich mit aller Kraft für flächendeckende Angriffe einsetzen zu müssen», fuhr Portal fort. «Wir sind uns bewusst, dass solche Einsätze äusserst wertvoll waren, aber wir sind davon überzeugt, dass sie sehr viel grösserer Kraftanstrengungen bedürften, als wir zu leisten in der Lage sind, um wirklich kriegsentscheidend Einfluss zu nehmen. Ich akzeptiere gerne Ihre Zusicherung, dass Sie weiterhin Ihr Bestes geben werden, um die erfolgreiche Umsetzung der festgelegten Politik zu gewährleisten. Es tut mir sehr leid», schloss Portal recht schneidend, «dass Sie nicht daran glauben, aber es nützt nichts, sich nach dem zu sehnen, was offensichtlich unerreichbar ist.»²²

Am 24. Januar hatte sich Harris von Rücktrittsgedanken verabschiedet, aber er sah sich gezwungen, noch einmal an Portal zu schreiben, diesmal fast mit einem sehnsuchtsvollen Unterton. «Ich bin immer noch, das muss ich gestehen, der Meinung, dass

es in diesem harten Winter – der uns an allen Fronten plagt – mittels einer entschlossenen Aktion gar nicht möglich sei, bei der Zerstörung der meisten von mir genannten Grossstädte zu scheitern, und dass dies... das Ende Deutschlands wäre.» Harris räumte ein, dass es noch ein Problem gibt: «Es besteht natürlich die Schwierigkeit, die Yankees dazu zu bringen, sich an dem Flächenbombardement zu beteiligen. Aber ich bin mir sicher, dass wir es auch selbst schaffen könnten. Aus diesem Grund bin ich persönlich so verärgert darüber, dass plötzlich auf ein anderes Pferd gesetzt wird [womit er auf die Ölanlagen anspielte]. Der Bomber ist die wichtigste Angriffswaffe.»²³

Doch noch während Harris schrieb, begannen sich verschiedene Zahnräder in der innersten Kriegsmaschine zu drehen; das *joint Intelligence Committee* (die übergeordnete Körperschaft aller Nachrichtendienste), das Ministerium für wirtschaftliche Kriegsführung und das Luftfahrtministerium hatten mit Interesse verfolgt, wie riesige Scharen deutscher Flüchtlinge aus dem Osten Richtung Westen strömten und vor dem Terror der vorrückenden Roten Armee flohen. Hier bot sich eine Chance, sowohl Chaos als auch Verwirrung zu stiften. Die Ansicht, dass es sich bei den potenziellen Opfern um Menschen handelte, die am verzweifeltsten und verletzlichsten waren, schien kaum auf Resonanz zu stossen; weder war Arthur Harris die einzige hochrangige Figur bei den Alliierten, die scheinbar den Punkt längst hinter sich gelassen hatte, dem deutschen Zivilwesen per se eine intrinsische Daseinsberechtigung zuzugestehen, noch lag die Entscheidung über die Ziele allein in seinen Händen.

Winston Churchill zeigte sich ungeduldig und drängte darauf, welche Optionen er besass. War ein Grossangriff auf Berlin möglich? Und was war mit den anderen Städten im Osten des Reiches?

Schliesslich wurde Dresden – genau wie Chemnitz und Leipzig – mit auf die Liste potenzieller Ziele gesetzt. Im Pariser *Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force* (kurz SHAEF, zu Deutsch «Oberstes Hauptquartier der Alliierten Expeditionstreitkräfte»), also dem Oberkommando der Briten und Amerikaner, verfasste Luftwaffengeneral Arthur Tedder – Eisenhowers Stellvertreter – ebenfalls ein Memo zwecks gemeinsamer Luftangriffe britischer und amerikanischer Verbände auf ostdeutsche Städte. Obwohl es scheinbar darum ging, sich verstärkt auf Transportwege sowie Elektrizitäts- und Kommunikationseinrichtungen zu konzentrieren, sah die nackte Realität so aus, dass es denselben Ansatz wie Arthur Harris verfolgte: die totale Vernichtung einer anvisierten Stadt. Schon kurz nach seinem Briefwechsel mit Portal empfing Harris die Befehle, zusammen mit einer Liste möglicher Ziele. Sobald die winterlichen Wetterbedingungen es zuliessen, sollten die Bomberverbände tiefer in den Osten fliegen als jemals zuvor.

Auf den landesweiten Stützpunkten der Royal Air Force wurden britische genauso wie amerikanische und auch kanadische, australische, indische und polnische Piloten aufgefordert, sich noch weiter vorzuwagen. Auch wenn sie sich in einem Leben eingerichtet hatten, in dem Gewalt immanent und ein schrecklicher Tod stets präsent waren – sie mussten eine Form der Ablenkung finden. Wie sonst hätten sie es ertragen können, wieder und wieder in die Finsternis des Dritten Reiches zu fliegen?

9 – Mit dem Schlauch ausgespritzt

Es waren intelligente junge Männer, und, wie man aus Briefen, die den Krieg überdauert haben, entnehmen kann, waren sie ebenso sensibel. Der Schatten der Angst, der sich über sie geneigt hatte, war aus der Korrespondenz mit den Liebsten zu erkennen, die erst überschwänglich begann und dann mit jedem einzelnen Brief, Woche für Woche, an Ausdruckskraft verlor und angespannter sowie stakkatoartiger wurde. Doch in jener Zeit wurden Gefühle wie Angst nicht laut ausgesprochen: Zwar fürchteten sich die Besatzungsmitglieder allesamt, aber ihnen wurde eingepflichtet, dass sie, wenn sie solche Gefühle zuließen, sehr leicht eine moralische Grenzlinie überschreiten könnten – hin zu Feigheit vor dem Feind, welche offizielle Schande. Diese Aussicht besass ihren ganz eigenen Schrecken. So stellten diese jungen Männer ein breites Lächeln und ein lächerliches, vor Akronymen triefendes Geplänkel zur Schau, obwohl die unbelegten Betten in den Kasernen nach den Missionen von der Allgegenwart des Todes zeugten.

An den Stützpunkten in Ostengland sorgten die Behörden dafür, dass die Tage zwischen den Feindflügen all jene Ablenkungen bereithielten, die temperamentvolle junge Männer sich wünschen konnten: schäumende Pints, Ausflüge in die Kneipe, sodass gleichzeitig die Möglichkeit bestand, mit jungen Frauen aus dem Ort (den sogenannten «Popsies», zu Deutsch etwa «Püppchen») eine Romanze anzufangen, sowie Varieté-Shows mit Komikern,

die ihr kühnes Bühnenprogramm vortrugen. Doch realistischerweise liess nichts von alledem die Besatzungen der Lancaster-Bomber jemals vergessen, was sie durchgemacht hatten oder was noch vor ihnen lag.

Entgegen dem Bild, was die Öffentlichkeit von ihnen hatte, waren viele dieser jungen Männer ernst und zurückhaltend; sie genossen ihre Freuden eher still für sich. Ein Pilot zeigte sich wirklich erfreut über die grosszügige Zuteilung von streng rationierten Orangen; seiner Frau schrieb er zudem, wie sehr er sich nach Erdbeeren sehnte¹. Diese Männer begeisterten sich für ernsthafte Autoren und Dichter. Poesie erfreute sich während des Krieges in ganz Grossbritannien grosser Beliebtheit, aber viele Angehörige des Bomberkommandos scheuten Werke von Autoren wie T.S. Eliot und ähnlich anspruchsvollen Künstlern. Miles Tripp, der junge Bombenschütze, dem wir in Kapitel 6 begegnet sind und der bei den schlimmsten der Dresdner Bombenangriffe an vorderster Front stehen sollte, wurde nach dem Krieg Schriftsteller. Tripps Prosa gibt ein tiefgründiges Bild seiner Erfahrungen, sowohl während des Dienstes als auch in den Jahren danach. Das Schreiben diente ihm vielleicht als Ventil, um ihn vor den gewalttätigen, beängstigenden und traumatischen Erinnerungen zu schützen; aber auch vor ihrer Thematisierung hat er nicht zurückgeschreckt. Was er und seine Kameraden erlitten haben, erscheint heute völlig unvorstellbar.

Wenn die Besatzungen wegen widriger Wetterbedingungen oder eines von hundert anderen möglichen Hindernissen am Boden bleiben mussten, entfachte dies die Spannung noch zusätzlich und erhöhte die Furcht auf bevorstehende Horrorerlebnisse. Manchmal wurden Tripp und seine Kollegen zwecks Erholung mit dem Bus in grössere Städte in der Umgebung gefahren, oder nach Cambridge, wo sie sich Vorträge anhören konnten – sie wa-

ren gehaltvoller als das fortwährende Geplapper der Comedians in irgendwelchen Stadthallen.

Die Bewunderung für ihre Leistungen war nicht ungeteilt. Bis 1945 zeigte sich eine gewisse politische und religiöse Feindseligkeit gegenüber den Besatzungen der Bomberstaffeln und ihrer Rolle im Konflikt, nicht nur bei schmerzhaften Interventionen der Bischöfe von Chichester und von Bath and Wells, sondern auch in der Literatur des *Bomber Restriction Committees* (dt. etwa Komitee zur Begrenzung von Bombardierungen); diese Gruppe umfasste eine Reihe von Persönlichkeiten wie R.R. Stokes, der für die Labour-Partei im Parlament sass, den Philosophen C.E.M. Joad und die Schauspielerin Sybil Thorndike². 1944 veröffentlichte die tonangebende Figur des Komitees, die Schriftstellerin Vera Brittain, *Seed of Chaos*, eine leidenschaftliche Anklageschrift gegen den moralischen Verfall der Zivilisation, die ihrer Meinung nach durch die flächendeckenden Bombardierungen der Royal Air Force zustande käme³. Einige hegten die Hoffnung, dass die Flieger schliesslich den Befehl verweigern würden und nicht mehr zu solcherart Einsätzen ausrückten. Aber diese Kritiker, egal wie begründet ihre ethischen Einwände auch gewesen sein mögen, hatten die Natur der Dinge auf all diesen Luftwaffenstützpunkten nicht verstanden, die weit über einfache Pflichterfüllung hinausging.

Zu jenen Eigenschaften, nach denen die Royal Air Force ihre Rekruten auswählte, gehörte auch eine Art angeborene Liebe zur Ordnung, sowohl in körperlicher Hinsicht als auch auf das Naturrell bezogen. Diese äusserst beklemmenden Stunden an Bord eines Avro-Lancaster-Bombers erforderten ein Höchstmass an Konzentration und Fokussierung, und noch mehr als das: Sie mussten in der Lage sein, schnell und ruhig auf das Unerwartete zu reagie-

ren. Was jetzt schwer vorstellbar scheint, ist die Fähigkeit all jener Tausender junger Männer, sich mit festem Blick dem Feind zu stellen, obwohl sie wussten, dass die Chance auf einen gewaltsamen Tod sehr hoch war.

Niemand wurde zum Dienst im RAF-Bomberkommando oder der U.S. Air Force gezwungen. Im Falle der Royal Air Force hatten sich die zwischen neunzehn und sechsundzwanzig Jahre jungen Männer freiwillig gemeldet. Aber das war ein ganz anderes Unterfangen als der Dienst in der Staffel der Jagdflieger, in der einzelne Piloten in ihren Spitfires aufstiegen und ein gewisses Mass an Autonomie bei der Verfolgung des Feindes genossen. Natürlich war jede Form des Luftgefechts extrem gefährlich – der Tod war die offensichtlichste Gefahr, obwohl die Verstümmelungen bei den Überlebenden ebenfalls ein schreckliches Ausmass annahmen aber die Piloten der Jagdflieger umgab der Hauch einer unbestreitbaren Romantik. Als nach dem Krieg der ehemalige Oberbefehlshaber der Jägerflotte, Lord Dowding, in Wimbledon an Seancen teilnahm, um Kontakt mit den vor langer Zeit getöteten jungen Männern aufzunehmen, war es, als ob er sich vorstellte, dass sie noch immer durch die Wolken stoben... Sie hatten sich schon auf halbem Wege in den Himmel befunden⁴.

Bei den Bomberstaffeln lag die Sachlage anders: Ihre Aufgabe kam einer industriellen Form der Kriegsführung gleich. Die Freiwilligen besaßen von Beginn an die eiserne Überzeugung, dass sich der Feind auf diesem Wege besiegen lassen würde: Wie sonst hätten sie solche Angst ertragen können? Und dennoch existierte ein hartnäckiges und ausgeprägtes Gespür für das Metaphysische; so gibt es im *Imperial War Museum* neben Tagebüchern und Korrespondenzen viele Beispiele für Gedichte aus der Feder von Piloten. Da waren diejenigen, die sich in Tagebüchern über die Eu-

phorie des Fliegens Gedanken machten und «in den Wolken Verstecken spielten»⁵. Schon die Ausbildungszeit kannte ihre eigenen Gefahren: Todesfälle und Abstürze waren an der Tagesordnung. Aber zunächst waren diese jungen Männer überwältigt von der Begeisterung, ihre Welt aus einer solchen Höhe erblicken zu dürfen. Diese Empfindung drang gelegentlich bis in die Träume vor: Ein Besatzungsmitglied, der kanadische Navigator Frank Blackman, hatte einen immer wiederkehrenden und erschreckenden Albtraum, dass er aus eigenem Antrieb fliegen konnte und immer weiter in die Lüfte gezogen wurde, bis die Erde unter ihm verschwand⁶.

Eine Avro Lancaster umfasste sieben Besatzungsmitglieder; einige dieser Besatzungen waren während der Trainingsflüge zu eingeschworenen Gruppen geworden, zu Freunden, die wussten, dass sie auf den sieben oder acht Stunden dauernden Feindflügen einander blind vertrauen konnten. Es gibt unzählige Fotos von solchen Besatzungen, die im sanften blauen Licht englischer Nachmittage unter ihren Flugzeugen stehen, die Gesichter scheinbar unbeschwert. Doch bestiegen sie erst einmal das dunkle, unbequeme Innere ihrer Bomber, sah die Realität ganz anders aus. In seinen Memoiren hielt Miles Tripp den «Achten Passagier» fest, der die siebenköpfigen Bomberbesatzungen begleitete, jene unsichtbare und allgegenwärtige Präsenz, die in jedem Flugzeug zu finden ist: Angst⁷.

Bomberbesatzungen bildeten häufig ausserordentlich starke Bande, ein Ergebnis der Notwendigkeit, Gedanken und Anregungen ihrer Kameraden unter höchstem Stress sofort verstehen oder intuitiv wahrnehmen zu müssen. Das Kommando, egal welchen Rang er am Boden bekleidete, hatte der Pilot inne; im Notfall gab seine Stimme den Ausschlag. Vor ihm, in der Nase des Flugzeugs,

sass der Bombenschütze. Er starrte durch eine halbrunde Plexiglas­kugel hinunter und hielt sich für den Fall bereit, dass die öde silberne Dunkelheit der Wolkendecke plötzlich aufriss und der tiefer liegenden Dunkelheit am Boden Platz machte, die er zu interpretieren versuchen würde. Wie in Grossbritannien galten auch im Dritten Reich strenge Verdunkelungsvorschriften. Während des Krieges hatte die Royal Air Force neue elektronische Navigationshilfen und Zielsucher entwickelt: das H2S-Radar mit Kathodenstrahlröhre. Aber der Bombenschütze war auch auf sein eigenes Urteil angewiesen. Die lodernden Brände unter ihnen waren nur schwer zu ignorieren; sehr oft handelte es sich um Richtfeuer, die vorab am Rande der Vororte gelegt worden waren, weit entfernt vom Stadtzentrum. Miles Tripp war Bombenschütze, und wenn bei einem Luftangriff der entscheidende Moment gekommen war – das Flugzeug schwebte fast über seinem Abwurfgebiet –, dann hatte nach allgemeinem Verständnis für kurze Zeit der Bombenschütze das Sagen. Es waren seine Kurskorrekturen – «ein wenig mehr steuerbord, noch ein wenig»⁸ –, die es galt, unmittelbar vor Abwurf der Markierungsbomben (die so hell und farbig leuchteten, dass sie in der deutschen Bevölkerung «Christbäume» genannt wurden), der Brandsätze und der Sprengbomben, umzusetzen.

Ein paar Meter hinter dem Piloten, hinter einem Vorhang verborgen, sass der Navigator. Der Vorhang wurde benötigt, da der Navigator Licht brauchte, von dem Flugzeug aber kein Schimmer zu sehen sein durfte. Wie der Pilot und der Bombenschütze brauchte auch der Navigator all seine Konzentrationsfähigkeit: Jede Fehleinschätzung oder Fehlinterpretation bei der Geschwindigkeit des Gegenwindes oder dem Verlauf einer Eisenbahnlinie konnte darin resultieren, dass der Bomber Hunderte Kilometer

vom Kurs abkam. Während des gesamten Einsatzes durfte er keinen Augenblick nachlassen, auch wenn er sieben, acht, manchmal neun Stunden dauerte, musste der Navigator das Flugzeug nicht nur zum Ziel, sondern es auch sicher zurück über den Englischen Kanal bis zum eigenen Luftwaffenstützpunkt dirigieren.

Direkt daneben befand sich der Funker, der in mancher Hinsicht den heutigen Computerexperten glich. Sie hatten sich der Technologie verschrieben. Obwohl sie nicht zum Fliegen ausgebildet waren, hatten alle Funker der Lancaster-Bomber dasselbe strenge Auswahlverfahren durchlaufen wie die Piloten. Die jungen Freiwilligen mussten in Sachen Mathematik einen messerscharfen Verstand besitzen und sich akkurat ausdrücken können; ausserdem mussten sie das Morsealphabet beherrschen: Die Disziplin war schon am Boden anspruchsvoll genug, wenn es galt, mit hoher Geschwindigkeit zu übersetzen und zu transkribieren. Aber hoch oben in der eiskalten Luft, mit Sauerstoffmaske und Handschuhen, in einem sperrigen Fluganzug sitzend und gleichzeitig gegen das kraftstrotzende Brummen der vier Rolls-Royce-Merlin-Triebwerke der Lancaster ankämpfend, kam sie einer wahrlichen Herkulesaufgabe gleich.

Funker mussten während des Fluges nicht nur den gesamten Nachrichtenverkehr abwickeln, sondern auch Wetterberichte erstellen und dem Navigator helfen, die Herkunft fremder Signale zu identifizieren. Ausserdem wurde von ihnen erwartet, dass sie übernahmen, wenn die Kameraden ihre Stellung an dem Rücken- oder Heckturm der Lancaster einmal verlassen mussten. Die Schützen mussten von Zeit zu Zeit Pausen einlegen, entweder aus dem naheliegenden Grund (jedes Flugzeug war mit einer chemischen Toilette ausgestattet) oder auch buchstäblich, um sich die

Beine zu vertreten. Bewegungslos in einem Flugzeug auszuhalten, das nur mit einer primitiven Heizung ausgestattet war, konnte Erfrierungen nach sich ziehen – und gewiss zu einer Art eisiger Lähmung: Sie brauchten etwas Bewegung, damit das Blut wieder zirkulieren konnte.

Die Schützen in jenen Plexiglastürmen – einer oberhalb am Rumpf des Flugzeugs, einer im Heck – sahen sich mit einem Paradoxon konfrontiert: Auf den ersten Blick war ihre Position die gefährlichste und beängstigendste, mit freier Sicht auf die sich nähernden Jagdflugzeuge, die Flakscheinwerfer und die mit Flakfeuer erfüllte Nachtluft; umgekehrt konnten sie zumindest erkennen, was aus allen Richtungen auf sie einprasselte, und sich theoretisch darauf vorbereiten. Die Geschütztürme waren mit einem Sitz ausgestattet, und die Läufe der Maschinengewehre ragten aus dem metallenen Rumpf heraus. Selbst nach vielen Verbesserungen gelang es nicht, die Türme komplett abzudichten, sodass immer noch eisige Luft hereinströmte. Die Schützen mussten daher eine aussergewöhnliche Schutzkleidung tragen: Sergeant Russell Margerison, ein Schütze, erinnerte sich daran, dass das erste Kleidungsstück vor jedem Einsatz ein Paar Damen-Seidenstrümpfe war⁹, gefolgt von einer herkömmlichen Lage Herrenunterwäsche. Neben pelzgefütterten Stiefeln, in denen man elektrisch beheizte Pantoffeln trug, gab es auch mit Pelz gefütterte Hosen und Uniformröcke. Der Anzugeinteiler wurde ebenfalls elektrisch beheizt. Bevor sie den Turm bestiegen, rieben sich die Schützen das Gesicht mit einem fettigen Präparat ein, um Frostbeulen vorzubeugen. Und wenn der Einsatz auf seinen entscheidenden Punkt zusteuerte, waren es die mit dem Panoramablick ausgestatteten Schützen, die darüber entschieden, ob sie im Dunkeln das Feuer auf die feindlichen Jäger – die die Lancaster vielleicht noch nicht

entdeckt hatten – eröffneten. Es waren die Kameraden an den MGs im Bug und am Heck, die dabei zusahen, wie Brandsätze gefolgt von Sprengbomben auf Städte weit unter ihnen prasselten: Massenvernichtung als glitzerndes Feuerwerk.

Die Ausbildung war hart und gefährlich; vielen jungen Rekruten wurde kotzübel angesichts der Kombination aus ruckartigen Flugmanövern plus der Drehbewegungen im Geschützturm. Aber die Realität für diese jungen Männer, die sowohl Krieger als auch Zeitzeugen waren, spottet jeder gewöhnlichen Beschreibung. Ganz abgesehen davon, dass sie selbst zielen und feindliche Kämpfer aus aussergewöhnlichen Winkeln ausschalten mussten, blieb den Schützen in ihren Kanzeln das tödliche Schicksal so vieler Kameraden nicht erspart. Sie waren es, die mit ansehen mussten, wie andere Bomber in einem Feuerball endeten oder in Flammen aufgingen, bevor sie vom Himmel fielen.

Das siebte Besatzungsmitglied trug, ganz prosaisch, in materieller Hinsicht die Verantwortung für das Flugzeug, und doch war er seinem Kern am nächsten. Der Flugingenieur oder Techniker musste ein Experte in allen mechanischen, hydraulischen und elektronischen Fragen sein. Er half beim Startvorgang, überwachte den Treibstoffvorrat und trachtete danach, jeden Defekt sofort zu beheben und die Ursache von Fehlfunktionen zu ergründen. Darüber hinaus vertrat der Flugingenieur sowohl den Bombenschützen am Bug als auch die restlichen Schützen, wenn die anderen Besatzungsmitglieder eine Pause brauchten. Aber auch am Boden spielte der Flugingenieur eine wichtige Rolle: Er arbeitete eng mit den Mannschaften zusammen, die das Flugzeug warteten. Er wusste genau, wo im Flugzeug es knarrte und knarzte oder gar schlimmere Probleme auftreten konnten. Der Fluginge-

nieur kümmerte sich um das Flugzeug, wenn es am Boden gewartet wurde, und redete ihm gut zu, wenn es in der Luft war.

Etwa vier von zehn Besatzungsmitgliedern wurden entweder getötet, schwer verletzt oder gefangengenommen. Die Besatzungen, die gegen Ende des Krieges während eines einzigen Feindflugs zu Tausenden die Bomberflotten bestiegen, werden von den genauen Statistiken nichts gewusst haben, machten sich aber auch keine Illusionen hinsichtlich ihrer Verwundbarkeit. In den Tagebüchern der Zeit taucht immer wieder ein Motiv auf: der Aberglauben. Es gab Flieger, die Verhaltensweisen entwickelten, die man heute als eine Zwangsstörung verstehen würde: Männer, die sich auf eine bestimmte Art und Weise das Gesicht reiben mussten, bevor sie den Bomber bestiegen; ein Schütze, der eine ganz bestimmte Reihenfolge einhielt, in der er sich anziehen musste, von den Socken an aufwärts; ein Flugingenieur, der geradezu besessen von einer bestimmten Tweedkappe war und niemals ohne sie fliegen würde¹⁰. Denn natürlich war der Mut, der nötig war, um solch tödliche Einsätze immer wieder aufs Neue fliegen zu können, nicht angeboren.

Es gab bestimmte Bomberbesatzungen, deren Kontrolle und Entschlossenheit so übermenschlich schienen, dass sie Robotern glichen: die Pfadfinder. Sie gehörten zur speziell ausgewählten Elite aller Besatzungen innerhalb des Bomberkommandos. Im Gegensatz zu den Kameraden, die sich mit dreissig zu absolvierenden Feindflügen konfrontiert sahen, mussten diese Männer – gerade wegen ihrer Erfahrung und ihrer Kenntnisse – fünfundvierzig fliegen. Aber das war nicht der einzige Faktor, der auf das nackte Nervenkostüm Auswirkungen haben sollte, denn die Aufgabe der *Pathfinder* bestand darin, die massiven Luftangriffe anzuführen und über dem Zielgebiet die Markierungsfeuer abzuwer-

fen, die die Nacht in ein helles Rot tauchten. «In der Stunde X war es Zeit für die Bomben», erinnerte sich der Flight Sergeant Leslie Hay¹¹. Sie waren die Ersten, die vom Boden aus von der Flak ins Visier genommen wurden und in die grellen Kegel der Suchscheinwerfer gerieten. Und sie gehörten zu den Letzten, die wieder abdrehen durften; ständig kreisten sie über dem Gebiet, während die nachfolgenden Bomber versuchten, ihre tödliche Fracht auf das markierte Areal abzuwerfen. Obwohl es sich um Flächenbombardements handelte, versuchten sie so präzise wie möglich vorzugehen; sie arbeiteten mit Karten, auf denen die Munitions- oder Kugellagerfabriken markiert waren, und versuchten, deren Umrisse in der Dunkelheit unter ihnen auszumachen.

Die erste Welle warf tiefgrüne Fackeln im Umkreis von einer Meile ab. Darauf folgte, was Hay als «Beleuchtung» bezeichnete – eine Kaskade von weissen Leuchtbomben¹²; war die Stadt erst einmal hell erleuchtet, warfen die folgenden Bomber rote Signalfeuer ab, die die Ziele genauer markieren sollten. Es gab noch weitere Farbkennungen – orange, blau, pink –, die jeweils verschiedene Ziele bezeichneten. Diese grellen Leuchtf Feuer mit den Spitznamen «rosa Stiefmütterchen» und «rote Flecken» dienten als einfache Markierungen¹³, um monströse Wohnblockknacker abzuwerfen (von den Briten als «Cookies» verharmlost), die durch das Dach krachten und sie so weit aufbrachen, dass die folgenden Brandsätze ungehindert eindringen konnten. Sobald die tödliche Fracht abgeworfen war, gewannen die Maschinen an Höhe, drehten ab und hielten auf den Kanal und die rettenden Stützpunkte an der Ostküste Englands zu. Für die Pfadfinder hingegen war es noch nicht vorbei, im Gegenteil, denn sie kreisten weiterhin über dem Inferno, um sicherzustellen, dass besagte Zie-

le auch getroffen wurden. Diese Besatzungsmitglieder, die am längsten am feindlichen Himmel ausharrten und der grundlegendsten menschlichen Versuchung widerstehen mussten, einfach abzdrehen, waren sich der Tatsache bewusst, dass sie die Hauptziele für Vergeltungsangriffe der Deutschen waren.

Es ist schwer vorstellbar, wie diese Männer zurück auf den Stützpunkten eine Form von Entspannung gefunden haben könnten. Nachdem sie mit ansehen mussten, wie Kugeln und Flakgeschosse die Aussenhaut der Lancaster durchbohrt hatten, wie sich Defekte einstellten, Flügel getroffen wurden und Motoren ausfielen, bevor sie es endlich durch das tödliche Weiss der Nebel über dem Kanal zurückgeschafft hatten – wie war es für einen Soldaten des Bomberkommandos möglich, sich vorzustellen, genau dasselbe in wenigen Nächten wieder tun zu müssen? Es gab einige, die zur Entspannung Fahrradtouren durch die Moorebenen unternahmen, während andere sich in der Kneipe volllaufen liessen; aber all das schaffte nur vorübergehend Ablenkung. Die Besatzungsmitglieder auf den Stützpunkten litten häufig an Alpträumen und rissen sich gegenseitig mit Schreien aus dem Schlaf.

Eine Facette dieses Daseins scheint aus heutiger Sicht noch problematischer: die Rücksichtslosigkeit der Behörden im Umgang mit traumatisierten Besatzungsmitgliedern. Der Vorwurf, nicht mit «jeder Faser des Körpers moralisch» dahinterzustehen, hätte sicherlich bei den Nazis Zustimmung gefunden, deutete er doch nicht nur eine schändliche Neigung zur Feigheit an, sondern möglicherweise auch etwas Genetisches: eine Feigheit, die sich im Erbgut des Delinquenten manifestiert hatte¹⁴. Jeder, der sich diesem Vorwurf ausgesetzt sah, galt nicht mehr als ganzer Mann. Das Konzept wurde seit Kriegsbeginn in der Royal Air Force angewendet.

So hatte beispielsweise Luftwaffengeneral Keith Park von der Jägerflotte geglaubt, eine solche Härte sei während der Luftschlacht um England von absoluter Notwendigkeit gewesen: Verweigerte ein Pilot einen Befehl oder zeigte offensichtliche Anzeichen von Angst, sollte er so schnell wie möglich von seinen Kameraden separiert werden. Die Angst sei ansteckend, lautete die Begründung.

In der Armee war im Nachklang des Ersten Weltkriegs das Verständnis für den sogenannten «Granatschock» herangereift, doch seltsamerweise war in der Royal Air Force die Vorstellung inakzeptabel, dass Piloten und Bomberbesatzungen Opfer ähnlicher Ausfälle werden konnten. Jedes Mitglied einer Bomberbesatzung, das solche Symptome aufwies, für die sich kein konkreter medizinischer Grund fand, konnte vom Stützpunkt in ein spezielles Behandlungszentrum verfrachtet werden. Dort konnte es passieren, dass man zunächst die Tätigkeits- und Verdienstabzeichen von ihren Uniformen abschnitt und ihnen alle bisher im Krieg erworbenen Verdienste wieder aberkannte. Die Idee dahinter lautete Abschreckung: Jeder Pilot, der mit dem Gedanken spielte, den nächsten Einsatz zu verweigern, sah sich der Gefahr ausgesetzt, seiner mit Stolz erworbenen Identität beraubt zu werden.

Es wurde argumentiert, dass in einer Zeit, in der die nationale Existenz als Ganzes bedroht war, solche Massnahmen absolut notwendig seien; dass, wenn erst ganze Staffeln mit dem Virus der Feigheit jener abtrünnigen Flieger infiziert würden, der Royal Air Force nur noch unerfahrene Grünschnäbel für die Bomber zur Verfügung stünden. Aber im Verlauf des Krieges erkannten die Psychiater der RAF, dass die gnadenlose Unbarmherzigkeit der Politik – die sowieso schon heimgesuchten Bomberbesatzungen wurden nach der Rückkehr von ihren Vorgesetzten bei den zu er-

füllenden Pflichten am Boden noch zusätzlich gedemütigt und verachtet – kaum etwas bei den Soldaten verändern würde, die durch Feindfeuer fliegen mussten und ihre Kameraden am Himmel in Flammen aufgehen sahen. Als die Flugzeuge zurückkehrten, mussten die Rosentürme – ein offener Heckgeschützturm aus Plexiglas, der speziell von der Firma Rose Brothers für die Avro Lancasters entworfen worden war – manchmal «mit dem Schlauch ausgespritzt» werden, wie ein Soldat vom Bodenpersonal es ausdrückte¹⁵: jedoch nicht, um das Ergebnis von Magenverstimmungen zu beseitigen, sondern weil einige Heckenschützen es nur noch als zerfetzte Leichname nach Hause schafften. Es handelte sich vielmehr um das Blut und die Leichenteile des Besatzungsmitglieds, das in der Kanzel vom feindlichen Feuer getroffen worden war. Einige RAF-Mediziner versuchten, die «Fehlen von moralischer Eignung «-Politik aufzuweichen, indem sie psychisch auffällige Piloten herausfilterten und ihnen spezielle Kuraufenthalte in Cornwall verschrieben, woraufhin die betroffenen Flieger die Möglichkeit hatten, wieder in den Dienst zurückzukehren.

Es schien, als hätten die meisten Bomberbesatzungen jemanden in den eigenen Reihen gehabt – oder gekannt –, der entweder geschickt aus dem Verkehr gezogen worden oder augenscheinlich kriegsuntauglich war. Andere hingegen zeigten sich unnachgiebig und behaupteten, dass sie alles im Griff hatten, selbst wenn eindeutig das Gegenteil der Fall war. Ein Navigator namens Bill Burke erinnerte sich daran, wie er nach jeder Rückkehr von einem Einsatz den symptomatischen Zitterer entwickelte¹⁶, wie er so häufig bei Piloten auftrat. Er stand im Pub an der Bar, und im Grunde genommen war alles in Ordnung; doch als er sich mit einem Streichholz eine Zigarette anzünden wollte, bemerkten seine

Kameraden voller Mitgefühl, wie seine Hände bei dem Versuch unkontrollierbar anfangen zu flattern. Dabei hatte er in seinem Fall noch Glück: Solche Zuckungen befahlen bei anderen Soldaten teils den ganzen Körper, sodass sich die «Kriegszitterer» noch zusätzlich sozial ausgegrenzt sahen.

Für andere, körperlich und geistig zerbrochene Männer, die durch das Weiterfliegen ihre Kameraden noch stärker gefährdeten, machte die offizielle Politik – das Pendant der RAF zur weisen Feder, jenem Stigma, das junge Frauen nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges Männern anhängten, die nicht für ihr Land kämpfen wollten – den Rückzug praktisch unmöglich. «Da alle Flugzeugbesatzungen Freiwillige waren, konnte niemand zum Fliegen gezwungen werden», erinnerte sich Miles Tripp, «aber die Erniedrigung und Schande, die auf das Eingeständnis eines gebrochenen Mannes folgten, es nicht mehr zu bringen, waren zu erdrückend. Und so flogen einige Männer dennoch weiter, obwohl sie mit den Nerven am Ende waren.»¹⁷

Im Februar 1945 waren die Psychiater jedoch schon etwas weiter, sie stellten ihre Diagnosen zutreffender: Die Behörden legten nun nicht mehr so viel Wert auf «moralisch einwandfreie Eigenschaft», die sich in jeder Faser des Körpers manifestieren sollte. In dieser Phase des Krieges mussten sie es nicht mehr. Auf jeden Fall existierte, wie auch Bill Burke bemerkte, ein gegenteiliges (und vermutlich ebenso gefährliches) psychologisches Problem, das er als «Flakfreude» bezeichnete¹⁸. Unter diesen jungen Männern gab es solche, die trotz ihrer Zuckungen und ihrer Albträume geradezu krankhaft abhängig von dem Adrenalin waren, das ihr Körper während der Einsätze ausschüttete. Selbst wenn sie ihr Soll an Feindflügen erfüllt hatten, wollten diese «Adrenalinjunkies» wieder in die Luft.

Dies war also die seltsame mentale Atmosphäre, die die Flieger im Februar 1945 umgab. Die Alliierten nahmen Deutschland immer mehr in die Zange, während der Luftkrieg mit ganz neuer Intensität geführt wurde. Aber nicht nur britische Flieger – und ihre Kameraden aus der ganzen Welt, darunter Australier, Inder, Kanadier und Polen – mussten sich für die kommenden Feindflüge wappnen und aus tiefer liegenden Kraftquellen schöpfen. Amerikanische Bomberbesatzungen – von denen einige die philosophischen Zweifel teilten, die das eigene Oberkommando über Wirksamkeit und Ethik des flächendeckenden Bombardements von Städten hatte – bereiteten sich parallel auf ihre eigenen Missionen vor. Die United States Army Air Force, kurz USAAF, favorisierte nach wie vor, bei Tageslicht anzugreifen; und die Tatsache, dass sie es letzten Endes den Briten gleichtun sollten und Dresden ebenfalls mit einem Bombenteppich eindeckten, würde die Propaganda in den darauffolgenden Jahrzehnten massgeblich mitbestimmen.

10 – Keine Verschnaufpause dem Teufel

Die Bomberbesatzungen der 8. US-Luftflotte waren weit weg von zu Hause, und weit weg von gewohnten Annehmlichkeiten. In der berühmten Broschüre mit dem Titel *Instructions for American Servicemen in Britain* (Anweisungen für US-Soldaten in Grossbritannien) wurde den Männern mitgeteilt, dass ihre Gastnation «kleiner als North Carolina» sei¹. Der Hinweis auf kulturelle Unterschiede zeugte zwar von guter Kinderstube, war aber angesichts der nackten Angst bei den Einsätzen wohl nicht sehr hilfreich. In diesen Extremsituationen hatten die US-Besatzungen niemanden ausser sich selbst; und obwohl die Verluste nicht an die ihrer britischen Kollegen heranreichten, fielen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs etwa sechszwanzigtausend amerikanische Flieger bei europäischen Einsätzen, während viele von den Überlebenden mit ansehen mussten, wie ihre Kameraden ein schrecklicher Tod ereilte. Für einige war das noch beängstigender als die Aussicht auf ihren eigenen Tod. Wenn diese Männer nach heftigem Flakfeuer und Minusgraden von den Einsätzen zurückkehrten, bei denen sie manchmal unter Sauerstoffmangel litten oder sich Frostbeulen zuzogen, waren sie gezwungen, sich in einem ihnen fremden Land körperlich und geistig zu erholen, inmitten dieser düsteren und kargen, von Gräben und trüben Bächen zerrissenen Landschaft Englands. Lincolnshire, Rutland, Norfolk

und Suffolk hatten zwar viele urige Kneipen zu bieten, aber es mangelte ihnen an der Neonreklame und den bequemen Kinos, die die Städte ihres Heimatlandes ausmachten. Solche Details, die angesichts Europas, das im Blut versank, so trivial wirkten, waren tatsächlich von grosser Bedeutung. Auf den rund zweihundert Flugplätzen in ganz England wurden daher grosse Anstrengungen unternommen, damit sich die fast eine halbe Million amerikanischen Besatzungsmitglieder und Bodenmannschaften wie zu Hause fühlten.

Unter denjenigen, die nur wenige Stunden nach den Briten bei Tageslicht Dresden bombardieren würden, waren junge Männer wie der zwanzigjährige Morton Fiedler². Fiedler stammte aus der Stahlmetropole Pittsburgh, hatte sich als Luftfahrtkadett gemeldet und bekleidete mit neunzehn Jahren den Rang eines Oberleutnants. Von der mit Smog angereicherten Industrieluft im quirligen Pittsburgh sah er sich nach Mendlesham, einem winzigen Dorf in Suffolk, verpflanzt. Die Dienstzeit war ursprünglich auf fünfundzwanzig Einsätze angesetzt, doch Fiedler sollte zweiunddreissig fliegen; zu den zusätzlichen Feindflügen hatte er sich freiwillig entschlossen³.

Gordon Fenwick wurde 1923 in der kleinen Stadt Sault Ste Marie in Ontario geboren, also mehr oder weniger genau in der Mitte der Grossen Seen⁴. Die Schifffahrt war der Hauptarbeitgeber, und die Depression der 1930er-Jahre hatte sie hart getroffen. Als Junge hatte Fenwick Ausflüge aufs Land unternommen, um zu jagen und zu fischen, damit etwas zu essen auf dem Tisch stand. Er war ein aufgewecktes Kerlchen und studierte Ingenieurwesen an der University of Michigan, bevor er sich – wie Fiedler – freiwillig zum Kriegsdienst meldete. Sein Sehvermögen reichte für eine Pilotenlaufbahn nicht aus, aber beim Morsealphabet war er auf

Zack, und so wurde er mit der 401. Bomberstaffel in Deenethorpe, Northamptonshire, stationiert: ein strohgedeckter Pub, ein grosses stattliches Haus und kleine lehmige Felder umstanden die Air Base und ihre breite Betonstartbahn. Bereits ab dem allerersten Einsatz bekam Fenwick zu spüren, wie nah er dem Tod war; er erinnert sich, dass bei einem Flug ein «Bruchstück eines Flakgeschosses durch den Funkraum flog und meinen Kopf um etwa einen Millimeter verfehlte»⁵. Bei einem anderen Feindflug wurde sein Bomber, die *Mary Alice*, derart von feindlichen Jägern aufs Korn genommen, dass grosse Teile des Rumpfes abplatzten. Nur mit grösster Mühe gelang es dem Piloten, die Maschine stotternd über den Ärmelkanal zu bringen und zur Notlandung kurz hinter den weissen Klippen von Dover aufzusetzen. Er sollte auch als Bombenschütze in der Kapsel am Bug eingesetzt werden; bei den B-17-Bombern besetzte der Bombenschütze eine durchsichtige Bugkanzel aus Plexiglas, die entweder mit MG oder automatischen Kanonen ausgestattet war. Wie der über ihm sitzende Pilot konnte er direkt in das Flakfeuer der deutschen Verteidiger blicken. Möglicherweise ist ihm dank seiner Position jeder Einsatz – in psychologischer Hinsicht – um einen winzigen Bruchteil leichter gefallen; bei tagsüber geflogenen Luftangriffen hatte er im Bug gegenüber den Schützen am Heck sowie im oberen Waffenturm vielleicht den Hauch der Illusion, so etwas wie Handlungsspielraum zu besitzen. Manchmal übernahm der Bombenschütze auch Navigationsaufgaben.

Und es gab so viele dieser ernsthaften jungen Rekruten: Männer wie Wendell Tague, zwanzig Jahre alt, geboren und aufgewachsen in Iowa; Willmore Fluman aus Virginia, zweiundzwanzig. Sie brachten oftmals einen ländlichen Hintergrund mit und waren schlau, fesch und entschlossen. Doch «Entschlossenheit»

allein trifft es wohl kaum, denn diese Männer und ihre britischen Kameraden müssen sich in gewisser Weise als Opferkrieger gesehen haben, die für die Sache ihr Leben in die Waagschale warfen. Wie sonst wäre es beispielsweise für Milton Fiedler aus psychologischer Sicht möglich gewesen, nach Ablauf seines Militärdienstes den Tod aufs Neue herauszufordern, indem er sich freiwillig für weitere Einsätze meldete?

Nachdem Amerika nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 in den Krieg eingetreten war, ging die Stationierung einer amerikanischen Luftflotte auf britischem Boden zunächst schleppend voran, aber bis zur Landung der Alliierten in der Normandie 1944 war eine Parallelkultur zwischen den Dörfern Ostenglands entstanden. Die allgegenwärtige Präsenz der Amerikaner wurde auch als «freundliche Invasion» bezeichnet⁶; ausserdem herrschte von Anfang an unzweideutig das Gefühl vor, dass die 8. US-Luftflotte gegenüber Arthur Harris' Bomberkommando in ihrem Ansatz vielleicht etwas überlegter und vorsichtiger agierte. Zumindest die Besatzungen waren überzeugt davon, dass ihre Einsätze hochspezifischer Natur waren; statt flächendeckender Bombardements von Städten konzentrierten sie sich auf die Zerstörung bestimmter Fabriken und Eisenbahndrehkreuze. Die Tatsache, dass bei solchen Luftangriffen Menschen «verschüttet» wurden – so der gängige Ausdruck für die damaligen Kollateralschäden –, galt als bedauerlich, aber unvermeidlich⁷.

Die morgendlichen Briefings auf all diesen Stützpunkten waren eine Zeit der angespannten Stille. Die Besatzungen standen früh auf, nahmen ein reichliches Frühstück zu sich und versammelten sich dann zur Lagebesprechung. Hinter einem blauen Vorhang befand sich eine Karte, auf der das Tagesziel abgebildet war.

Wenn der Vorhang zurückgezogen wurde, nahmen die Besatzungen jeden Einsatz, der mit chirurgischer Präzision einen Schlag gegen deutsche Truppenbewegungen innerhalb Frankreichs oder der Niederlande zum Ziel hatte, mit Erleichterung auf; führte der Einsatz hingegen tief ins Hinterland des Dritten Reichs, stöhnten nicht wenige auf, während andere selbst für diese kleine Protestbezeugung zu deprimiert und verängstigt waren.

Permanent wurde versucht, den psychischen Stress zu reduzieren, indem auf der Air Base eine harmonische und entspannte Atmosphäre geschaffen wurde. Die Verpflegung der Besatzungen war immer hervorragend, und auf einigen Luftwaffenstützpunkten gab es sogar Bäckereien, die sich auf jene Brotsorten spezialisiert hatten, die die Amerikaner aus der Heimat gewohnt waren⁸. Viele Fliegersoldaten strömten mit einer Mischung aus lebhafter Neugierde und guter Laune in die Dorfkneipen, während sie in den grösseren Städten versuchten, den grösstenteils weiblichen Gästen in den Tanzlokalen mit aufrichtigem Enthusiasmus den Jazz näherzubringen. In dem Dorf Lavenham – einer absurd pittoresken Fachwerkversion englischer Mittelalterarchitektur in Suffolk, mit einer Kirche aus dem 14. Jahrhundert – hatten sich die Bewohner seit Kriegsbeginn in dem örtlichen Pub, dem Swan, an die RAF-Offiziere gewöhnen können; als der Stützpunkt 1943 als einer der Ersten den Amerikanern übergeben wurde, war die Pinte mit ihren niedrigen Decken und offenen Feuerstellen zum Treffpunkt faszinierter USAAF-Offiziere geworden⁹. Ihnen bot sich ein England, das wie eine fast trotzig Karikatur schien: warmes Bier statt kaltem Lager, Einheimische mit Backenbärten, Darts. Es wurde zur Tradition für die US-Soldaten, ihre Unterschrift an einer der weiss getünchten Wände der Bar zu hinterlassen. Sie sind bis heute erhalten geblieben.

Es gab einige Berichte aus dem *Mass Observation Project* – einem Arbeitsprojekt, das das alltägliche Leben in Grossbritannien aufzeichnet, indem Teilnehmer beispielsweise ihre Tagebücher einsenden können –, dass die Neuankömmlinge von der Bevölkerung vor Ort als frech und prahlerisch angesehen wurden und mangelnden Respekt gegenüber örtlichen Gegebenheiten und den Menschen zeigten. Vielleicht ist dieser Eindruck jedoch auf einen Generationsunterschied zurückzuführen: Die älteren Bewohner der Dörfer und Städte an der Ostküste mögen das Verhalten als rüpelhaft und vulgär empfunden haben, aber viele Leute waren von den US-Soldaten wie hypnotisiert, so fasziniert waren sie. Die Kinder fesselte nicht nur der Anblick der startenden und ankommenden B-17- und B-24-Bomber, sondern auch Alltagsgegenstände aus den USA wie Coca-Cola-Flaschen und Pomade der Firma Brylcreem. Alle diese Kinder waren mit Kinovorführungen von Western, Science-Fiction-Serien und Gangsterfilmen am Samstagmorgen aufgewachsen. Hier hielt eine unglaublich weit entfernte und aufregende Welt Einzug und wurde ein Stück weit Realität.

Als Glenn Miller für die amerikanischen Flieger auftrat, verhielt es sich ähnlich: Junge britische Frauen, die sich freiwillig zum *Women's Royal Navy Service* (WRNS oder auch Wrens) gemeldet hatten, rangelten sich um einen Platz bei den Konzerten¹⁰. Natürlich entspannen sich unzählige Romanzen, nicht nur, weil die US-Soldaten unschätzbare Seidenstrümpfe und leckeres Dosen-Hühnchen beschaffen konnten, wie manche Beobachter gehässig festhielten. Für junge Leute haben Kriegszeiten immer auch einen scharfen erotischen Beigeschmack.

Manchmal gewährte man den US-Fliegern drei Tage Sonderurlaub, und London war die naheliegendste Verlockung. Gordon

Fenwick erinnert sich an die Reise von Northamptonshire, nicht nur um die mit Russ bedeckten Sehenswürdigkeiten zu bewundern, sondern auch eine Kneipentour durch die Pubs der Hauptstadt zu machen. Er zeigte gegenüber den antiquierten und etwas krampfhaft daherkommenden Lokalen keine Befremdung, und er erinnert sich noch an die Spässe mit den englischen Soldaten, die ihn mit der vertrauten Zeile über die US-Amerikaner aufzogen: «Überaus sexbesessen, überbezahlt und über den grossen Teich.» Die Tommys hingegen waren überrascht, als sie zum ersten Mal die Replik seitens der Amerikaner über die Engländer zu hören bekamen: «Unterbezahlt, unterfickt – und unter Eisenhower»¹¹!

In einigen Fällen diente die bewusst zur Schau gestellte Lockerheit nur dazu, eine etwas reflektiertere Sichtweise zu übertünchen. Amerikanische Flieger waren oft religiöser als ihre britischen Kollegen, sie gehörten den unterschiedlichsten christlichen Konfessionen an, daneben gab es noch ein beträchtliches jüdisches Kontingent. Zu den Militärgeistlichen auf den US-Luftwaffenstützpunkten gehörte auch ein Major mit dem markanten Namen Method Cyril Billy, der den Fliegern liebevoll als «Bruder Billy» im Gedächtnis geblieben ist. Der Navigator Eugene Spearman erinnert sich: «Wir... rollten bis zum Ende der Startbahn und warteten auf das Startsignal. Während der meisten meiner Missionen stand er direkt vor dem Flugzeug, sogar bei Regen oder Schnee hielt Bruder Billy eine Bibel in der Hand. Seine Gegenwart bedeutete ein Segen für mich. Allein zu wissen, dass jemand für mich betet, gab mir ein besseres Gefühl.»¹²

Wie ihre britischen Kollegen mussten auch die US-Flieger eine gewisse Anzahl an Feindflügen ableisten, und die Psychiater vor Ort nahmen die gängigsten Stresssymptome, die die Soldaten aus ihren Einsätzen davontrugen, genau unter die Lupe. Die Gründe

dafür waren teils empathischer, teils praktischer Natur, denn die Vorgesetzten fürchteten, dass es mit der Zeit immer schwieriger werden würde, die Besatzungen zum nächsten Einsatz zu bewegen – sei es durch Überzeugung, per Befehl oder richtiggehenden Zwang. Ein Pilot erinnert sich daran, dass er mit ansehen musste, wie der Rumpf eines Bombers vor ihm zerbrach und dessen Einzelteile auf seine Windschutzscheibe prallten – nahm er zumindest an; denn mit Entsetzen erkannte er, dass es nicht Metall-, sondern Fleischbrocken waren, die sterblichen Überreste eines Kameraden, die in dieser Höhe am Glas festfroren, sodass er aus seinem Cockpit während des gesamten Rückflugs darauf blicken musste.

Solch schlimme Ereignisse waren für die Alpträume verantwortlich: Piloten, die davon träumten, dass sie in brennenden Flugzeugen gefangen sassen, schlugen verzweifelt um sich und verletzten sich sogar dabei, wenn sie aus dem Bett fielen. Ärzte untersuchten jene Besatzungsmitglieder näher, die sich dem Ende ihrer Dienstzeit näherten, und stellten fest, dass diese jungen Männer innerhalb eines Jahres extrem gealtert waren; manche sahen fünfzehn (oder noch mehr) Jahre älter aus. Die Tage, an denen kein Einsatz anstand, verbrachten einige schweigend, andere hingegen fuhren bei dem kleinsten Anlass aus der Haut und hatten Wutausbrüche; wiederum andere zeigten ein krankhaftes Verlangen nach Sex. Wie bei ihren britischen Fliegerkollegen waren sie vereint in der noch grösseren Angst, nicht weitermachen zu können, ihr Land und ihre Crew im Stich zu lassen.

Der Schauspieler James Stewart – der berühmteste jener US-Soldaten, die in Tibenham, einer winzigen Gemeinde tief im Herzen des ländlichen Norfolk, ein neues Zuhause fanden – war der Kommandant der 703. Staffel und flog zahlreiche B-24-Einsätze

über Frankreich und Deutschland, wobei er immer konkrete Ziele anflieg. Obwohl er selbst bemerkenswertes Glück hatte und es stets schaffte, seinen Bomber durch die glühenden Flakgeschosse hindurchzumanövrieren, musste auch er mit ansehen, wie andere Bomber in ihre Einzelteile zerlegt wurden; oder er musste nach der Rückkehr erfahren, dass ein Freund in den Flammen umgekommen war¹³. Eine Zeit lang, so verriet er später, litt er auch an der «Flakfreude» und wurde auf eine «Flakfarm» geschickt, um sich zu erholen. Auch er alterte sichtbar, und nach dem Krieg übernahm er in Hollywood die Rollen, die für ältere Männer vorgesehen waren – wie beispielsweise in Hitchcocks Psychothriller *Vertigo*, in dem er eindringlich einen Mann spielt, der ein schwerwiegendes Trauma erlitten hat. Aber trotz all der «Turbulenzen» auf mentaler Ebene änderte sich nichts an Stewarts Entschlossenheit, den Krieg bis zum Ende zu führen.

Auf seltsame Weise ist es möglich, dass amerikanische Piloten und Besatzungen dank eines stärkeren Gefühls, dass ihr Vorgehen letztlich eine Art moralisches Gut darstellte, noch zusätzlich und besser gewappnet waren. Seit den 1930er-Jahren, als die Amerikaner begannen, eine mächtige Luftstreitmacht aufzubauen, galten gewisse Glaubenssätze, unter anderem jener, dass das «Daylight Precision Bombing» (also das präzise Bombardement bei Tageslicht) so weit beherrschbar sei, dass Kollateralschäden – Verletzte und Todesopfer – auf ein Minimum reduziert werden konnten. Die Ausbildung der Piloten an der Army Air Corps Technical School in Montgomery, Alabama, beinhaltete immer noch die Lehrmeinung, dass «das terroristische Bombardement auf Zivilisten auf öffentliche Empörung stossen würde»¹⁴. Ebenso

wurde bis 1940 von allen Mitgliedern der US Air War Plans Division die Meinung vertreten, es gebe keine «historischen Beweise dafür, dass die Bombardierung von Städten, Gemeinden und Dörfern aus der Luft jemals produktiv gewesen sei»¹⁵. Sie hatten unter anderem das Vorgehen der Briten in den 1930er-Jahren untersucht, die solche Bombardements bereits in Transjordanien und Palästina durchgeführt hatten, um lokale Aufstandsbewegungen zu unterdrücken.

Allerdings bekam der hohe moralische Anspruch im Winter 1944 und in der Ardennenschlacht erste Risse. Obwohl im Gegensatz zum Bomberkommando immer noch die Überzeugung vorherrschte, dass es bei einem flächendeckenden Bombardement bei Tageslicht auch über einer Stadt möglich sei, ganz gezielt bestimmte Areale anzugreifen, wurde nun bei einigen Anlässen die Stadt selbst das Ziel. Der Grund lag darin, dass es für viele Angehörige des Oberkommandos schien, als ob das deutsche Volk, das eigentlich kurz vor dem Zusammenbruch hätte stehen sollen, es irgendwie schaffen würde, neuen Mut zu schöpfen. Dass die Deutschen grösstenteils kriegsmüde waren, stand ausser Zweifel, aber die nationalsozialistische Führung schien es irgendwie vollbracht zu haben, bei den Menschen die noch verbliebenen Kräfte geweckt und ihnen äusserste Hartnäckigkeit eingepflegt zu haben. Unter den älteren US-Kommandanten befürchteten einige, dass der Krieg noch ein weiteres Jahr andauern könnte, sodass der Angriff auf deutsche Städte einem anderen praktischen Zweck diene als bloss profaner Vergeltung. Anfang Februar 1945 flogen US-Bomber am helllichten Tage einen Angriff auf Berlin: Ziel waren weder Fabriken noch Eisenbahnen, sondern die Innenstadt selbst.

Im Grossen und Ganzen versuchten General Carl Spaatz, der das Oberkommando hatte, und General Ira Eaker, dem die Ge-

samtheit der Geschwader direkt unterstand, sich der Anziehungskraft des Bomberkommandos zu entziehen, wenn es darum ging, zivile Ziele ins Visier zu nehmen. Oder wie es der amerikanische Botschafter in Tokio einige Jahre zuvor formuliert hatte: «Facilis descensus averni est – der Abstieg in die Hölle ist einfach.»¹⁶ Dennoch waren sie wie ihre britischen Bündnispartner davon überzeugt, dass der effektivste Weg immer heftigere Luftangriffe waren, um ein Wiedererstarken der deutschen Streitkräfte zu verhindern.

Dresden war zuvor von der USAAF als passendes Ziel ausgemacht worden, das bereits kurz nach dem D-Day in Reichweite lag. Am Nachmittag des 7. Oktober 1944 war eine eng gestaffelte Formation von B-24-Bombern tief in den Osten Deutschlands geflogen, deren Ziel das Gelände rund um den Rangierbahnhof östlich des Hauptbahnhofs war. Mit diesem Luftangriff sollte die Infrastruktur empfindlich getroffen werden: Man wollte nicht nur die Eisenbahnverbindung von Berlin nach Prag ernsthaft in Mitleidenschaft ziehen, sondern gleichzeitig dafür sorgen, dass knappe Industriegüter und Rohstoffe in Flammen aufgingen. Der Angriff galt als Erfolg, sagt aber auch schon etwas über den Nihilismus jener Spätphase des Krieges aus, in der die Zahl von zweihundert-siebzig getöteten Dresdnern keiner grossen Erwähnung wert schien. Tatsächlich erwähnten die von den Nationalsozialisten kontrollierten Zeitungen – lokal und national – nicht einmal die Zahl der Todesopfer (oder gar die Bombardierung selbst).

Am 16. Januar 1945 folgte ein weiterer Luftangriff der US-Luftwaffe. Unter den Zielen befand sich auch eine Raffinerie für synthetisches Öl in dem kleinen Städtchen Ruhland etwa fünfzig Kilometer nördlich von Dresden. Doch es traten unzählige Schwierigkeiten auf; viele der Bomber hielten versehentlich auf

eine Industrieanlage in der nahegelegenen Stadt Lauta zu, was ihnen dennoch zum Vorteil gereichte, produzierte das betreffende Werk doch das so kriegswichtige Aluminium. An diesem Nachmittag mussten die Dresdner jedoch wieder einmal feststellen, dass der Fliegeralarm nicht mehr unbedingt gleichbedeutend mit Fehlalarm war. Viele der Bomber, die kein anvisiertes Ziel getroffen hatten, flogen einen nicht zu übersehenden sekundären Zielpunkt an, eben jenen Dresdner Rangierbahnhof. Dreihundert-siebenundsechzig Menschen wurden bei dem Angriff getötet, und unter dem abgeworfenen Bombenmaterial befanden sich acht-zehntausend Brandsätze: ein Vorgeschmack auf die kommenden Feuer.

Zu jener Zeit waren die «Wunderwaffen» häufig Gesprächs-thema unter der deutschen Zivilbevölkerung, und ihre mögliche Einsatzbereitschaft war von den Alliierten wirklich gefürchtet. Im Sommer und Herbst 1944 hatten die Nazis den ersten Marschflug-körper überhaupt – die VI – sowie nachfolgend die V2 eingesetzt, wobei das V für Vergeltungswaffen stand: vollautomatisierte To-desbringer, die sich über den Kanal näherten. Aber im britischen Luftfahrtministerium spekulierte man darüber, ob die Nationalso-zialisten an Waffen arbeiteten, die eine noch apokalyptischere Wirkung entfalteten. So fürchtete man, dass die Nazis die Tech-nologie weiter verfeinern würden, sodass die Raketen nicht nur mit Sprengstoff, sondern auch mit tödlichem Nervengas wie Sarin bestückt werden konnten. Die Amerikaner zeigten sich ebenfalls besorgt: Sie vermuteten, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis ein fuchsteufelswilder Führer die biologische Kriegsführung für sich entdeckte, die innerhalb von Stunden Zigtausende Opfer fordern würde. Hinzu kam die Entwicklung der Messerschmitt

Me 262, dem ersten düsenbetriebenen Jagdflugzeug Deutschlands¹⁷. Wie lange würde es dauern, bis dieses Wunderwerk an Technik – die Maschinen konnten bis zu neunzig Minuten aufsteigen – ausgefeilt war und mit einer unvergleichlichen Geschwindigkeit von fast einem Mach (also nahe der Schallgrenze) rasend schnell durch die Lüfte sauste?

Deshalb lag der Fokus der Amerikaner auf sämtlichen deutschen Industrieanlagen, und insbesondere die tief im Osten des Landes angesiedelten Werke besaßen höchste Dringlichkeit. Die moralische Zermürbung der Zivilisten mag als Bonus angesehen worden sein, aber das eigentliche Ziel bei den Attacken auf Aluminiumwerke bis hin zu Eisenbahnlinien war es, der unaufhörlich genial arbeitenden Rüstungsindustrie der Nationalsozialisten den Stachel zu ziehen.

Die Besatzungen waren bei diesen Luftangriffen fast acht oder neun Stunden lang in der Luft; einige wurden einfach vom Himmel geschossen, bei anderen kam es zu Schäden an den Triebwerken, sodass die Besatzungen über feindlichem Gebiet notlanden oder abspringen mussten – mit der Aussicht auf bleibende Schäden und Behinderungen oder Schlimmeres, sofern sie es überhaupt lebend hinunterschafften. Bei all den sorgfältig arrangierten Bildern von Unbekümmertheit und Tapferkeit – grinsende junge Amerikaner, die achselzuckend neben reizenden Frauen standen, deren Konterfei fast immer den Bug des Bombers zierte – sah die Realität so aus, dass die heimkehrenden Besatzungen, nachdem sie ausgestiegen waren, sich manchmal in Tränen aufgelöst auf dem Flugfeld wiederfanden.

Als die britischen Bomberbesatzungen am Nachmittag des 13. Februar 1945 informiert wurden, welches Ziel als nächstes anstand, und ihre amerikanischen Kameraden am nächsten Morgen eben-

falls Dresden hinter diesem blauen Vorhang erblickten, betraf die erste Reaktion vieler Soldaten nicht Dresden selbst, sondern die Lage im Dritten Reich. Die Stadt lag weiter im Osten, als die meisten von ihnen je zuvor geflogen waren. Selbst Feindflüge im Westen Deutschlands waren furchteinflössend, doch Dresden muss eine noch tiefere Beklommenheit ausgelöst haben. All diese jungen Flieger – Leslie Hay und Miles Tripp von der Royal Air Force, Milton Fiedler, Wendell Tague und sein Kollege Howard Holbrook von der «Mighty Eight», der mächtigen 8. US-Luftflotte – betrachteten ihren Tod als Übel, das sie als Opferkrieger zu erbringen hatten: Es waren Männer, die wussten, dass sie möglicherweise mit ihrem Flammentod zum Sieg beitrugen.

Der Name Dresden mag diesen Männern so wenig bedeutet haben wie Pforzheim oder Magdeburg – es waren schliesslich nur Städte, in denen sich NS-Soldaten aufhielten und Rüstungsfabriken befanden. Dies war eine Form der Kriegsführung, so unerbittlich und nihilistisch, dass sich selbst die nachdenklichsten und sensibelsten Piloten gegenüber ihren Angriffszielen wie betäubt zeigten. Oder wie Gordon Fenwick sich erinnert: «Es gab ein Heute, und vielleicht ein Morgen. Das war's.»¹⁸

TEIL 2

Die Schreckensnacht

11 – Der Tag der Finsternis

Dieser Tag erstrahlte in der dünnen, kalten Winterluft traditionell vor leuchtenden Farben: Überall sah man grünen Filz, lila und rosa Seidenbänder, Gingham-Kleider und reiche Stickereien, scharlachrote Teufelshörner, riesige gelbe Schleifen. Die Kostüme für den Faschingsdienstag waren in den Augen der Erwachsenen nicht nur ästhetisch eine Freude, sondern weckten auch warme Erinnerungen an Karnevalsfeite der vergangenen Jahre. Im Gegensatz dazu gingen die Jugendlichen, die sich mit den aufwendigen Kostümen verkleidet hatten, das Fest mit einer Ernsthaftigkeit an, die der Jugend vorbehalten ist. Der 13. Februar 1945 war ein kühler, feuchter Tag, der Dresden mit seinen Gebäuden, Gärten sowie Bäumen in ein einheitliches Grau und Schimmelbraun tauchte, in dem die Erwachsenen müde und von Angst gezeichnet wirkten; die Kinder allerdings pochten darauf, dass die Kleiderkartons und -truhen auf Dachböden, in Schuppen und Kellern geöffnet wurden, und die Mütter kamen der Aufforderung gern nach.

Für den jungen Georg Frank war das bunte Treiben in seiner Strasse die Regel: Die Kinder «tobten in ihren Karnevalskostümen» herum, während Erwachsene, die ihnen zuschauten, «ihre Sorgen und Nöte wegen des immer bedrohlicheren Kriegszustands vergassen»¹. Der kleine Junge war wegen des eigenen Kostüms sehr aufgeregt: Er trug «eine bunte Clownsschleife» und ei-

nen «breiten weissen Kragen»². Andernorts bemerkte Winfried Bielss erfreut «die verkleideten und geschminkten Kinder», und obwohl «der Totale Krieg fast allen öffentlichen Vergnügungen ein Ende bereitet hatte», bildete dieser «glänzende Eintrag im Kalender» die Ausnahme³. Auch ältere Mitbürger fanden vorübergehend etwas Zerstreuung: Georg Erler und seine Frau Marielein erinnerten sich daran, wie frühere Faschingsfeste oftmals mit «der eisigsten Kälte» zusammenfielen, aber heute war das Wetter im Gegensatz dazu «heiter und mild»⁴. Die Kinder in Neustadt tollten vielleicht nicht so ausgelassen wie in anderen Jahren herum, spielten aber dennoch fröhlich in ihren Kostümen. In der Altstadt auf der anderen Seite des Flusses hatte der siebenjährige Dieter Elsner, dessen Vater Küster in der Frauenkirche war, darauf bestanden, sein geschätztes amerikanisches Cowboykostüm tragen zu dürfen, zusammen mit dem eher unpassenden Tomahawk, den der Junge vermutlich in seiner Fantasie bei einer Schlacht in der Prärie erbeutet hatte. Obwohl Deutschland den USA im Jahre 1941 den Krieg erklärt hatte, hielt sich die Wildwest-Ikonografie bemerkenswert hartnäckig, und auch in Dresden erfreute sich Karl May immer noch grosser Beliebtheit.

Der Karneval kennt viele unterschiedliche Spielarten, aber in Sachsen hatten die Feierlichkeiten wie anderswo das Ziel, die natürliche Ordnung der Welt auf den Kopf zu stellen, indem clowneske Narren die heiligen Hallen der Macht kaperten und die Rathäuser stürmten. Daneben wurden dunkle Mächte beschworen: Menschen gaben sich als Manifestationen der Wälder aus und verkleideten sich als Kobolde und Dämonen. Damit verbunden waren die zeremoniellen Feuer auf den umliegenden Hügeln, mit denen das Ende der kalten Jahreszeit und die Ankunft des Frühlings gefeiert wurden.

Selbst eine anspruchsvolle und intellektuelle Stadt wie Dresden konnte sich nie ganz frei von solchen Ritualen machen: Die Fastenzeit wurde mit einem abschliessenden Fest eingeläutet, und jener Dienstag am 13. Februar 1945 war ein Tag, an dem man ausgelassen trank und gesellig war; und es waren die Kinder, die mit ihren Kostümen – darunter auch Miniaturteufel – dafür sorgten, dass bei jener Gelegenheit die entsprechende Atmosphäre aufkam.

Gelegenheit dazu sollte sich jedoch erst später ergeben, denn der Dienstag war ein ganz normaler Schultag, jedenfalls für die Schüler, deren Schulen nicht vom Militär requiriert worden waren oder als Flüchtlingsunterkünfte dienten. Der dreizehnjährige Helmut Voigt, der im wohlhabenden südwestlichen Dresdner Vorort Plauen lebte, erhielt gleich frühmorgens von seinem Lehrer einen Spezialauftrag. Die Schulbehörden hatten festgestellt, dass einige Türen neue Schlösser und Bolzen benötigten. Helmut sollte welche auftreiben und bekam etwas Geld in die Hand gedrückt, eine scheinbar leichte Aufgabe, doch in Zeiten, in denen es an allem mangelte, waren Ersatzteile nur schwer zu beschaffen; die örtlichen Metallwarenhändler jedenfalls hatten keine. Doch schliesslich kam Helmut eine Idee, und diese Idee, die einen Besuch in der Altstadt erforderte, sollte den weiteren Verlauf sowohl des Tages als auch seines Lebens prägen⁵.

Die Schulen der Stadt hatten ihren Schülern eifrig Notfallmassnahmen im Falle eines Bombenangriffs eingebläut; der junge Dieter Haufe und seine Klassenkameraden waren angeleitet worden, wie man brennenden Phosphor mit Sand ersticken konnte⁶. Andernorts, an der Müller-Gelinek-Schule, waren die Lehrer schnell dabei, wenn es darum ging, Fliegeralarm auszurufen. Bei dem amerikanischen Luftangriff auf die Rangierbahnhöfe am 16.

Januar, der gegenüber den Schülern als «verbrecherischer Anschlag auf Dresden» gebrandmarkt wurde, hatte es ganz in der Nähe einen Treffer gegeben. Ursula Skrbek weiss noch, dass in diesen tödlichen Zeiten an ihrer eigenen Schule fast jeden Tag Kinder früher nach Hause geschickt wurden⁷. Andere Schüler wurden darauf gedrillt, sich zu sammeln und geordnet Zuflucht in behelfsmässigen Luftschutzkellern zu suchen.

Für die Dresdner Kinder waren die improvisiert angelegten Schutzräume zum festen Bestandteil des alltäglichen Lebens geworden. Georg Frank, der mit seiner Familie in einem Wohnblock lebte, erinnert sich an die steile Treppe, die nach unten in den mit Ziegeln gemauerten Kellergang führte, von wo aus kleine Kellerparzellen mit Holzverschlägen abgingen. Familie Frank hatte ihre mit einem Tisch und einem oder zwei Holzstühlen ausgestattet; andere Sitzmöglichkeiten wurden ganz einfach aus Holzbrettern gefertigt. Georg hat noch vor Augen, dass der Putz am Mauerwerk stellenweise bröckelte und der Mörtel löchrig war.

Dieter Haufes Familie gehörte zu den Ausgebombten. Der Luftschutzraum in ihrer neuen Wohnung in Pieschen – einem Vorort nördlich der Elbe auf einem Hügel über der Altstadt – war tatsächlich eine umgebaute Werkstatt im Souterrain, mit schmalen, horizontal verlaufenden Fenstern, durch die der Himmel zu sehen war.

Andere Luftschutzkeller waren wesentlich stabiler, wie der Keller des Taschenbergpalais gegenüber dem Zwingergarten und der Katholischen Hofkirche, der mit Betonböden und Stahltüren ausgestattet war. Das Palais wurde von Offizieren der Wehrmacht sowie von Gemeinde- und Polizeibeamten genutzt, blieb also als Zufluchtsort der breiten Öffentlichkeit verwehrt. Doch nur wenige Strassen weiter lag ein unterirdischer Raum, der jedem of-

fenstand: die Krypta der mächtigen Frauenkirche auf dem offenen daliegenden Neumarkt, ein gewölbeartiges Labyrinth mit niedrigen Decken und alten Grabsteinen. Die Krypta war nicht geweiht und dementsprechend nicht für Bestattungen vorgesehen; die alten steinernen Gräber, die in die dicken Mauern eingefasst waren, hatte man dort bereits vor Jahrhunderten angelegt, als ganz in der Nähe ein anderes Gotteshaus der Zerstörung anheimfiel.

Die Frauenkirche war umgeben von einer geschäftigen Mischung aus Cafés und kleinen Geschäften in hoch aufragenden Gebäuden aus dem 19. Jahrhundert; über dem Parterre befanden sich unzählige Wohnungen, darunter Kellerräume, die allerdings eher die Grösse von Kaninchenställen besaßen. Die einzige Konzession, die Gauleiter Martin Mutschmann gemacht hatte, um der Stadtbevölkerung widerstandsfähige Luftschutzkeller zur Verfügung zu stellen, bestand darin, dass er unterirdische Bauarbeiten genehmigt hatte. Statt die Parzellen in den Kellern wie gehabt zu belassen, wurden die Mauern durchbrochen, sodass alle Kellerräume entlang des Platzes miteinander verbunden waren und ein dichtes, unterirdisches Labyrinth an Kellergängen entstand. Neben den Einstiegen über die Privatgrundstücke gab es zwei öffentliche Zugangsmöglichkeiten: Die eine befand sich am steinernen Uferdamm entlang der Elbe, die andere im Grossen Garten in der Innenstadt.

Einige Familien, die sich gewissenhaft an die offiziellen Vorgaben hielten, hatten entsprechende Vorsichtsmassnahmen getroffen und sassens auf gepackten Koffern mit allen notwendigen Habseligkeiten, einschliesslich Gasmasken und Decken. Die zehnjährige Gisela Reichelt, deren Familie in einem Wohnblock nur zwei Strassen vom geschäftigen Hauptbahnhof entfernt wohnte, hatte schon unzählige Fliegeralarme miterlebt und war

an die muffige Dunkelheit im hauseigenen Luftschutzkeller gewöhnt⁸. Südlich der Bahnlinie und der Altstadt gelegen, handelte es sich um einen moderneren Keller, der mit keinem anderen verbunden war. Der Wohnblock lag am Fusse einer sanften Steigung, die zu den südlichen Vororten hinaufführte. In diesem Bezirk gab es breitere Alleen und baumbestandene Höfe. Gisela erinnert sich, dass sie und ihre Freunde in der frischen Februarluft spielten und ihr Geschrei und Gelächter von den hohen Mauern abprallte und als Echo zurückgeworfen wurde.

Etwas westlich der Stadt, in einem kleinen felsigen Tal gelegen, verfügte die Felsenkeller-Brauerei selbst über Luftschutzräume. Das Fabrikgebäude aus dem späten 19. Jahrhundert hatte sich innovativ in die Landschaft eingefügt, mit Stollen, die von den Hauptgebäuden tief in die angrenzenden Felsen getrieben worden waren. Nun war Felsenkeller, wie die meisten anderen Fabriken in Dresden, mit technisch aufwendigen und kriegswichtigen Aufgaben betraut worden; der Lampenhersteller Osram hatte Teile der Fabrik übernommen und ein Drahtwerk errichtet. Die siebzehnjährige Margot Hille, die dort im Jahr zuvor unmittelbar nach dem Schulabschluss angefangen hatte, stand am Morgen des 13. Februar vor einem weiteren arbeitsreichen Tag⁹. Ihre Aufgabe kam ihr oft sehr ermüdend vor, denn in diesem Februar hatte «Fräulein Hille» immer wieder mit dem Ärger zu kämpfen, dass ihre Arbeitszeiten länger und länger wurden. Hille begann sehr früh, kurz nach Sonnenaufgang, und hatte eigentlich um 16 Uhr 30 Feierabend. Aber der Abteilungsleiter «kam oft kurz vor Schichtende vorbei und diktierte der Sekretärin noch einige Briefe». Hille musste warten, bis die Sekretärin die Briefe abgetippt hatte und sie vom Direktor unterschrieben waren. Erst dann

konnte Hille die Korrespondenz zur etwa zwei Kilometer entfernten Hauptpost in Plauen bringen, sodass sie «oft erst nach 18.00 Uhr zu Hause war»¹⁰. Am Morgen des 13. Februar war Margot ziemlich müde, sie hatte eine ganze Reihe unruhiger, schlafloser Nächte hinter sich.

Es gab Arbeiter – selbst mit fürchterlich langen Arbeitszeiten konfrontiert –, die es irgendwie schafften, die Zwangsarbeiter um sie herum auszublenden. Der dreiundfünfzigjährige Vater von Dieter Haufe war an lokalen Bauvorhaben beteiligt, unter anderem am Ausheben von Tankgruben. Nun war er dazu gedrängt worden, Aufgaben im riesigen Goehle-Werk nordwestlich der Altstadt zu übernehmen¹¹, einem Schmelztiegel von Zwangsarbeitern in Dresden: In diesem Komplex wurden von jüdischen Frauen, die die Selektion in den Konzentrationslagern überlebt hatten, Instrumente für Flugzeuge und U-Boote hergestellt. Für sie war die Fabrik zu ihrer Welt geworden: unmenschliches Arbeitspensum, unzureichender Schlaf in überfüllten Schlafsälen, dann zurück an die komplizierten Fertigungslinien, immer unter künstlichem Licht. Dieter Haufes Vater war zwar selbst oft erschöpft, aber wenigstens war er noch Herr seiner selbst.

Neben all den Fabriken, die die Stadt umringten, beteiligten sich an diesem Februarmorgen auch Hunderte an den vielfältigen Bürgerpflichten, die die Stadt am Leben erhielten. Neben dem ausgedehnten Strassenbahnnetz gab es auch öffentliche Busse, von denen einige erstaunlicherweise von Kriegsgefangenen gefahren wurden. Der Bus, mit dem Dieter Patz zur Schule fuhr, wurde von einem «jungen Mann mit dunklem Teint und schwarzen Haaren»¹² gesteuert. Die Fahrgäste begrüßten den französischen Kriegsgefangenen stets höflich mit «Alex».

Schon früh am Faschingsdienstag quollen die Eisenbahnen, die an diesem Tag die Stadt anfahren, vor Menschenmassen über. Am Hauptbahnhof kamen unzählige Männer, Frauen und Kinder an, Flüchtlinge aus dem Osten. Die Gleise und die Bahnsteige waren erhöht; darunter befanden sich die Bahnhofshalle sowie Zugänge zu den Bahnsteigen, und wiederum darunter die U-Bahn-Station und die Keller. Aussergewöhnlich ist, dass es auf dem Bahnhof trotz all des Chaos immer noch diverse Service-Einrichtungen gab: So konnten beispielsweise auf der Durchreise befindliche Soldaten ihre Bündel in einer kleinen Wäscherei abgeben und ihre Uniformen reinigen lassen, während sie ein paar Stunden in der Stadt verbrachten.

Zahlreiche Polizisten versuchten vor Ort, die Verwirrung unter den unzähligen Flüchtlingen möglichst gering zu halten; sie fürchteten weniger Unruhen, als dass der ganze Betrieb zum Erliegen kommen könnte. Auch die Eisenbahner brauchten all ihren Verstand, um die müden und manchmal traumatisierten Familien über die Umsteigezeiten und Fahrplanwechsel zu informieren. Selbst für erfahrene Eisenbahner wie Georg Thiel löste sich mit jeder neuen Einfahrt eines Zuges der Anschein von Ordnung in Luft auf.

Und draussen, auf den Strassen nach Norden, war das vage Gefühl präsent, dass angesichts der wimmelnden Menschenmassen jeden Augenblick das Chaos ausbrechen konnte; von hier aus machten sich die Flüchtlinge zu Fuss nach Norden auf, entweder in Richtung Altstadt, Elbe, Neustadt, in die grünen Vororte oder das Hinterland. Die Strassenbahnlinien Dresdens waren mehr und mehr überlastet, Fahrten wurden immer umständlicher, Pferdefuhrwerke blockierten oder bewegten sich mit quälender Langsamkeit über die Schienen, während sich Fussgänger gegenseitig

von den Gehsteigen drängten. Die Strassen rund um die Prager Strasse waren schon in Friedenszeiten sehr belebt, doch mit den manchmal orientierungslosen Menschenmassen herrschten geradezu anarchische Zustände.

Nur einen halben Kilometer entfernt, in der Nähe der städtischen Amtsgebäude mit ihren grauen Fassaden, erhob sich streng die Kreuzkirche und versprach die Aussicht auf etwas Ruhe. Im Inneren bereitete sich der Chor im düsteren Kirchenschiff auf die Gottesdienste für die anstehende Fastenzeit vor. Die Menschen, die sich ausserhalb des Gebäudes durch die Flut an Wintermänteln drängten und ihnen auswichen, werden die kristallklaren Sopran- und Altstimmen vernommen haben. Solche Schnipsel vertrauter Kirchengesänge haben manchmal den Effekt, dass die Zeit für einen Moment stillsteht – man tritt aus dem Geschehen heraus. Aber die Realität liess sich niemals lange verdrängen.

Auch der Philologieprofessor Victor Klemperer hatte an diesem Tag mit dem Verkehr und den Menschenmassen zu kämpfen. Bereits vor 8 Uhr morgens hatte er seine Unterkunft in einem der Judenhäuser, die sich gegenüber dem verwüsteten Gelände der Alten Synagoge befanden, verlassen – jene enge und kalte Unterkunft in der Nähe der Frauenkirche, in die er und seine Frau zusammen mit so vielen anderen gepfercht worden waren. Er hatte von der Stadtverwaltung den Auftrag erhalten, möglichst schnell einen Rundbrief an siebzig der noch rund hundert Juden in der Stadt zuzustellen, die über ganz Dresden verstreut lebten. Jeder Empfänger erhielt den Befehl zur «Evakuation» und wurde angewiesen, sich für einen auswärtigen Arbeitseinsatz bereitzumachen¹³. Sie sollten Kleidung sowie Notfallvorräte für drei Tage einpacken und sich am nächsten Morgen an einer bestimmten

Adresse in der Nähe der Gemeindeverwaltung einfinden. Offensichtlich sollten sie irgendwohin deportiert werden.

Klemperer wurde mitgeteilt, dass er und seine Frau Eva nicht dazu verpflichtet wären, sich für solche Aufgaben zu melden. Sofort notierte er in sein Tagebuch, dass er die Kluft spürte, die sich zwischen ihm und den Empfängern der Vorladungen auftat¹⁴. Die Behörden erlaubten ihm sogar, mit der Strassenbahn zu fahren, was ansonsten für Juden verboten war. Die Anordnung, sich für den «auswärtigen Arbeitseinsatz» zu melden, nahm keine Rücksicht auf Alter und Arbeitsfähigkeit. Klemperer hegte keinen Zweifel, was der Brief tatsächlich für die Empfänger bedeutete: eine Zugfahrt, ein Abstellgleis, der Tod. Die abendlichen Diskussionen in den Judenhäusern drehten sich bei gedämpftem Ton um Gerüchte und düstere Ahnungen. Das Entsetzen war umso schlimmer, weil es so begründet war.

Selbst Klemperer war überzeugt, dass seine Nichtberücksichtigung nur eine Gnadenfrist und vorübergehender Natur war, und dass er und seine Frau innerhalb einer Woche dem gleichen Schicksal gegenüberstehen würden. Er klapperte pflichtbewusst die in der Stadt verstreuten Judenhäuser ab und stellte die Vorladungen zu; die Empfänger reichten von zehnjährigen Mädchen über Frauen in ihren Siebzigern bis hin zu Müttern mit kleinen Kindern. Die Mütter schienen die Nachricht stoisch aufzunehmen, aber als sich die Türen schlossen, hörte Klemperer sie hemmungslos schluchzen.

Der Professor hatte Jahre hinter sich, in denen er Zeuge unzähliger Grausamkeiten geworden war, grosser wie kleiner; aber obwohl er so viel Erfahrung im Umgang mit jener Bösartigkeit vorweisen konnte, versiegte weder der Schmerz, noch stumpfte Klemperer ab. Er und die anderen Dresdner Juden hatten sowohl den Sadismus der Gestapo als auch die ausdruckslose Gleichgül-

tigkeit ihrer Mitbürger ertragen müssen; er und die anderen Juden hatten einen Punkt erreicht, an dem sie die Abende damit verbrachten, über den Vormarsch der Roten Armee und über den Zustand der deutschen Verteidigungslinien zu spekulieren. Der Evakuationsbefehl schien wie ein letzter Versuch, die Stadt noch schnell von jedem einzelnen Juden zu befreien, bevor sich die Welt aufs Neue komplett verändern sollte.

Und weil die jüdische Gemeinschaft rücksichtslos in ein Paria-Dasein gezwungen worden war, betrachteten Klemperer und seine jüdischen Leidensgenossen die Ängste ihrer Mitbürger mit einer fast leidenschaftslosen Neugierde: Während Dresdens Juden vor allem die Gestapo fürchteten, hatte die übrige Bevölkerung Angst vor «dem Russen»¹⁵. Es kursierten Gerüchte, dass sowjetische Fallschirmjäger die Stadt infiltrierten, indem sie sich als Deutsche ausgaben. Es gab auch Gerüchte, dass Gauleiter Mutschmann seine Flucht aus Dresden vorbereitete. Ein Freund berichtete Klemperer, dass er gesehen habe, wie deutsche Soldaten die Carola-Brücke, die grösste Brücke über die Elbe, verminten, vermutlich um den unaufhaltsamen Vorstoss der Roten Armee auszubrem-
sen.

Der siebenundsechzigjährige Georg Erler und seine Frau Marielein konnten das bestätigen. Auch sie hatte an diesem Tag eine Art Angstzustand überkommen, der sich darin äusserte, dass die Eheleute ausgeklügelte Pläne zum Schutz all der schönen Erbstücke austüftelten, die sie im Laufe der Jahre angesammelt hatten. Die Erlers lebten in einer schicken Wohnung mit grossem Garten im Osten der Stadt; ihre Strasse war mit prächtigen Villen gesäumt. Neben Gemälden und Porzellan besaßen sie eine beträchtliche Menge Silberbesteck; am Vortag hatten sie so viel wie möglich davon in eine gehärtete Kiste gepackt und sie mit ihrem

Auto zu einem Bekannten nach Dippoldiswalde gefahren. Erler war der Meinung, falls Rotarmisten marodierend durch den Stadtteil zögen, lägen die Chancen in dieser ländlicheren Ecke Sachsens höher, dass ihr wertvoller Besitz dort übersehen werden könnte.

Aber am 13. Februar wurden weder er noch seine Frau das prickelnde Gefühl ängstlicher Unsicherheit los. Ihr Sohn und ihre Tochter lebten in Lüneburg, sodass in Dresden keine Angehörigen gefährdet waren, aber ihre elegante Wohnung schien mehr als nur ein Zuhause zu sein; alles, was sie im Leben zu schätzen gelernt hatten, befand sich in diesen Mauern. Erler erinnerte sich mit sinnlicher Lebendigkeit an die Schönheit ihres Mahagonitisches aus dem Biedermeier, der mit einer grünen Tischdecke aus Seide bedeckt war; die Sessel und Sofas, die Ölgemälde mit entfernten Verwandten von Marieleins Familie, darunter ein auffälliges Porträt, auf dem Friedrich Cappel und seine Frau Louise dargestellt waren, er im Jägerkostüm und sie in kostbarem Gewand. Die in Kapitel 4 bereits erwähnte Aphrodite, die den Wellen entsteigt, stammte von dem Künstler Boyen, der laut Erler der «geistigen Vernichtung» erlegen sei¹⁶. Sie hatten einige ihrer Bilder zusammen mit dem Tafelbesteck verpackt, einige verwahrten sie im Kohlekeller, andere wiederum waren zur Tochter nach Lüneburg geschickt worden. Darüber hinaus besaßen sie ein «sonores» Klavier, auf dem Marielein spielte (Erler hatte Notenhefte «für einige von Beethovens Sonaten» in der Hoffnung gekauft, dass einige ihrer kultivierten Gäste sich daran versuchen könnten, was aber nur wenige wagten), sowie eine umfangreiche Sammlung von schönem Meissner Porzellan, an der Erler besonders gelegen war¹⁷.

«Die Vasen beherbergten immer frische Blumen aus dem Garten», erinnert sich Erler voller Stolz, wie sehr die Wohnung von Kultiviertheit und Geschmack zeugte¹⁸, die mit einem weiss ge-

fliesten Kamin über elektrische Stehlampen und einem Grammophon mit eigens dafür angefertigtem Schränkchen auch moderne Ausstattungsmerkmale aufwies. Aus den Erinnerungen von Erler spricht eine starke Verbundenheit mit einer häuslichen Welt, die in ihrer Geschlossenheit und Aesthetik vielleicht sehr ungewöhnlich war. Am frühen Nachmittag des 13. Februar beschloss das Paar, einen Spaziergang zu machen; beide hatten das Gerücht vernommen, dass an der Carolabrücke Sprengstoff angebracht wurde. Die ungleichen Zwillinge Neugier und Unbehagen waren zu stark, um es zu ignorieren.

Marielein Erler hatte geglaubt, dass die Stadt sicher wäre, ganz einfach wegen ihrer allseits bekannten Schönheit. Aber spätestens als sie und ihr Mann die Brücke in Richtung Neustadt überquerten und die Soldaten bei der Arbeit sahen, müssen sich Zweifel eingeschlichen haben. «Wir wollten sehen, ob da was dran ist», erinnert sich Marielein Erler. «Wir hatten gehört, dass man Dynamit anbringen wollte, um die Brücke zu sprengen. Und so war es auch! Die Soldaten hielten gleich an mehreren Stellen auf der Brücke Wache. Wir fragten sie, ob das mit dem Dynamit stimmt. ‘Es ist wahr!’ antworteten sie uns.»¹⁹ Als sie die gegenüberliegende Seite erreichten, kehrten sie um, um sich die Altstadt anzusehen. «Wir betrachteten die Elbe», erinnert sich Marielein Erler, «und das schöne Panorama von Dresden.»²⁰ Georg Erler war der Luftschutzwart für ihre Strasse und sollte in dieser Nacht Dienst haben.

Auch ein anderer schlenderte an diesem Tag durch die Strassen Dresdens, und zwar unweit der funktionalistischen Universitätsgebäude; er hatte viel Zeit damit verbracht, Spekulationen über den sowjetischen Vormarsch anzustellen – und über die schreckliche Artillerie, mit der die Rote Armee die Stadt eindecken wür-

de. Mischka Danos, der für diesen Abend eine Party in seinem Studentenzimmer geplant hatte, wollte seinen Gästen eine russische Delikatesse namens Kissel – ein angedickter Nachtisch mit Beeren und anderen Früchten – auftragen, auch wenn ihm dazu noch einige Zutaten fehlten. Ansonsten war der Tag des Letten mit seiner Arbeit für Professor Barkhausen ausgefüllt. Danos hatte angesichts der allgemeinen Umstände, die mitten im Krieg vorherrschten, bemerkenswert entspannte Wochen erlebt: So war er erst kürzlich aus einem Winterurlaub zurückgekehrt, den er teilweise in Innsbruck verbracht hatte²¹; als ob der junge Physiker in einer Parallelwelt verkehrte, fernab von allen anderen Zivilisten, und ein Leben führte, in dem Annehmlichkeiten wie Reisen und lebhaftes intellektuelle Gespräche durchaus möglich waren. Schon mit seiner Idee, den Gästen am heutigen Abend ein Rezept russischer Provenienz zu servieren, legte er angesichts donnern-der Geschütze der anrückenden Rotarmisten eine bemerkenswerte Unbekümmertheit an den Tag.

Und in fast zweitausend Kilometern Entfernung hatte sich Miles Tripp an diesem Nachmittag unter einem klaren und kalten Himmel auf sein Motorrad gesetzt und war von dem Gelände der Luftwaffenbasis gebräust²². Das Briefing stand erst am späten Nachmittag an, also nutzte er die Gelegenheit und sauste über die Landstrassen, die auf dem Weg nach Bury St. Edmunds die grünen Felder und kleinen Waldstücke durchtrennten; das Motorrad hatte ein Leck im Tank, das ihm lästig war und das er reparieren lassen wollte.

Tripp und seine Besatzungsmitglieder waren erst kürzlich darüber informiert worden, dass sich ihr Wehrdienst verlängert hatte: Nun mussten sie vierzig Einsätze über Deutschland fliegen, bevor sie von den Luftangriffen freigestellt wurden. Für Tripp war damit eine Grenze in ein anderes Reich überschritten, ein Moment

der Verwandlung hatte stattgefunden, in dem die tiefsitzende Angst Gestalt annahm. Er und seine Besatzungsmitglieder waren sich der Gefallenenzahlen sehr wohl bewusst, aber sie hatten immer noch einen Funken Hoffnung in sich, der sich in einer widerwilligen Hinwendung hin zum Abergläubischen zeigte. So jagte ihr jamaikanisches Besatzungsmitglied Harry Tripp und seinen Kameraden fortwährend einen Schrecken ein, indem er einige Stunden vor dem Briefing genau vorhersagte, welche Stadt in Deutschland als Nächstes angegriffen würde. Hatte er Insiderinformationen, oder gab es etwas anderes, eine Form der übernatürlichen Vorahnung, die ihn mit dieser unheimlichen Fähigkeit ausstattete? Harry hatte Miles vor einiger Zeit von einem Traum erzählt: Ein befreundeter Flieger aus Kanada war bei einem Absturz ums Leben gekommen. Sein Freund habe ihn in diesem Traum besucht und seine Hand zur Begrüssung erhoben. «Ich mag diese Art von Traum nicht», hatte Harry gemeint, und Miles' Zustimmung hätte kaum geringer ausfallen können²³.

Aber an diesem Nachmittag des 13. Februar war Miles Tripp unter dem blassblauen und weissen Himmel in Bury St. Edmunds, einer lebhaften Kleinstadt mit gezimmerten Häusern, auf der Suche nach eintöniger Normalität; er liess das Motorrad bei einer Werkstatt reparieren und verbrachte die Wartezeit – irgendeiner Eingebung folgend – in der örtlichen Bibliothek. Tripp setzte sich und beobachtete die Sonne, deren Licht durch die grossen Fenster einfiel, bevor er sich mehrere Gedichtbände aus den Regalen griff und an sein Lesepult zurückkehrte. Die Poesie, erinnerte er sich später, «war ein unbewusster Versuch, eine Verbindung zu einem früheren, einem sichereren Dasein herzustellen. Denn ich hatte jene Gedichte ausgewählt, die mir bereits in der Schule gefallen

hatten.»²⁴ Doch die Literatur vermochte es nicht, ihn abzulenken; stattdessen wurde Tripp an diesem Lesetisch der Bibliothek immer nervöser, bis es schliesslich Zeit wurde, sein Motorrad abzuholen. Als Tripp zum Stützpunkt zurückkehrte, stand die Sonne bereits tief über dem Horizont.

Am späten Nachmittag hatte das Gedränge in den Strassen der Dresdner Altstadt noch zugenommen, da über den Hauptbahnhof und die Zubringerstrassen immer mehr Flüchtlinge in die Stadt drängten, in der sich ziemlich schnell folgendes Gerücht verbreitet hatte: Unter den Flüchtlingshorden befänden sich Fahnenflüchtige, die alles taten, um seitens der Behörden keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Wer erwischt wurde, der durfte keine Gnade erwarten, und es wurde geschätzt, dass es an diesem Tag in Dresden mindestens einige Hundert, möglicherweise etwas weniger als tausend solcher Deserteure gab, die sich unter die dahinschlurfenden Familien gemischt hatten und die Auslagen in den eleganten Geschäften der Prager Strasse bewunderten.

Unter ihnen befanden sich zwei Schüler, die aus unterschiedlichen Richtungen kamen und unterschiedliche Ziele hatten. Winfried Biels hatte nach Schulschluss zu Hause die Uniform der Hitlerjugend übergestreift und war bereit für seine abendlichen Pflichten. Die Kleidung war ein Sinnbild hyperaggressiver Autorität (das braune Hemd mit Hakenkreuzarmband, die schicken Schulterklappen, das kaiserliche Wappen mit dem Reichsadler sowie das Motto «Blut und Ehre» am Koppelschloss sowie auf der Klinge des Fahrtenmessers)²⁵, aber mit dem Kopf hätte der Junge nicht weiter vom Krieg entfernt sein können. Stattdessen dachte er an die schöne Sammlung Volkskunst-Spielzeuge aus dem Erzgebirge – reich bemalte Puppen und Marionetten aus Holz –, die er erst kürzlich auf dem Schreibtisch seines Onkels

entdeckt hatte; doch besonders hatte es ihm die Briefmarkensammlung seines Onkels angetan. Auch Bielss brachte eine rege Begeisterung für die Philatelie auf. Selbst in diesen Kriegszeiten hielten in Dresden noch einige Briefmarkenhändler entschlossen die Stellung, darunter ein Geschäft namens Engelmann, das auch Sammlerstücke führte. Bielss wanderte dorthin, um sich die Auslagen anzusehen; ein weiteres Geschäft lag ebenfalls auf seiner Route: Bohnert. Bei dem Anblick seltener Briefmarken im Schaukasten, die an den Ecken teils verbrannt waren, dachte Bielss, dass «selbst ein Tresor im Falle eines Luftangriffs nicht genug Schutz böte.»²⁶ Etwa zur gleichen Zeit stromerte Helmut Voigt über den grossen Platz des Altmarkts. Wenige Monate zuvor war in der Mitte des Platzes ein grosses Bassin mit glatten Betonwänden errichtet worden, aus dem die Feuerwehr im Falle eines Luftangriffs Löschwasser schöpfen sollte. Helmut war – zusammen mit seinem Cousin Roland – immer noch unterwegs, um Bolzen für seine Schule aufzutreiben. Er war mit seinem Cousin in einer aussergewöhnlich vollen Strassenbahn von Plauen ins Zentrum gefahren, weil er glaubte, dass das immer noch geöffnete Kaufhaus Renner sicher die halbwegs passenden Ersatzteile verfügbar hätte.

Den Cousins waren die ungewöhnlich bevölkerten Strassen nicht verborgen geblieben; die Strassenbahn musste permanent anhalten und anfahren, weil sie wegen der blockierenden Menschenmassen nicht schneller durchkam. Im Kaufhaus selbst war es jedoch relativ ruhig. Der junge Voigt wandte sich an einen älteren Verkäufer in der Haushaltswarenabteilung, der die Bestände im rückwärtigen Lager prüfte, doch ohne Erfolg²⁷. Helmut und Roland verliessen das Kaufhaus mit leeren Händen und überquerten erneut den belebten Platz mit seinem Löschwasserteich in der Mitte.

Der Nachmittag machte der abendlichen Dämmerung Platz. Voigt bestieg einen Bus, aber die Menschenmassen machten den Heimweg zu einer nervenaufreibenden Angelegenheit; neben dem Gewusel auf der Prager Strasse brach ein Fussgänger direkt vor dem Bus zusammen, sodass der Schaffner aussteigen und ihn sicher auf den Bürgersteig geleiten musste.

Voigts Weg wurde von Lothar Rolf Luhm gekreuzt, einem jungen Soldaten mit Fronturlaub, der nach einer Verwundung wieder genesen sollte. Luhm hatte es geschafft, sich mit einem befreundeten Kameraden namens Günther Tschernik zu treffen. Ursprünglich hatte er geplant, einige Tage in Schneidmühl (heute Pila) im besetzten Polen zu verbringen, aber mittlerweile glich die Stadt einer «Festung»²⁸. Luhm war 1944 während der Ardennenoffensive verwundet und im Anschluss für einige Wochen in ein Sanatorium in einer verschneiten schlesischen Stadt namens Schreiberhau verschickt worden. Sein Aufenthalt in Dresden war zufälliger Natur, er befand sich schlicht auf dem Weg zurück zu seiner Einheit. Jetzt, als er auf seinen nächsten Zug warten musste, hatten er und sein Freund Günther etwas Zeit, die ihnen unbekannte Stadt zu erkunden.

Norbert Bügel kannte Dresden ebenfalls nicht, war dafür aber sehr froh, es bis dort geschafft zu haben; er war mit seiner Familie aus Schlesien zu Verwandten in einem Vorort im Nordwesten der Stadt geflüchtet (in dieser Hinsicht war seine Flucht ungewöhnlich; die Mehrheit der Vertriebenen zog es weiter in Richtung Westen). Am 13. Februar hatte Bügel bereits eine Woche bei seinem Onkel Günther verbracht²⁹, und immerhin war Faschingsdienstag, der gefeiert werden wollte, was die Bügels nicht vergessen hatten. Sie hatten sich fest vorgenommen, in einem Restaurant am

anderen Ende der Strassenbahnlinie in dem schicken Vorort Gohlis essen zu gehen, etwas ausserhalb, wo die Stadt endete und das Ländliche begann.

Zurück in England, im tiefgrünen Zwielflicht von Suffolk, sassen Miles Tripp und seine Besatzungsmitglieder – darunter der Pilot «Dig», der Navigator Les und der mit der scharfsinnigen Gabe ausgestattete Harry – in der Kantine und nahmen die letzte Mahlzeit vor dem Start ein³⁰. Sie wussten immer noch nicht, wohin es für sie in dieser Nacht gehen sollte, aber sie würden es sehr bald herausfinden. Doch an diesem Tag blieben Harrys seltsame Eingebungen aus. Er hatte, wie er seinen Mannschaftskameraden gestand, «keinen Schimmer» vom nächsten Einsatz.

Als der Vorhang über der Karte zurückgezogen wurde, die im Raum angepinnt war, in dem die Einsatzbesprechungen stattfanden, waren alle Augen der Staffel auf das rote Band gerichtet, das die Route über den Kanal markierte. Es erstreckte sich über Frankreich, vorbei an Stuttgart, Frankfurt und Mannheim, immer weiter nach Osten. Tripp weiss noch, dass «noch nie jemand davon gehört hatte, dass Dresden jemals Ziel eines Luftangriffs gewesen sei.»³¹ Tatsächlich schien es, als ob sein erster Gedanke nicht der immensen Entfernung oder der enormen Zeitspanne galt, die ihr Flugzeug für die deutsche Flak ein Ziel abgeben würde – sie würden etwa neun Stunden in der Luft sein; es war eher so, dass die Stadt nicht über einen so engmaschigen Verteidigungsgürtel verfügte, wie ihn Berlin und die Industriestädte des Ruhrgebiets umgaben. Miles Tripp wusste damals schon, dass Dresden ein «Schmuckkästchen» war, wie Klemperer es später so treffend formulieren sollte. Natürlich verfügte auch Dresden über eine Luftabwehr, auch wenn die Flugabwehrkanonen bereits im Januar

nach Osten verlegt worden waren. Doch eine kleine Jägerstaffel bestehend aus Messerschmitts war auf dem Fliegerhorst Klotzsche stationiert. Der 1935 erbaute Flughafen lag auf einer Ebene im Norden der Stadt, etwa zehn Kilometer vom Zentrum entfernt; er war nötig geworden, weil das Flugfeld auf dem Heller zu klein geworden war.

Die USAAF hatte an diesem Tag in den Sonnenstunden einen Luftangriff auf Dresden fliegen wollen, ihn jedoch wegen widriger Wetterverhältnisse verschoben. In Bezug auf die ausgewählten Ziele verlief die Koordination zwischen den Amerikanern und den Briten mittlerweile reibungslos; vom *Combined Strategic Targets Committee* wurden Listen von Städten und Industrieanlagen erstellt. Es war General Ira Eaker, der Churchill achtzehn Monate zuvor den Vorschlag eines «Rund-um-die-Uhr-Bombardements» skizziert hatte – die Amerikaner sollten, so die Theorie, tagsüber die Industriegebiete angreifen, während die Briten nachts die gesamte Stadt ins Visier ihrer Bomber nahmen. Ungewöhnlicher bei diesem Luftangriff war die Tatsache, dass die Royal Air Force die erste Angriffswelle fliegen sollte. In dem Einsatzbesprechungsraum waren die Tische mit Kartenmaterial bedeckt, und sowohl Piloten als auch ihre Besatzungen, von denen viele rauchten, studierten im dichten Dunst des Tabakqualms aufmerksam die Pläne. Der Vormarsch der Roten Armee – so wurde es jedenfalls Tripp und seinen Kameraden beim Briefing mitgeteilt – hatte Tausende zur Flucht gezwungen und in Dresden für chaotische Verhältnisse gesorgt. Als Ziel wurde nicht explizit ausgegeben, Zivilisten zu bombardieren, sondern eine Atmosphäre der Panik zu schaffen, die die Kommunikationswege sowie den Eisenbahn- und Strassenverkehr lähmen würde, sodass

die Bemühungen der Wehrmacht weiter ins Hintertreffen geriet, eine substanzielle Verteidigungslinie an der Ostfront zu errichten.

Tripp gestand später, dass ihn das Briefing verstört habe³²; der Plan zielte eindeutig auf die Flüchtlinge ab. Er erinnerte sich noch gut an die beunruhigenden Wochenschauen aus dem Jahre 1940, die die französische Landbevölkerung dabei zeigte, wie sie verzweifelt dem Einmarsch der Nationalsozialisten zu entfliehen versuchte und dabei den offenen Sadismus der Stuka-Piloten zu spüren bekam, die sich auf die hilflosen Menschen herabstürzen liessen und sie mit Garben aus ihren Maschinengewehren eindeckten.

Und so verliess der Bombenschütze das verrauchte Briefing und ging nach draussen, um in der abendlichen Kühle frische Luft zu schnappen. Tripp weiss noch, dass der Himmel «mit Sternen gesprenkelt» war. Hier draussen begann er, über die Länge und Entfernung des Einsatzes nachzudenken, und seine Angst wurde greifbarer. In dieser Nacht starteten siebenhundertsechundneunzig Lancaster und Mosquitos mit etwa fünftausendfünfhundert Mann Besatzung, um Dresden in zwei grossen Wellen zu bombardieren. Tripp und seine Besatzung, die ähnlich verängstigt wirkte, sollte Teil der zweiten Welle sein, wenn Dresden noch versuchte, den Schock des ersten Angriffs zu verarbeiten. Der australische Pilot «Dig» hatte die für die Einsätze bestimmten und regelmässig ausgegebenen Süssigkeitenrationen erhalten, die für die Crew bestimmt waren – Kaugummi, Fruchtgummi und Schokolade, wobei Letzteres Milkschokolade war: ein seltener Genuss. Eines der Besatzungsmitglieder verzichtete edelmütig auf seine Portion und bestand darauf, sie für den viel jüngeren Bruder eines Besatzungsmitglieds aufzusparen, der noch ein Kind war

und sich in einer Zeit mit derart strenger Lebensmittelrationierung nach solch aussergewöhnlichen Gaumenfreuden sehnte.

Auch in der Dresdner Zivilbevölkerung blitzten im Alltag noch kleine Anzeichen von Grosszügigkeit auf. Victor Klemperer, der unter der Last seiner schrecklichen Tagesaufgabe zwar erschöpft, depressiv und verängstigt war, erinnert sich daran, wie nur eine Woche zuvor in einem Lebensmittelgeschäft eine Frau in der Schlange hinter ihm angeboten hatte, mit ihrem eigenen Geld auszuweichen (der Verkäufer hatte die Rationen nur widerwillig herausgeben wollen). Sie hatte den Davidstern gesehen, und sie wusste, was sie tat. Klemperer hatte während der letzten Jahre, als es immer wieder zu öffentlichen Gewaltausbrüchen gekommen war, stets die flüchtigen, aber bedeutsamen Freundlichkeitsbekundungen registriert, etwa der Nachbarn und Passanten, die ihm sagten, wie schrecklich sie all das fanden, was die Behörden trieben³³. Er war also nicht der Einzige, der manchmal mit heimlicher Wärme und Sympathiebeteuerungen überrascht wurde.

In der Nähe der wild dahinfließenden Elbe, die aufgrund der Schneeschmelze einen hohen Wasserstand hatte, befand sich im Westen der Stadt ein riesiger Schlachthofkomplex. Dort, wo früher Schweine in Ställen bis zur Schlachtung gehalten wurden und sich auch die Kühllhäuser befanden, wurde eine Gruppe von Kriegsgefangenen – unter ihnen Kurt Vonnegut – festgehalten, deren streng bewachter Schlafsaal einige Meter unter der Erde lag. Er befand sich seit einigen Wochen in Gefangenschaft und hatte es mit der bestialischeren Sorte Wehrmachtsangehöriger zu tun bekommen – seine sadistischen und fanatischen Wachen warteten nur auf die Möglichkeit, den Gefangenen ihre Gewehrkolben hart in den Unterbauch zu rammen oder über den Schädel zu ziehen³⁴.

An den Tagen, an denen die Soldaten zur Malzsirupfabrik marschieren und dort arbeiten mussten, war Vonnegut etwas Tageslicht vergönnt gewesen.

Der dicke braune Sirup wurde aus Gerste gewonnen. Vonnegut und seine Kameraden, die von immer dünneren Brühen, hartem Schwarzbrot und Kaffeersatz leben mussten, wurden angesichts der fetten Bottiche vor ihnen fast verrückt vor Versuchung: welch eine Aussicht auf sattmachende Süsse. Auch zahlreiche einheimische Frauen arbeiteten in der Fabrik; Vonnegut ist nachdrücklich in Erinnerung geblieben, dass er – unfähig, noch länger zu widerstehen – wartete, bis die Wachen einmal nicht hinschauten, um seinen Finger tief in den verbotenen, klebrig-warmen Sirup zu tauchen. Als er den Finger zum Mund führte, fiel sein Blick auf eine der Arbeiterinnen, die ihn ertappt hatte; doch statt ihn bei den Wachen zu denunzieren, lächelte sie.

Vonnegut hatte das Gefühl, sich genau dort zu befinden, was er seinem Erzähler Billy Pilgrim später als «die schönste Stadt der Welt»³⁵ in den Mund legen würde; aber er bekam nur verlockende, kleine Bruchstücke davon zu sehen. Das Gleiche galt offenbar auch für die Menschen in seiner Umgebung. Arbeiteten er und seine Mitgefangenen nicht in der Sirupfabrik, wurden sie einfach im Schlachthofbunker weggesperrt; sie fingen früh an, und spätnachmittags ging es zurück zum Schlachthaus, wo eine weitere unzureichende Brühe auf sie wartete.

Andernorts hatten die Behörden nichts von ihrer unerbittlichen Rachsucht verloren: Im Polizeipräsidium unweit der Frauenkirche war eine weitere ungleiche Gruppe von Kriegsgefangenen arrestiert. Einer von ihnen war Victor Gregg, der junge Engländer, der erst vor wenigen Tagen wegen Sabotage an den Maschinen einer Seifenfabrik zum Tode verurteilt worden war. Die Hinrich-

tung war für den nächsten Morgen, den 14. Februar, angesetzt, und Gregg konnte nichts tun, als inmitten der anderen Delinquenten auf sein Schicksal zu warten. Sie wurden in einem Raum mit hoher Decke und Glaskuppel festgehalten, der provisorisch als Zelle diente, mit zwei Eimern in der Ecke als Abort. Greggs Mitangeklagter Harry bestand immer noch fröhlich darauf, dass etwas dazwischenkommen würde³⁶.

Und während er und die anderen Männer dort die Wände anstarrten, liefen nur wenige Hundert Meter entfernt die Kinder im nahegelegenen Wohngebiet Johannstadt mit seinen hohen Wohnblocks und gepflegten kleinen Plätzen weiter in ihren Faschingskostümen umher. Ursel Schumann war «wie ein kleiner Kavalier gekleidet, mit Anzug und Hut».³⁷ Es tröstete die Mütter und Grosseltern ganz eindeutig, die Kinder für einen Moment ohne Angst zu sehen; und vielleicht spendete ihnen die alte Tradition, auf die sie selbst in diesen verzweifelten Tagen bestanden hatten, noch zusätzlich Trost.

Die erste Welle von Lancaster-Bombern, die auf den Stützpunkten in Lincolnshire und Suffolk in der Winterdunkelheit auf grünes Licht warteten, war gegen 18 Uhr startbereit. Die Besatzungsmitglieder in ihren elektrisch beheizten Anzügen führten ein Stück Stoff mit sich, dessen Mitnahme sorgfältig kalkuliert war. Darauf war der Union Jack abgebildet, auf Russisch mit dem Satz bestickt: «I am an Englishman»³⁸. Denn falls sie abgeschossen wurden und überlebten, mussten sie ihre Identität angesichts der Sowjettruppen, deren Soldaten oftmals äusserst impulsiv und gewalttätig vorgehen, sofort nachweisen können.

Dresden war in dieser Nacht nicht das einzige Ziel; als Täuschungsmanöver sollten weitere Angriffe auf Magdeburg, Nürn-

berg und Bonn geflogen werden, um das Oberkommando der Luftwaffe zu verwirren, sodass sie nicht konzertierte Verteidigungsmassnahmen in die Wege leiten konnten. Ausserdem war ein Bombardement auf ein Hydrierwerk nördlich von Leipzig geplant, an dem sich über dreihundertfünfzig Bomber beteiligen sollten. Insgesamt beorderte die RAF in dieser Nacht rund tausendvierhundert Flugzeuge in den nächtlichen Himmel über Deutschland, die sich zu einem aussergewöhnlich choreografierten Ballett in der Luft formieren sollten: akribisch aufeinander abgestimmt, reibungslos im Ablauf. Andere Besatzungsmitglieder, wie der Pilot Leslie Hay, hatten ähnlich präzise Briefings über Art und Auswahlkriterium hinsichtlich des Ziels erhalten. Die kriegswichtige Industrie, erinnert er sich, war kaum der Erwähnung wert, obwohl auf den Karten der Aufklärungsflugzeuge die verschiedenen Produktionsstätten rund um die Altstadt farblich markiert waren. Und wieder wurde mit Bedauern auf die Flüchtlinge verwiesen, aber auch auf die Notwendigkeit, für Angst und Chaos unter ihnen zu sorgen, um die deutschen Rüstungs- und Truppentransporte effektiv zu unterbinden.

Als die erste Lancaster kurz nach 18 Uhr in der Luft war, öffnete sich im Osten ein pechschwarzer Himmel. Die Bomber, die sich von Lincolnshire aus südlich hielten, schlossen sich in Reading, etwa hundert Kilometer westlich von London, mit weiteren Geschwadern zusammen; die erforderliche Abstimmungsarbeit, um diese Armada an Flugzeugen zu einer geordneten Formation zu vereinen, war aussergewöhnlich. Jeder der Bomber, in dem jedes Besatzungsmitglied seine festgelegte Aufgabe hatte – die Navigation, den Abwurf von Düppeln zur Verwirrung des feindlichen Radars, die Bedienung der Maschinengewehre in den Geschütztürmen, um deutsche Jäger abzuwehren –, näherte sich dem

Kanal, flog dann ein Stück die französische Küste entlang, bevor er endgültig Kurs auf sein jeweiliges Zielgebiet setzte. Die Flugzeit nach Dresden würde etwa viereinhalb Stunden betragen.

Und in Dresden selbst war die Sonne längst untergegangen; der frühmorgendliche Winterhimmel, zeitweise bewölkt, war für eine kurze Zeit in saphirblaue Farben gehüllt. Die Elbe floss dunkel dahin, und über dem weiten Himmel des Elbtals zeigten sich winzige Sterne. Die Männer, die den ganzen Tag in den Fabriken geschuftet hatten, von denen ihre Söhne dachten, es handele sich um «Scherenfabriken» und dergleichen, konnten nach Feierabend immer noch nicht nach Hause; zuerst standen noch die Versammlungen des Volkssturms an, zu denen sie gezwungen waren. Viele von ihnen wollten einfach nur ein anständiges Abendessen: Es herrschte geradezu Heiss hunger auf Bratkartoffeln und Bier.

Unter dem düsteren Nachthimmel war in der Stadt kein Licht zu sehen, so streng waren die Verdunkelungsvorschriften. Und so sahen sich die Flüchtlinge, die gerade mit dem Zug oder mit dem Fuhrwerk angekommen waren, damit konfrontiert, sich in einer fremden Stadt in völliger Dunkelheit zurechtfinden zu müssen. Inzwischen waren die Kinder in ihren Cowboy- und Teufelskostümen von ihren Müttern eingesammelt worden; Zeit zum Abendessen, Zeit zum Schlafengehen. Aber ältere Kinder beziehungsweise die Jungen in der Hitlerjugend, deren vorgeschriebene Halstücher mit einem Lederknoten verknüpft waren, zogen noch immer durch die Strassen: nicht um Befehle zu bellen oder jemanden zu bedrohen, sondern um die Flüchtlinge zu beschlagnahmen Gebäuden zu geleiten, die für die Nacht als provisorische Unterkünfte erhalten mussten. Selbst in dieser Dunkelheit klappten die Abläufe in der Stadt reibungslos.

12 – Fünf Minuten vor Fliegeralarm

Die Helfer hatten ihre Arbeit getan und weitere Familien entweder zurück zu den Bahnsteigen begleitet oder vorsichtig durch die abgedunkelten Strassen zu den städtischen Gebäuden geführt, deren Umrisse nur schemenhaft im Dunkel zu erkennen waren; in Letzteren standen Behelfsbetten, wo andere Familien unter den gleichen Umständen ausharrten, die Zukunft nichts als Ungewissheit. Der fünfzehnjährige Winfried Bielss hatte den Befehl erhalten, einer sechsköpfigen Familie – «Frauen, Kinder und älteren Menschen»¹ – zu helfen, die verwirrt am Hauptbahnhof gestrandet waren und nun in einer Schule in der Neustadt am Nordufer der Elbe untergebracht werden sollten. Dafür mussten sie die Strassenbahn nehmen, die sie über die Albertbrücke hin zu den eleganten Königsufer-Terrassen des 19. Jahrhunderts brachte, während Bielss sie begleitete und bei den Unmengen an Gepäck half, der letzten Habe, an die sie sich klammerten.

Für diese und andere selbstlose Handlungen erhielt Bielss Auszeichnungen wie Sterne, Schnüren und Litzen. Er und sein Freund Horst Schaffel sorgten dafür, dass die Flüchtlingsfamilie in dem Schulgebäude Unterschlupf fand, dem sie zugewiesen worden war. Die Strassen der Neustadt waren noch bevölkert, und in der kalten Spätabendluft freuten sich Bielss und Schaffel auf ihr Zuhause, das für Letzteren auf der anderen Seite des Flusses lag.

Doch zuerst mussten sie noch einigen Neuankömmlingen unter den Flüchtlingen helfen.

Trotz des Trubels und Chaos hatte nichts darauf hingedeutet, was ein gewisses Unbehagen hervorgerufen hätte, weder bei den routinemässig getroffenen Vorsichtsmassnahmen der Stadt noch in den frühen Abendnachrichten. Ganz in der Nähe der beiden Jungen befand sich auch der Zirkus Sarrasani: An diesem Faschingsdienstag standen zahlreiche Dresdner Familien (teilweise mit Verwandten vom Land, die in die Stadt geflüchtet waren) und auch Soldaten für einen Besuch in der Zirkusarena Schlange. Da in allen Kinos die Leinwand schwarz blieb, war dies die einzige Möglichkeit, in den Genuss einer etwas eskapistischeren Form der Unterhaltung zu kommen. Es war nicht zu spüren, dass der Zirkus heruntergekommen war oder unter dem allgemeinen Versorgungsmangel zu leiden hatte; im Gegenteil, es wurde immer noch ein hell erleuchtetes Spektakel mit dressierten Elefanten, aufgedrehten Clowns, eleganten Zirkuspferden und der neu gegründeten Bob Gerry Troupe geboten: «arische» Hochseilakrobaten, die Tricks am Drahtseil sowie Trapez vollbrachten und es zur Meisterschaft in der Bildung ungewöhnlich grosser Menschenpyramiden gebracht hatten². Beeindruckend waren auch die Verköstigungsmöglichkeiten mit dem unterirdischen Café und der unterirdischen Bar, die mitsamt einem unterirdischen Gewirr an Gängen so umgebaut worden waren, dass bei Fliegeralarm – der beinahe jede Nacht ertönte – die Vorstellung gestoppt und das Publikum in Sicherheit gebracht werden konnte, bis die Gefahr vorüber war. Die Behörden schätzten den Zirkus, bot er doch farbenfrohe Unterhaltung für die Arbeiter in den Fabriken und Rüstungsschmieden, die aufgrund ihrer täglichen Arbeit fast zu Robotern mutiert waren. Die Schliessung der Kinos, die sich bei der

Arbeiterschaft grosser Beliebtheit erfreuten, war ein schwerwiegender Schritt gewesen, aber man hatte den Namen Sarrasani schon mit Dresden in Verbindung gebracht, als der Film mit seinen Verlockungen noch in den Kinderschuhen steckte.

Woanders in der Stadt boten sich gemächlichere Formen der Ablenkung. Der renommierteste Mediziner der Stadt, Dr. Albert Fromme, verbrachte den Abend auf einer kleinen Party, zu der Frau Schrell, eine Freundin der Familie, in ihre Wohnung eingeladen hatte; Anlass war ihr Geburtstag tags zuvor.

Der Künstler Otto Griebel wollte ebenfalls Freunde treffen. In den letzten Jahren hatte Griebels Glück heftig gelitten; zunächst durch die Drohungen und Einschüchterungen der Gestapo in den 1930er-Jahren, gefolgt von der offiziellen Ächtung seiner Kunst durch die Behörden bis hin zu seiner Einberufung in die Wehrmacht, als er seine Kenntnisse als technischer Zeichner an der Ostfront einbringen konnte. Griebels Welt muss ihm manchmal wie ein schwarz-dadaistisches Zerrbild erschienen sein. Er war erst seit einigen Wochen wieder in Dresden und lebte nunmehr vereint mit seiner jungen Familie in einer Wohnung im Südosten der Stadt³. Am Abend des 13. Februar war er auf dem Weg zu einer Feier im kleinen Kreis, die in einer sorgfältig verdunkelten Kneipe in der Altstadt stattfinden sollte, unweit der Kreuzkirche. Er nahm die Strassenbahn, die sich durch das geschwärzte, gepflasterte Labyrinth aus engen, alten Gässchen vorarbeitete. Griebel wollte dort unter anderem einen befreundeten Musiker namens Scheinpflug treffen, und schon bald flossen reichlich Bier und auch Schnaps; auffallend war jenes Gefühl für alte Freundschaften, die nicht nur den düsteren Wendungen des Krieges standhielten, sondern ebenfalls der Gängelei durch die Behörden;

alles in dem Wissen, dass es dieselben Behörden waren, die sie in der Vergangenheit ausgehört hatten und die es in Zukunft wieder tun würden.

Weitere Nachtschwärmer, wenn auch etwas gesitteter und diskreter als die Kneipenjünger, waren die Gäste von Mischka Danos, die sich im Schlafzimmer seiner Pension versammelt hatten und ihren Kessel genossen. Danos hatte geplant, baldmöglichst nach Flensburg zu reisen, um sich dort mit seiner Mutter zu treffen, die sich separat auf den Weg machen wollte (so würde, falls einer von ihnen Schwierigkeiten bekommen würde, der andere verschont bleiben). Anwesend war auch eine junge Frau, an die sich Danos einfach nur als das «Karl-May-Mädel» erinnert, so sehr schwärmte sie für Westernromane mit «Cowboys und Indianern», die der Autor Anfang des Jahrhunderts geschrieben hatte⁴.

In einem noch schickeren, östlicher gelegenen Vorort sassen Georg und Marielein Erler in ihrem Wohnzimmer; sie hatten an diesem Abend ein bescheidenes Abendessen genossen und hörten nun Radio⁵. Erler, Luftschutzwart für seinen Strassenabschnitt, hielt sich ständig bereit, auch wenn weder er noch seine Frau einen Luftangriff erwarteten, da sie eher den schnellen Vormarsch der Roten Armee im Blick behielten. Sie besaßen ein Auto und hatten selbst in dieser Zeit, in der Benzin nur schwer zu beschaffen war, genug Treibstoff gebunkert, um aus der Stadt flüchten zu können und den gnadenlosen Invasionstruppen einen Schritt voraus zu sein.

Viele andere in der Stadt besaßen nicht diesen finanziellen Spielraum, arbeitende Mütter und sparsame Grosseltern, die trotz Verwandtschaft in anderen Städten keine Garantie hatten, dass diese Städte sicherer waren oder ihre Mittel ausreichten, um sich selbst versorgen zu können. Auch ärmere Familien hatten vor-

sorglich Koffer gepackt, die aber nur Gasmasken sowie Decken enthielten und im Falle eines Luftangriffs in den Luftschutzkeller mitzunehmen waren. Gauleiter Mutschmann hatte sich einige Jahre zuvor intensiv dafür eingesetzt, Eltern von der (erweiterten) Kinderlandverschickung zu überzeugen; dabei hatten die Behörden nicht einmal davor zurückgeschreckt, teils sogar den täglichen Schulunterricht abzuschaffen; aber die Eltern wollten nicht, dass ihre Kinder woanders aufwuchsen, genauso wenig wie die Kinder weg wollten. Und so hatten in jenen Wohnblöcken, die die Altstadt umstanden, an diesem Faschingsdienstag die Kinder zu Abend gegessen und lagen nun im gemütlich warmen Bett.

Auch die älteren Kinder wie der dreizehnjährige Helmut Voigt machten sich bettfertig; nach dem Zwischenfall auf dem Heimweg vom Kaufhaus hatte er Abendbrot gegessen und gewissenhaft seinen Ranzen gepackt, um für den nächsten Tag vorbereitet zu sein⁶. In der Nähe des Stadtzentrums lag die zehnjährige Gisela Reichelt bereits in ihrem Bett, zusammen mit ihren Puppen Monika und Helga. Wie andere Kinder erinnert sie sich auch an ihre Mutter, die den Stimmen aus dem Äther lauschte⁷. In unzähligen Wohnungen liefen bei fahlem Licht die Radios, während in den Kaminen die Kohle knisterte und Mütter beim Zuhören die Kleidung flickten, die Augenlider schwer vor Müdigkeit. Auch zu Friedenszeiten gehörte Dresden eher zu den Städten, in denen ab einem gewissen Zeitpunkt die Bürgersteige hochgeklappt wurden; abseits der Industriebetriebe und der belebten Strassenbahnkreuzungen versuchten die Kinder, unter ihren dicken Decken etwas Ruhe zu finden und der Kälte zu entkommen.

Doch im Herzen der Altstadt, wo immer noch Pferdefuhrwerke

durch die engen Gassen rumpelten, gab es jenes kurze romantische Aufflackern zwischen den Heranwachsenden. Der neunzehnjährige Hans Siedler war in seiner Heimatstadt auf Fronturlaub; seine Familie lebte im nordöstlichen Vorort Radebeul, während seine Freundin fast im Zentrum zu Hause war. Sein bisheriger Kriegsdienst glich einer Europarundreise – er war als Werkzeugmacherlehrling bei der Dresdner Firma Böhme KG im Alter von siebzehn Jahren eingezogen worden; sodann hatten ihn die Wirren des Krieges zunächst als Flakhelfer nach Holland geführt, bevor es ihn auf ein Schloss nach Frankreich und von dort aus weiter nach Polen an die Ostfront spülte, wo er verwundet worden war – nicht schwerwiegend, aber immerhin ausreichend, um ihm zwecks Genesung Fronturlaub zu gewähren⁸. Und an diesem Abend genoss es Hans Siedler sichtlich, wieder bei seiner Freundin zu sein. Sie hatten den Abend in einem der kleinen Cafés der Neustadt verbracht, und jetzt, gegen 21 Uhr, war es an der Zeit, sie nach Hause zur Wohnung ihrer Familie zu begleiten, die direkt am Altmarkt lag. Er erinnert sich noch daran, dass beim Abschied die Glocke der Kreuzkirche über dem riesigen Marktplatz erschalle.

Der Klang der Glocken bildete die Konstante Dresdens: die tiefe Resonanz der Kreuzkirche im Kontrast zu den helleren Tönen, die jede Viertelstunde von der Frauenkirche her erklangen; und nur wenige Strassen davon entfernt belegte das düstere Glockengeläut der Katholischen Hofkirche die rivalisierende Uneinigkeit zwischen den Konfessionen. Doch nur wenige Schritte von dem katholischen Gotteshaus entfernt erklang am barocken Eingang zum Zwinger Garten eine exquisite, leichte Variante: Ein aus Keramik gefertigtes Glockenspiel schlug in amüsiertes, anspruchsvoller Tonart jeweils zur halben und zur ganzen Stunde.

Die Glocken des Zwingers waren für diejenigen bestimmt, die Gewissheit haben wollten, dass Licht und Glück ganz natürliche Phänomene in dieser Welt waren. Doch Hans Siedler und seine Freundin sagten sich unter den grüblerischeren, dunkleren Tönen der Kreuzkirche Lebewohl.

13 – Hinein in den Höllenschlund

Ihr Klang besass eine industrielle Konnotation, er verhiess eine Dringlichkeit, aber auch Zweckmässigkeit – im Gegensatz zu den Sirenen in England, deren hohe Tonlage schwach ausserweltlich erschien wie der Schrei einer Banshee in der Dunkelheit, ertönten die Fliegeralarme in Deutschland eine Oktave niedriger. Sie hoben an und nahmen wieder ab, wie alle Sirenen, aber sie klangen eher wie eine Warnung oder gar die Werks sirene bei Schichtende: Sachlich, kein Grund zur Panik, jeder begeben sich ganz ruhig zum Ausgang. In ganz Dresden waren Sirenen auf Dächern und Mauern installiert, und im Februar 1945 hatte für viele Menschen ihr Geheul an Gefährlichkeit eingebüsst, hatten sie doch Nacht für Nacht mit den Fehlalarmen ihre ursprünglich furchteinflössende Wirkung verloren. Am 13. Februar 1945 um 21 Uhr 40 wurde erneut Fliegeralarm ausgerufen, und als sein Dröhnen von den engen Strassen der hohen Wohnblöcke widerhallte und die Luft der breiteren Alleen und der wohlhabenderen Vorstadtstrassen schwängerte, machten sich viele Einwohner nur noch resigniert auf den Weg in die Luftschutzkeller, auch wenn der Moderator sogar das laufende Radioprogramm unterbrach und den Zuhörern verkündete, dass eine Staffel feindlicher Flugzeuge entdeckt worden war, die auf die Stadt zuhielt.

Albert Fromme war immer noch auf der Geburtstagsfeier von

Frau Schrell, als das kehlige Heulen des Fliegeralarms ohne Voralarm einsetzte¹. Einer der Gäste schaltete das Radio ein, um zu hören, ob man sich ernsthaft Sorgen machen müsse. «Ich spürte sofort, dass etwas Bedeutendes vor sich ging», schrieb Dr. Fromme später². Im Radio wurde angekündigt, dass sich tatsächlich Bomber auf dem Weg nach Dresden befanden. Die Feier löste sich umgehend auf, und er und seine Nachbarn sammelten ihre «Luftangriff-Ausrüstung» ein und gingen hinunter in den Schutzraum im Keller.

Solch gelehrsame Besonnenheit war Erwachsenen vorbehalten, aber bei kleineren Kindern war daran nicht zu denken. Georg Frank, der den Tag in seinem bunten Clownskostüm verbracht hatte, lag in seinem Bett; seine Mutter hatte für seinen Vater das Abendessen zubereitet. Frank senior hatte die Versammlung des Volkssturms hinter sich gebracht und lauschte nun, ebenso wie der verwirrt aus dem Schlaf hochgeschreckte Junge, dem Radio, aus dem mit allem Nachdruck der Befehl ertönte: «Achtung, Achtung! Starke anglo-amerikanische Bomberverbände im Anflug auf Dresden! Entfernung circa zwanzig Kilometer! Suchen Sie die Luftschutzräume auf!»³

Frank konnte sich später nicht mehr daran erinnern, ob seine Mutter ihn noch im Halbschlaf aus dem Bett geholt hatte. «War es nur der Schreck, so plötzlich aus dem Schlaf gerissen zu werden, weshalb ich weinen musste?» Und mit dem Schreck kamen die Sirenen, die für den kleinen Jungen «scheusslich» klangen. In eine Decke gehüllt trug ihn seine Mutter eilig aus der Wohnung⁴.

Ihr Luftschutzraum lag im Keller; ein langer Ziegelsteinkorridor mit kleinen Parzellen, die von ihm abgingen. Auf dem Weg hinunter registrierte er bewusst die «schwache Treppenhausbeleuchtung» und die absolute Dunkelheit vor dem Treppenhaus-

fenster. Sein Vater hatte ein paar Wertsachen aus Familienbestand mitgebracht, und jetzt nahmen sie in der gewölbeartigen Parzelle an ihrem einfachen Tisch auf selbst gezimmerten Stühlen Platz, während sein Vater ihre kleinen Habseligkeiten in einer Ecke verstaute. Etwas Proviant, den sie mitgebracht hatten, wurde auf den Tisch gelegt.

Nur zwei bis drei Häuserblocks südlich des Hauptbahnhofs, in der Schnorrstrasse, befand sich die Wohnung, in der die zehnjährige Gisela Reichelt mit ihrer Schwester und ihrer im achten Monat schwangeren Mutter Frieda lebte. Gisela wusste später noch, dass die Fliegeralarm-Sirenen zu einem festen Bestandteil des Alltags der Dresdner geworden waren; sie spürte kein Entsetzen, denn bisher hatten sich alle nächtlichen Aufrufe als falscher Alarm erwiesen. Doch schon als Zehnjähriger war ihr bewusst, was der Krieg für andere Menschen bedeutete; aus dem Radio und aus Zeitungen hatte sie erfahren, dass alliierte Bomber andere deutsche Städte wie Hamburg und Mannheim dem Erdboden gleichgemacht hatten. Tatsächlich war Dresden vor 1945 – in den ersten Tagen des Krieges, als das Bomberkommando unerbittlich Städte wie Frankfurt und Hannover angegriffen hatte – zum Zufluchtsort für viele Flüchtlinge aus dem Westen geworden, von deren Städten und Ortschaften und Strassen nur noch rauchende Trümmer übrig geblieben waren. Aber es habe eine Art generalisierte psychologische Blockade unter den Dresdnern existiert. «Niemand hätte sich jemals vorstellen können, dass unsere Stadt das Opfer eines grausamen und sinnlosen Luftangriffs werden würde.»⁵

Gisela lag im Bett, war aber noch nicht eingeschlafen, als die Sirenen losheulten. «Wir packten unsere Koffer, die immer parat standen, und gingen in den Keller.» Auch ihre Puppen Monika

und Helga mussten gerettet werden. Als sie mit ihrer Mutter den Keller betrat, setzte fast augenblicklich die Angst ein. Giselas Vater war Soldat; wo war er in diesem Moment? Jene Art von Sorgen, die ein Kind für gewöhnlich vom Schlaf abhalten würden, nahmen in diesem geschlossenen Raum enorme Dimensionen an. Optimismus war fehl am Platz: Dies war kein falscher Alarm, denn Gisela konnte sehen, dass auch ihre Mutter von Angst gezeichnet war. Nachbarn und Nachzügler folgten in ihren Keller, und die ganze Zeit über heulten die Sirenen.

Der amerikanische Kriegsgefangene Kurt Vonnegut und seine Mitgefangenen hausten in einem Verlies, dessen Interieur man als sehr speziell und geruchsintensiv bezeichnen könnte: Was er als Gefrierfach bezeichnete, lag unter den umgebauten Baracken von Schlachthaus Nr. 5⁶. Der Zugang zu diesem Keller erfolgte über eine eiserne Tür, von der eine Eisentreppe hinunterführte. Der Raum war sehr gross und sehr kühl; neben vielen unbenutzten Fleischerhaken hingen hier und da getötete Schlachttiere – Schafe, Schweine, Pferde – von den Haken herunter. Der Raum war weiss getüncht und wurde von Kerzenlicht erhellt. In diesem kalten Februar hielt man es nicht für nötig, die elektrische Kühlung einzuschalten, da die frostige Lufttemperatur ohnehin schon ausreichte. Ungefähr die nächsten acht Stunden, als seine Fantasie von den Geräuschen über ihm schreckliche Blüten trieb, bildete der Raum die physikalische Grenze von Vonneguts Welt. Viele der Wehrmachtsleute, die normalerweise – und buchstäblich – über die Kriegsgefangenen wachten, hatten Feierabend und machten sich auf den Heimweg in ihre nahegelegenen Wohnungen, so dass der amerikanische Kriegsgefangene mehr Sicherheit genoss als seine nationalsozialistischen Kerkermeister.

Auch auf der anderen Flussseite an der Zirkuskasse von Sarra-sani waren die Sirenen zu hören, und das Programm in der Manege wurde sofort unterbrochen. Der Sprechstallmeister sowie Mitglieder des Ensembles informierten das Publikum, dass sich die Luftschutzräume direkt unter den Zuschauern befänden. Vielleicht weilten im Publikum auch ein paar Soldaten, die sich über die Aussicht auf den obligatorischen Besuch in der unterirdischen Bar erfreut zeigten. Ohne viel Aufhebens oder Unruhe stand Reihe um Reihe, Jung und Alt, nacheinander auf und machte sich langsam auf den Weg zu den Ausgängen, die von ihren Platzanweisern angezeigt wurden; währenddessen wurden die Zirkustiere in spezielle Gehege geführt, die sich in einem riesigen Hof hinter dem Zirkusgebäude befanden.

In der schicken Strasse im Osten der Stadt hatten Marielein Erler und ihr Mann Georg die Bedeutung der Radiodurchsage sehr gut verstanden: Die Worte «Bomberverbände im Anflug» bis hin zum Aufruf, alle notwendigen Vorsichtsmassnahmen zu ergreifen, kannte Erler aus seinen Luftschutzübungen, und sie bedeuteten nichts anderes, als dass es dieses Mal wirklich ernst werden würde. Und doch hatten die Erlers das Gefühl, dass sie gut vorbereitet waren. Das Gebäude, in dem sie lebten, verfügte über einen Keller, den sie sich nun mit den anderen Bewohnern teilten. Sie hatten nicht zwei, sondern sechs Koffer gepackt, in die sie so viel Kleidung wie nur möglich gestopft hatten.

Auch in diesem Keller, erinnerte sich Marielein, hatten sie «eine grosse Kiste mit dem edelsten Meissner-Porzellan» deponiert⁷, dazu einige wertvolle Stücke aus Kristallglas. Es wäre nicht gerechtfertigt, den Erlers einen völlig irrationalen Materialismus zu unterstellen, besaßen doch diese und andere Preziosen eher einen Erinnerungswert. Die Freude, die die Erlers aus ihren Schät-

zen schöpften, entstand nicht etwa aus der Gier heraus, sondern war von zarter und subtiler Natur; ausserdem hegten sie eine Art charmanten Optimismus hinsichtlich der Vorstellung, dass solche Wertgegenstände während eines Bombenangriffs selbst tief in einem Keller vor Zerstörung gefeit sein würden. Aber Marielein wollte auch anderen Trost spenden. Zu den Nachbarn, die sich im Keller versammelt hatten, gehörte eine Kleinfamilie mit zwei sehr kleinen Kindern, Elisabeth sowie ihr jüngerer Bruder. Als sich ihre Augen an die schwache Beleuchtung gewöhnt hatten, die in dem muffigen Gemäuer herrschte, versuchte Marielein, die Kinder zu trösten. Sie bemerkte, wie Elisabeth zitterte, und legte den Arm um sie⁸.

Einige Keller fielen bequemer als andere aus. Helmut Voigt verliess zusammen mit seiner Mutter und seinem älteren Cousin Roland ihren Wohnblock südlich des Bahnhofs und machte sich auf den Weg zum Eingang eines Lagerkellers, der sich unter einer regionalen Brauerei befand (ein Konkurrenzunternehmen der nicht weit entfernten Felsenkeller-Brauerei). Dieser moderne Luftschutzkeller – Treppen aus Beton, nackte Glühbirnen und kahle Wände – lag mehrere Geschosse unter der Erde. Voigt schätzte, dass er für etwa hundert Personen ausreichend Platz bot⁹. Aber als in dieser Nacht die Sirenen aufheulten, bemerkte der Jugendliche mit einigem Unbehagen, dass es dieses Mal anders war: Der Keller füllte sich, aber nicht nur mit den ihm vertrauten Nachbarn, sondern auch mit einer Flut von Fremden, die nicht abzu-reissen schien und deren Schritte über die Betontreppe zu hören war.

«Viele Menschen strömten herein, die ich noch nie dort gesehen hatte», erinnerte er sich später. «Einige von ihnen waren die Fahrgäste einer Strassenbahn der Linie 6, andere waren Flüchtlin-

ge oder, mit anderen Worten, jene Menschen von der Strasse, die plötzlich begriffen hatten, in welcher Gefahr sie sich befanden, weshalb sie sich anderen Dresdnern anschlossen und ihnen in die Luftschutzkeller folgten.»¹⁰ Mit jedem weiteren Neuankömmling, der die Treppe hinunterkam, verschob sich das Gefühl für den Raum spürbar. War der Keller ansonsten recht geräumig, waren nun alle Plätze besetzt; wer jetzt noch hier Schutz suchte, musste stehen. Es gab auch einen Vorraum und einen kurzen Korridor, aber auch hier drängelten sich mittlerweile die Menschen.

In all dem ganzen Trubel wusste niemand von denjenigen, die die Luftschutzkeller aufsuchten – Tausende von Menschen, die sich so geordnet wie möglich verhielten –, wie viel Zeit ihnen blieb, bevor die ersten Bomben fielen. Die Sirenen und die Radiodurchsagen kündeten von einer Katastrophe, die kurz bevorstand, aber was bedeutete das genau? Sekunden? Eine Stunde? Viele Menschen versuchten, durch den unaufhörlichen Heulton der Sirenen hindurch das herannahende Gebrumm der Flugzeuge auszumachen. Tatsächlich gab es im Herzen der Altstadt viele Passanten, die mit zum Himmel erhobenem Blick noch immer in den engen Gassen unterwegs waren und das Gebrüll der Bereitschaftspolizei ignorierten.

Einer davon war jener Soldat, der sich erst kürzlich von seiner Verwundung an der verschneiten Ostfront erholt hatte. Lothar Rolf Luhm war von seinem Kameraden getrennt worden, als er sich durch die barocken Gässchen vorarbeitete, die sich um das Schloss und die Katholische Hofkirche schlängelten. Nun fand er sich auf dem Platz vor der Hofkirche wieder, mit Blick auf die Augustusbrücke. Nachzügler strömten von überallher in die verschiedensten Richtungen. Ohne sich der Sinnlosigkeit der Frage

gänzlich bewusst zu sein, griff sich Luhm, der fremd in der Stadt war, einen Passanten und fragte ihn, wo er sich befände.

Schritte auf Kopfsteinpflaster, das endlose, auf- und abebbende Geheule, das von den dicken Steinmauern noch verstärkt wurde. Luhm folgte einigen Leuten, die zu einem grossen Bauwerk eilten, das jenseits des Schlosses lag: ein Gebäude aus dem 18. Jahrhundert, das eher einem Schloss glich. Der Soldat setzte ihnen im Laufschrift nach und wurde zu einer Treppe geleitet¹¹. Neben den Wänden aus Rohbeton und den blass leuchtenden Wandlampen gab es ein weiteres Merkmal, das den Luftschutzkeller von anderen unterschied: schwere Stahltüren. Und noch etwas fiel Luhm sofort ins Auge: die «Goldfasane» – wie die hohen Würdenträger wegen der zahlreichen Braun-, Rot- und Goldtöne an ihren Uniformen auch genannt wurden (Görings Spitzname war «Lametta-Heini») – waren überaus zahlreich vertreten.

Luhm befand sich nun unter dem Taschenbergpalais, das lange von der Wehrmacht zu Verwaltungszwecken genutzt wurde und ursprünglich von August dem Starken als Residenz für seine Mätresse, der Gräfin von Cosel, erbaut worden war. Luhm befand sich nun inmitten einer drängenden, bunt gemischten Schar, die durch eine Reihe von «wohlgenährten Bürgern» und Polizisten gekennzeichnet war, von denen Letztere ständig per Funk mit anderen Offizieren kommunizierten¹². Ganz in der Nähe befand sich das Herz der städtischen Nazinomenklatura, und es stellte sich heraus, dass sein Freund Günther es hier hinuntergeschafft hatte. Sie waren, erinnert sich Luhm, die einzigen Soldaten unter all diesen Zivilisten; und niemand schien ihre Anwesenheit infrage zu stellen.

Die Distanz, die sich zwischen der kleinen Welt unten und den gepflasterten Gassen darüber auftat, war gross. Abgesehen von

der ständigen Klage der tiefkehligen Sirenen war es auf der Strasse, die zum reich verzierten Eingang des Zwingergartens führte und schliesslich weiter zum heiteren klassizistischen Bau der Semperoper, nun ruhig geworden. Die letzten Nachzügler hetzten auf der Suche nach weniger gesicherten Luftschutzkellern vorbei an der Katholischen Hofkirche und die Freitreppe hinauf zur Promenade der Brühlschen Terrasse mit ihren Balustraden. Entlang dieser Terrasse ragten die eleganten Fassaden der Kunstakademie und des Albertinums auf; in Letzterem hatte die Stadtverwaltung ihren Sitz. Das Albertinum verfügte über einen eigenen, grosszügigen Keller, in den nun von der Strassenseite her Beamten und Zivilisten strömten, die sich zu weit entfernt von ihren üblichen Luftschutzkellern aufhielten.

Und nur wenige Meter davon entfernt lagen einige Judenhäuser. Nach einem qualvollen Tag, an dem Victor Klemperer seinen jüdischen Mitbürgern die «Evakuierung für alle Einsatzfähigen» ausgehändigt hatte, trank er mit seiner Frau gerade einen Kaffee, als die Sirenen ertönten. Eine Nachbarin, Frau Strühler, rief voll Bitterkeit aus, dass sie hoffte, die Bomber würden kommen, auf dass sie alles «zerschmissen»¹³. Offensichtlich lag jeder andere Ausweg ausserhalb ihrer Vorstellungskraft, und Klemperer schien von dem bitteren Nihilismus nicht im Mindesten schockiert.

Es gab einen separaten «Judenkeller», da den Juden nicht erlaubt war, mit Arierern Schutz zu suchen. Wie viele andere Keller in diesem Teil der Altstadt zeigte das Ziegelmauerwerk an den Wänden erste Risse; ausserdem lag der Keller im Souterrain, mit Fenstern zum Gehweg hin. Wie andere Keller in den benachbarten Strassen war auch hier die Einrichtung rudimentär: Stühle, Wassereimer, Decken. Klemperer, seine Frau und all die anderen, die

in dem alten Fachwerkhaus wohnten, machten sich auf den Weg die Treppe hinunter. Dort unten gab es angesichts solcher Umstände wenig, was man tun konnte, ausser still dazusitzen.

Wenige Hundert Meter weiter südlich hatte man die Chorknaben der Kreuzschule in den Keller des Hauptgebäudes gebracht. Unter dem Februarnachthimmel ähnelte die Silhouette der neugotischen Kreuzschule mit ihrer vertikalen Linienführung ein wenig einer riesigen Kirchenorgel. Die hier versammelten Jungen gehörten, im Gegensatz zu den Bewohnern der Judenhäuser, zu jenen Dresdnern, denen am meisten Verehrung zuteilwurde: Ihr herausragendes musikalisches Talent hob sich vom alltäglichen Elend des Krieges ab, genauso wie sich an gewöhnlichen Tagen ihr Leben von dem anderer abhob; und dennoch befanden sie sich jetzt gegenüber ihren jüdischen Nachbarn nicht mehr in einer privilegierten Position. Der Chorleiter Rudolf Mauersberger war ebenfalls dort unten, und gewiss war er sich der bedrohlichen Dissonanz des Sirenengeheuls durchaus bewusst, schliesslich war er als Komponist äusserst sensibel für die Geräusche des Alltags. Nur wenige Wochen zuvor hatte sein Chor Lieder aufgeführt, die er selbst – inspiriert von sächsischen Volksmärchen und Melodien, die sehr fein ländliche Geschichte und Christentum miteinander verwoben – komponiert hatte¹⁴. Diese Stücke waren nicht nur zum Krieg ein entschlossener Kontrapunkt, sondern auch zur martialischen DNA des NS-Regimes; sie zeugten von einem Dresdner Erbe, das tief in einer spirituelleren Welt verwurzelt ist. In diesen ruhigen Minuten des Wartens sog Mauersberger die Tonart und den Rhythmus des Fliegeralarms in sich auf. Die Musik des Krieges schmerzte in seinen Ohren, und er war entschlossen, diesen Schmerz zu verurteilen und zu teilen.

Selbst im unberechenbaren Chaos eines Fliegeralarms umgab die Jungen der Kreuzschule ein festes Gefüge, eine Einrichtung, die für sie da war. Aber etwa einen Kilometer weiter südlich am Hauptbahnhof ging es wesentlich lauter zur Sache: Mehrere Hundert Menschen wurden von den Bahnsteigen die Treppen hinuntergedrängt, hin zu den darunter befindlichen Bahnhofshallen; ein Tumult aus Stimmen und Schritten erhob sich, der von den Mauern zurückgeworfen wurde. Es gab ein Gedränge und Gerangel, ältere Menschen und kleine Kinder, eben noch verwirrt und orientierungslos, folgten den Anweisungen der Reichsbahnangestellten sowie der Bahnpolizei. Die Ungewissheit war hier mit Sicherheit viel grösser. In der von Sirenengeheul erfüllten Luft hätten diese Flüchtlinge niemals wissen können, wie viel Zeit ihnen noch blieb, um sicher einen Platz in den unterirdischen Gängen und Tunneln zu finden – oder überhaupt zunächst einmal die Zugänge.

Günter Berger gehörte zusammen mit seinem Kollegen Georg Thiel zum Bahnpersonal. Die Menschenmassen waren noch erdrückender als an den vorangegangenen Tagen und Abenden, denn in den letzten Stunden waren mehr Dampflokomotiven als je zuvor in den Dresdner Hauptbahnhof eingefahren. «Neben den regulär verkehrenden Zügen kamen viele Sonderzüge aus dem Osten», erinnert sich Berger. «Es gab Lokomotivführer und Passagiere, die an einem Tag erstaunliche Distanzen zurückgelegt hatten; und die Waggons quollen über vor Flüchtlingen.»¹⁵

Das unaufhörliche Heulen der Sirenen und die Dringlichkeit, die aus den Radiodurchsagen hervorging, erforderten von Berger und seinen Kollegen ein absolut zielstrebiges Vorgehen, wollten sie alle diese Menschen in Sicherheit bringen; sich Alternativen auszudenken, dafür war eindeutig keine Zeit. «Was wir befürchtet

hatten, war nun eingetroffen», erinnert sich Berger. «Es war uns schwer ums Herz, aber wir mussten schnell und umsichtig handeln.»¹⁶ Seine Hauptaufgabe bestand darin, innerhalb der Bahnhofsanlagen auszuharren, und in diesen schaurigen Minuten fertigten er und Thiel einen Zug ab, der gerade eingerollt war. Sie achteten darauf, dass keine Panik aufkam, und bugsiierten die verängstigten Flüchtlinge so schnell wie möglich vom Bahnsteig, indem sie sie anwiesen, ihr Gepäck in den Waggons zu lassen und so schnell wie möglich die Treppe hinunterzugehen.

«Es hatte sich eine Unmenge von Menschen angesammelt»¹⁷, weiss Berger noch; trotz allem blieben die Neuankömmlinge ruhig und hielten sich an die Anweisungen. Manche Gänge unter den Bahnsteigen waren kreuzförmig angelegt, und Berger und seine Kollegen schleusten Passanten zügig durch die einzelnen Abzweigungen. Einige junge Helferinnen gehörten zum Bund Deutscher Mädels (BDM), denen man aufgetragen hatte, sich um die verwundeten Soldaten zu kümmern; aber viele waren zu schwer verletzt, um in den unterirdischen Bahnhofshallen überhaupt transportiert werden zu können.

In einem anderen Zug, der sich in diesen Minuten der Stadt näherte, befand sich der Grossonkel von Margot Hille. «Onkel Hermann», wie Margot ihn nannte, gehörte zu denen, die aus der niederschlesischen Stadt Glogau (heute Glogow) geflohen waren. Dieser ruhige, hübsche Ort war von der Wehrmacht zur Festung erklärt worden und befand sich entlang einer Linie, die die Nazis entschlossen gegenüber der Roten Armee halten wollten. Die sowjetischen Truppen reagierten auf dieses Bestreben mit einem schrecklichen Artilleriebeschuss, der im Stadtzentrum mehr oder weniger keinen Stein auf dem anderen liess. Onkel Hermanns Zug

war fast den ganzen Tag unterwegs gewesen und näherte sich nun, wenige Minuten vor zehn Uhr abends, dem abgedunkelten Zentrum Dresdens und seinem mit Glas überdachten Hauptbahnhof.

Etwas nördlicher, wo die Schienen die Elbe überquerten und in den bescheideneren Bahnhof Neustadt führten, drängten sich ebenfalls unzählige Flüchtlinge, die auf Anweisungen warteten. Winfried Bielss und sein Freund Horst hielten sich ein paar Straßen weiter auf und waren noch für die Hitlerjugend unterwegs; gerade erst hatten sie eine weitere Flüchtlingsfamilie zu einer provisorischen Unterkunft in einem requirierten Schulgebäude gebracht. Als die Sirenen losheulten, waren sie noch ziemlich weit von ihren Elternhäusern entfernt gewesen. Nun mussten sie sich sehr schnell entscheiden, wie sie vorgehen wollten.

In der Katharinenstrasse, unter den eleganten Villen und Bürgerhäusern aus dem 19. Jahrhundert, fanden sie einen Luftschuttkeller; es war kaum mehr als ein einfacher Kellerraum, noch dazu unbequem und verständlicherweise überfüllt. Ungewöhnlicher war da schon, dass den Jungen gesagt wurde, sie könnten wegen Platzmangel nicht bleiben und müssten sich woanders umsehen. Sekunden später fanden sich Winfried und Horst auf der Strasse wieder, inmitten des infernalischen Lärms der Sirenen.

Was tun? Sollten sie zum Bahnhof Neustadt zurück? Bielss zögerte, da war auch kein Platz mehr. Horst schlug vor, über die Brücke und durch die Gassen der Altstadt zum Haus seiner Familie in der Nähe der Kreuzkirche zu rennen, aber das bedeutete rund zwei Kilometer zu laufen, und Bielss glaubte nicht, dass die Zeit dafür noch reichte.

Während die Jungen unter dem schwarzen Nachthimmel berat-schlagten, wurden sie von zwei Polizisten, die es sehr eilig hatten,

aufgegriffen und zu einem anderen Luftschutzkeller gebracht. Draussen im Freien sei es viel zu gefährlich für sie, sagte einer der Beamten zu ihnen¹⁸. Aber eine seltsame Marotte Bielss' sorgte dafür, dass er Einwände erhob – er fühlte, wie von seinem Zuhause eine unerbittliche Anziehung ausging, die weder Zeit noch Gefahr Beachtung schenkte. Es lag ebenfalls zwei Kilometer entfernt, befand sich aber auf dieser Seite des Flusses hinter der Neustadt.

Bielss überredete Horst dazu, einfach abzuhausen, und sie schlüpfen an den Polizisten – die damit beschäftigt waren, unter den vielen anderen Bewohnern die Ordnung aufrechtzuerhalten – vorbei hinaus aus dem Keller. Zügig marschierten sie durch verwaiste Nebenstrassen, die grossen Villen und terrassenartig angelegten Wohnblocks verlassen, nur umgeben von absoluter Dunkelheit sowie dem ständigen Auf und Ab der Sirenen. Als sie von weiteren Polizisten angehalten wurden, versicherte Bielss ganz ungerührt, dass sich sein Zuhause nur eine Strasse weiter befände und er fast da wäre. Davon war natürlich kein Wort wahr, aber die Polizisten gaben sich zufrieden und suchten selbst eilends den nächsten Luftschutzkeller auf. «Ich wollte einfach nur durch die ruhig daliegenden Viertel nach Hause gehen», erinnerte sich Bielss später¹⁹. Er empfand die Atmosphäre kurioserweise als ruhig, was vielleicht daran lag, dass die Strassen wie leergefegt waren; obwohl sich die Orientierung etwas schwierig gestaltete, lag die Stadt ohne Strassenbeleuchtung doch stockdunkel vor ihm.

Sie passierten nun einen kleinen Park, der dunkler als die Strasse war und in dem die Jungen mutterseelenallein waren. Sie befanden sich auf der Alaunstrasse, die unweit der Mitte des sanften Knicks, den die Elbe in Dresden macht, in Richtung Norden sanft bergauf führt. Von hier aus konnten sie die Silhouette der Altstadt

und die Wolken darüber sehen, und jetzt nahmen sie zum ersten Mal auch das Brummen bewusst wahr. «Die Propellergeräusche waren jetzt schon zu hören», erinnert sich Biels. Aber weder er noch Horst waren ängstlich. Das tiefe, sonore Dröhnen veranlasste sie vielmehr dazu, Spekulationen über die Luftabwehr der Stadt anzustellen. Beide vermuteten, dass vom nördlich gelegenen Fliegerhorst in Klotzsche deutsche Jäger aufsteigen würden.

Der Glaube der beiden Jungen in die Verteidigungsmaßnahmen der Stadt war freilich unbegründet. Etwa ein Dutzend Messerschmitts war verspätet über den Angriff informiert worden und hob gerade erst ab, als die Bomber bereits ihre Kehre über die Elbe flogen. In dieser eher symbolisch zu nennenden Reaktion schwang ein Gefühl der Erschöpfung und Resignation mit: Entweder die Luftwaffe unterschätzte tragischerweise die Ausmasse des Luftangriffs, oder aber sie akzeptierte ihn als eine Art Naturgewalt, der man nichts entgegenzusetzen hatte. Daneben besteht die Möglichkeit, dass die Staffel angehalten war, unter allen Umständen Treibstoff für kommende Schlachten mit den anrückenden Sowjets zu sparen. Wie ohnmächtig die deutsche Luftabwehr war, sollte sich einige Minuten später deutlich zeigen, als eine einzelne, vom Boden aus sichtbare Messerschmitt inmitten der Rauchschwaden der ersten silbernen und grünen Signalbomben in Sicht kam.

Das war das Bild, was sich den beiden Jungs unten auf der Strasse bot. Als Winfried und Horst die breitere Allee der Jägerstrasse erreichten, wurde das Dröhnen noch lauter, der tiefere Tonfall schwang noch stärker mit, sodass die beiden Jungs ganz unbewusst an Tempo zulegten. Dieses Geräusch stand unmittelbar für ein drohendes Unheil, es setzte geradezu Urängste frei. Die Jungen bogen in die Zittauer Strasse ab, die etwas näher am

Fluss lag, und hier bekamen sie ein Gefühl dafür, was auf Dresden zukam: unzählige Bomber, Tausende von Metern hoch fliegend, fast unsichtbar gegen die Dunkelheit; das immer lauter werdende Dröhnen, jetzt mit einem unerbittlichen und aggressiven Einschlag. Die Jungen blickten zum Horizont und sahen, wie zwei leuchtend rote Kugeln vom Himmel fielen, die über dem Stadion Ostragehege niedergingen. Die grüne und silberne Leuchtmunition bildete mit den roten Zielmarkierungen die faszinierenderen «Christbäume», die von den Führungsmaschinen, den Mosquitos, abgeworfen wurden, um das Zielgebiet für die nachfolgenden Bomber zu markieren.

«Jetzt rannten wir los»²⁰, erinnert sich Bielss. Die Jungen waren nicht mehr weit von Bielss' Haus entfernt. Beide zeigten sich augenblicklich fasziniert und entsetzt zugleich von der Art und Weise, wie der Himmel und die Stadt immer heller erleuchtet wurden. Aus den schwarzen Wolken und der Dunkelheit regnete es nun unzählige Christbäume hinab; das zu bombardierende Gebiet lag weit verstreut und erstreckte sich von der Altstadt bis zur Johannstadt. Bielss weiss noch von weiterer Leuchtmunition in verschiedenen Farben, darunter leuchtendes Blau, intensives Grün und sogar ein sehr helles Orange, das die Wolken über Dresden in ein kränkliches Gelb tauchte. Von diesem Aussichtspunkt, von dieser sanften Erhebung aus mag die Verlockung gross gewesen sein, stehen zu bleiben und dem Spektakel zuzuschauen, wenigstens für ein paar Sekunden. Aber die Jungen hatten nun endlich verstanden, vielleicht war die Erkenntnis durch die immer lauter werdende Kakophonie der herannahenden Bomber gereift, dass sie rennen mussten, sich im Laufschrift in Sicherheit bringen mussten.

Dieses makabre Gefühl, diese Lichtershow zu bestaunen, blieb

anderen in der Altstadt überlassen. Im Herzen der Altstadt hatten sich rund dreihundert Menschen dazu entschieden, die Krypta der Frauenkirche als Luftschutzkeller zu nutzen; jetzt eilten sie über den gepflasterten Platz zum Seiteneingang an der Kirche. Als sie die schmalen Steintreppen hinuntergingen und inmitten der unterirdischen Grabsteine Zuflucht fanden, war die Kirche über ihnen menschenleer. Dennoch war es trotz der Dunkelheit im Kirchenschiff möglich, den goldenen Schimmer des Altarbildes zu sehen. Das Innere der Kuppel, die in ungewöhnlichen Farbtönen von Zartrosa bis Hellblau gehalten war, erstrahlte in jenen Nächten, in denen der Mond durch die durchsichtigen Fenster das Gotteshaus erleuchtete, immer wieder in neuem Glanz. Aber jetzt waren es die grell leuchtenden, zerstörerischen Sternschnuppen, die ihr grelles, wild leuchtendes Rot auf die Gesichter der Heiligen warfen.

14 – Schatten und Licht

Die Männer, die Dresden aus der Luft angriffen, waren mit einer aussergewöhnlichen Zerstörungskraft in die Luft geschickt worden, auch wenn sie selbst es nicht so empfanden. Ihr Einsatz unter sowohl günstigen Wetterbedingungen als auch dem Fehlen einer nennenswerten Luftabwehr führte dazu, dass die Stadt unter ihnen absolut schutzlos und verwundbar dalag; es war an ihnen, sie niederzubrennen, zu vernichten. Dennoch betrachteten sie sich nicht als Racheengel, vielleicht auch deshalb, weil sie bereits so viele Feindflüge hinter sich hatten, schon so oft feindlichem Feuer ausgesetzt waren und unerklärlicherweise überlebt hatten, im Gegensatz zu vielen Freunden und Kameraden, die im Feuerball der Explosionen verzehrt worden waren. Vielleicht war nach all diesen Erlebnissen die Fähigkeit verloren gegangen, sich vorzustellen, dass es sich bei all den Leuten viele Tausend Fuss unter ihnen – also Hunderte, wenn nicht Tausende Meter entfernt – tatsächlich um lebendige Individuen handelte. Die Bomberbesatzungen der Royal Air Force besaßen vielleicht in diesem Augenblick die fast unangefochtene Macht der nordischen Götter, aber sie erfüllten ihre Befehle ohne Gefühlsregungen. In operativer Hinsicht hatten diejenigen, die den Feuersturm anführten, eine fast schon übernatürlich abstrakte Vorstellung von dem, was sie gleich tun würden.

Der Krieg hatte ohnehin seine eigenen Gesetzmässigkeiten hin-

sichtlich der Zerstörung aus der Luft, und die Geschwindigkeit nahm zu. Die Deutschen hatten es einige Monate zuvor geschafft, in puncto blinde Zerstörungskraft eine weitere Facette ins Spiel zu bringen: die VI- und V2-Raketen, die von den Niederlanden auf den Grossraum London und Städte an der Ostküste abgefeuert worden waren. Die V2 war so hoch wie ein Haus, und ihre Flugbahn beschrieb in der Stratosphäre eine perfekte Parabel, bevor sie auf Strassen und Häuser aufschlug und dort alles dem Erdboden gleichmachte, tötete, betäubte und blendete. Sie brachte eine besondere Spielart des reinen Nihilismus mit sich: Wer brauchte schon einen Piloten und eine Besatzung, wenn man dank fortschrittlichster Technologie den Gegner über eine natürliche Grenze wie dem Meer hinweg wahllos mit Tod und Verderben eidecken konnte? Über tausend dieser Raketen wurden auf Grossbritannien abgefeuert, denen insgesamt über dreitausend Menschen zum Opfer fielen. Wenige Tage vor dem Luftangriff auf Dresden war der Londoner Vorort Ilford von einer Rakete getroffen worden (die älteren Vis trugen den Spitznamen «Doodlebug», um mit der Verniedlichung Ameisenlöwe auf das insektenartige Summen der VI-Raketen zu verweisen). Die V2s waren tödlich leise. Eine schlug in einer Strasse mit Doppelhäusern auf, wo Kinder in den Gärten unter der Aufsicht ihrer Mütter spielten. Beim Aufprall wurde ein Haus pulverisiert, mehrere andere zerstört und zahlreiche Menschenleben ausradiert. Der Totale Krieg war neu kalibriert worden: Nun konnten Zivilisten quasi per Fernsteuerung ermordet werden.

Aber der Luftangriff der Alliierten auf Dresden resultierte nicht aus Verzweiflung heraus und basierte nicht auf dem Wunsch nach Vergeltung. Für die Flieger war der Einsatz nur eine weitere furchterregende Nacht, und Dresden war nur ein weiteres Ziel. In

dem kargen, unbequemen Inneren der Bomber – dunkles Grün, kaltes Metall, zweckmässige Sitze – gab es unzählige Ablenkungsmöglichkeiten, die irgendwie verhinderten, dass den Besatzungsmitgliedern so recht ins Bewusstsein drang, was sie da gerade entfesselten. Einigen setzte die Kälte weit über reines Unbehagen zu, was auf teilweise defekte elektrische Fluganzüge zurückzuführen war. Andere schlotterten vor Angst bei dem Gefühl, während eines so extrem langen Einsatzes bei wenig Handlungsspielraum auf sich allein gestellt zu sein. Als die zweihundertvierundvierzig Lancaster-Bomber, aus denen sich die erste Angriffswelle zusammensetzte, in den deutschen Luftraum eindrangten, wurden sie von einer kleinen Schwadron bestehend aus acht Mosquitos überholt, die wendiger als die schweren Lancaster waren und bei der Zielmarkierung helfen sollten. Sie schlossen zu vorausfliegenden Pathfindern auf, die über Dresden «Christbäume» abwerfen würden.

In früheren Phasen des Krieges hatte die Genauigkeit der Bombenangriffe beziehungsweise die fehlende Präzision Anlass zur Sorge gegeben. So waren Werke, die synthetisches Benzin produzieren konnten, der Zerstörung entgangen, während die Bomben abseits im offenen Gelände einschlugen. Der Bomberpilot William Topper führte diese Fehlschläge zum Teil auf die «spärliche» Eingrenzung der Ziele zurück¹, aber die Technologie machte ständig Fortschritte, und in der Nacht zum 13. Februar 1945 kamen die sogenannten Zielmarkierungen bereits mit wesentlich höherer Effizienz zum Einsatz. Das unheimliche Licht einer Markierungsbombe entfaltete sich in Form von sechzig Magnesiumkerzen oder -leuchtsignalen; nach dem Abwurf öffnete sich der Bombenmantel und gab die miteinander verbundene Leuchtmunition frei, die sich kurz darauf noch in der Luft entzündete. Wenn sie auf die

Erde herabregneten, glichen sie aus der Ferne laut Topper entweder Weintrauben, dem Strauss eines Zauberers oder häufiger einer auf dem Kopf stehenden Tanne, daher der Weihnachtsbaum-Vergleich. Wenn sie auf dem Boden aufschlugen, brannten sie weiter und erleuchteten das umliegende Terrain. Danach folgten weitere Zielmarkierungen – die noch stärker in hellstem Rot erstrahlten –, welche die kleineren Mosquitos mit noch grösserer Präzision abwarfen. Für den Luftangriff auf Dresden führte Topper die kleine Zielmarkierungen-Staffel an: Er und die anderen Mosquito-Piloten konnten über den nachtschwarzen Himmel dahinsausen und den Osten Deutschlands innerhalb von drei Stunden erreichen, denn sowohl Maschine als auch Ladung waren nicht so schwer wie bei den Lancaster. Sie wussten fast nichts über die Verteidigungsanlagen der Stadt, war der Geheimdienst doch nicht in der Lage gewesen, hierüber Informationen zu sammeln. Ihr einziges Ablenkungsmanöver bestand darin, zunächst auf die nahe gelegene Industriestadt Chemnitz zuzuhalten und erst im allerletzten Moment Richtung Dresden abzdrehen. Für Topper war das einzig Ungewöhnliche bei diesem nächtlichen Einsatz – abgesehen von der klirrenden Kälte – die grosse Entfernung, die vor ihnen lag.

Topper kam aus Lancashire, war neunundzwanzig Jahre alt und von Beruf Journalist. Sofort nach der Kriegserklärung im Jahre 1939 meldete er sich zur Royal Air Force. Während der Ausbildung zeigte er Allrounderqualitäten und erwies sich als so kompetent, dass er seinerseits Fluglehrer wurde. In den späteren Kriegsjahren hatte er eine Vielzahl von Zielen im Deutschen Reich – Städte, Fabriken und Raffinerien – angefliegen. Bei einem Einsatz im Herbst 1944 war die Wolkendecke so niedrig gewesen,

dass plötzlich hohe Schornsteine auf ihn zukamen, als er mit seiner Maschine unter den Wolken wieder auftauchte.

Schliesslich erhielten er und seine Kollegen die Instruktionen für Dresden. «Wir alle wussten, dass es eine schöne Stadt war», erinnerte er sich. Sein Ziel war das Industriegebiet Ostragehege mit dem Sportstadion – eine der drei Arenen in der Stadt. Topper und seine Kameraden wussten auch, dass «die Stadt voller Flüchtlinge und Kunstschätze war», bevor er hinzufügte: «Uns wurde gesagt, dass die Russen um die Bombardierung gebeten hatten.» Während des Briefings wurde ausführlich dargelegt, warum die Sowjets wollten, dass Dresden ins Visier genommen wurde – so würden die Deutschen riesige Mengen an Nachschub durch die Stadt an die Ostfront befördern. Topper erinnerte sich auch daran, dass sie mit Nachdruck gewarnt wurden, weiter nach Osten zu fliegen, wenn sie mit ihren Maschinen in Schwierigkeiten gerieten. «Es blieb uns überlassen, unsere eigenen Schlüsse daraus zu ziehen», so Topper. Er wusste, dass die Flugdistanz die maximale Reichweite einer Mosquito ausreizen würde, und es gab eine exakt choreografierte Angriffsformation, die penibel einzuhalten war. Die Mosquitos mussten schnell das Weite suchen, damit die nur wenige Flugminuten zurückliegenden Lancaster reibungslos nachsetzen konnten. Hinzu kam, dass die Mosquitos neben der genauen Abfolge bei der Rückkehr nach Grossbritannien einen anderen Kurs einzuschlagen hatten, um der riesigen Phalanx an Bombern, die die zweite Welle flogen, nicht ins Gehege zu kommen.

Die Wetterbedingungen waren keineswegs sicher, und Topper wusste noch, dass das Meteorologische Institut vorhergesagt hatte, dass eine ernstzunehmende Kaltfront, die von Osten her bis nach Grossbritannien ziehen sollte, alles in ihrem eisigen Griff halten würde. Sie konnten sich nicht sicher sein, wie tief die Wol-

ken in dieser Nacht hingen. Glücklicherweise erhielten sie vor dem Start die Information, dass die Wolkendecke nach 21 Uhr aufreissen sollte. Aus Toppers Sicht wurde der Einsatz «fast zu einem Kinderspiel». Fast ohne Widerstand erreichten sie auf zehntausend Metern Höhe nach drei Stunden das Ziel ihrer Finte, Chemnitz, bevor sie einen abrupten Schwenk Richtung Dresden machten – und plötzlich lag die Stadt vor ihnen. Die Elbe, die sich durch die Stadt schlängelte, kam in Sicht, während Dresden selbst einfach nur «kalt und grau» wirkte. Aber die ersten Christbäume funkelten bereits grün und silbern.

Topper und weitere Mosquitos liessen sich abfallen, bis sie eine Flughöhe erreichten, die nicht viel mehr als der Höhe eines modernen Bürohochhauses entsprach. Topper hatte den Eindruck, dass es auf den Elbbrücken vor Flüchtlingen wimmelte. Dann erkannte er das Stadion und wusste, dass es nun losging. Neben den Zielmarkierungen war jede Mosquito an der Unterseite des Rumpfes mit modernster Kameratechnik ausgestattet. Wenn die Zielmarkierungen abgeworfen wurden, schoss die Kamera in Hochgeschwindigkeit sechs Fotos, zusammen mit einem fast übernatürlich grellen Blitz. Dieser Blitz sorgte bei diversen Piloten für einen winzig kleinen Moment schrecklicher Ungewissheit, in dem der Blutdruck stieg: Waren sie getroffen worden? Doch dann setzte die Erinnerung ein, und zurück blieb ein vor Erleichterung heftig pochendes Herz.

Über die Funkgeräte riefen sich die Besatzungen mit der Phrase «Tally-ho!» Mut zu, also Halali: Der Jagdruf diente der Moral, war aber teilweise ironisch gemeint, war die Entlehnung aus dem Jägerlatein doch den Jagdgesellschaften auf dem Land vorbehalten, wenn Reiter in roten Mänteln einem Fuchs über grüne Felder nachsetzten. Der Ruf, der im späten 18. Jahrhundert entstanden

sein soll, soll eine Verballhornung des französischen «Tâiaut!» sein, ein Befehl an die Jagdhunde bei der Hatz auf Hirsche. Das Tally-ho brachte man vor allem mit der englischen Oberschicht vom Lande in Verbindung; es war ein gedankenloser, vollmundiger Schrei, der zusammen mit dem Jagdhorn erschallte. In den 1940er-Jahren hatten sich die Komiker aus der Arbeiterklasse des Spruchs bedient und ihn verspottet; für die jungen Männer des Bomberkommandos, deren sozialer Hintergrund in der Regel nicht sehr erhaben war, gehörte er zum reichen, selbstbewussten Lexikon von RAF-Slogans, die den gewaltsamen Tod verharmlosten.

Die heftig brennenden Zielmarkierungen fielen in das kalte Grau hinab. «In der Stadionmitte leuchtete ein grosser Pool in Rot auf», erinnerte sich Topper, während auch die übrigen Mosquitos ihre Zielmarkierungen abwarfen, die etwas abseits in den engen Gassen der Altstadt einschlugen. Dann war ihre Aufgabe erledigt, sie konnten zurückfliegen, ausser Topper, der als Führungsflugzeug vor Ort «de facto das Kommando» über den Einsatz hatte. Er drehte mit seinem Kopiloten ab, und sie zogen ihre Kreise, um aus der Entfernung das Geschehen zu beobachten. Immer mehr glitzernde Lichter prasselten in den engen Korridor aus Türmen und Kuppeln, Brücken und schmalen Gassen hinab.

In den Strassen der Stadt liessen sich sogar einige wenige Passanten kurzzeitig von ihrem Schein in den Bann ziehen, obwohl sie um die Gefahr wussten. Norbert Bürgel hatte mit seinem Onkel in der Innenstadt die Strassenbahn genommen und war zurück in die Vororte gefahren, als die Sirenen aufheulten. Laut Bürgel wurde augenblicklich der Strom abgestellt, sodass die Strassenbahn nicht weiterfahren konnte².

Die Handvoll Passagiere, die nun etwa zwei Kilometer vom Stadtzentrum entfernt war, musste mit ansehen, wie in der Ferne der Himmel aufgrund der weissen, grünen und roten Leuchtmunition erstrahlte. Instinktiv suchten Norbert und sein Onkel unterhalb einer Eisenbahnbrücke Deckung, alles in der Hoffnung, hier besser geschützt zu sein vor dem, was eindeutig gleich folgen würde.

Im Osten der Stadt sassen Georg und Marielein Erler zusammen mit ihren Nachbarn in ihrem Keller unter dem grossen Wohnhaus, aber es fehlte noch ein Ehepaar, auch wenn in der Luft bereits die schwachen Vibrationen der ersten Flugzeuge zu spüren waren. Schliesslich erschien Familie Sieber aus dem dritten Stock in der Tür, nahm ihren Platz ein und erzählte den übrigen im Keller, dass sie die abgeworfene Leuchtmunition von ihrem Fenster aus betrachtet hätten. «Diese Beobachtung», erinnerte sich George Erler, «liess keinen Zweifel daran, dass Dresdens Schicksal besiegelt war. Dass der bevorstehende Angriff nicht mit der deutschen Flak abzuwehren war, stand ausser Frage.»³

Im Nordosten der Stadt blickte der junge Dieter Haufe aus dem Fenster der Souterrain-Wohnung beziehungsweise Werkstatt, die er und seine Familie als Unterschlupf nutzten. Trotz aller Verwünschungen, endlich vom Fenster wegzukommen, konnte er sich nicht von dem Anblick der roten und gelben Lichter lösen, die vom Himmel fielen.

Winfried Bielss und sein Freund Horst befanden sich dem Zentrum etwas näher, und sie konnten mit ansehen, dass sie nur noch wenige Augenblicke Zeit hatten, um der schrecklichen Gefahr zu entgehen. Sie rannten die letzten Meter zu seinem Wohnhaus in der Sänger Strasse (heute Louis-Braille-Strasse). «Als wir zu Hause ankamen, war es fast taghell», erinnerte er sich an die hell erleuchtete Stadt. «Die Wolkendecke schimmerte gelblich, und ...

orangefarbene Christbäume fielen durch die Wolken.»⁴ Seine Mutter schien eher abgelenkt und gehetzt als verängstigt; sie hatte an ihrer Nähmaschine gearbeitet und war wild entschlossen, so viele fertige Kleidungsstücke wie möglich in den Schutzraum im Keller zu bringen, bevor die ersten Bomben fielen; auch sie hatte die Durchsage im Radio gehört und zeigte sich selbst fasziniert von dem nächtlichen, grellen Spektakel, aber jetzt wurde sie wieder äusserst praktisch. Sie wies ihren Sohn sowie seinen Freund nüchtern an, so viele Kleidungsstücke aus der Wohnung zu holen, wie sie tragen konnten, und sich dann im Keller in Sicherheit zu begeben. Zu diesem Zeitpunkt, erinnerte er sich, hatte der Lärm der Bomber bereits ohrenbetäubende Ausmasse angenommen.

Topper hatte die Zielmarkierungen in einem bestimmten Radius verteilt, beginnend über dem Stadion Ostragehege, von wo aus sich die abgeworfene Leuchtspurmunition wie die Speichen eines Rades auffächerte, sodass die folgende Bombenfracht nicht nur über einem kleinen Bereich niedergehen würde. Die Strassenecken so vieler jahrhundertealter Gassen ergaben durch das unnatürliche Licht ein schreckliches und grelles Raster. Das tiefer werdende Brummen liess alle Menschen in den Kellern wissen, was nun kommen würde.

15 – Zweiundzwanzig null drei Uhr

Die Explosionen waren so stark zu spüren, wie sie zu hören waren – mit einem Rums, der durch den Brustkorb fuhr. «Das Haus bebte», erinnerte sich Albert Fromme. «Die Kinder waren sehr nervös.»¹ Der Ehemann von Frau Schrell, der Gatte des Geburtstagskindes, rief aus: «Ich glaube, wir sind getroffen worden.» Dem war nicht so, denn wenn es so gewesen wäre, hätten sie davon nichts mehr mitbekommen...

Die erste Angriffswelle setzte um 22 Uhr 03 mit den Zielmarkierungen ein, etwas früher als von den Militärstrategen erwartet. Wenig später brüllten die Maschinen der Bomber von einem düsteren Himmel aus; die Dresdner hätten vielleicht erwartet, dass die hellen Scheinwerferkegel die Nacht erleuchteten, dass der Geschützdonner erklang, wenn die jugendlichen Flakhelfer auf die Bomberverbände zielten. Aber die Flakgeschütze waren nach Osten verlegt worden, und so blieb jegliches Verteidigungsfeuer aus. Georg Frank befand sich mit seinen Eltern im Keller des Wohnhauses. Er war noch immer in die Decke gehüllt, in der er geschlafen hatte. «Aus der Ferne konnte man das dumpfe Gekrumme der Flugzeugmotoren hören sowie die ersten Detonationen.»²

Die Lancaster, die zehn- bis dreizehntausend Fuss, also gut drei- bis viertausend Meter, über ihm dahinfliegen, führten in der Hauptsache zwei todbringende Bombentypen mit sich: die Brandbomben, die dazu bestimmt waren, ein Feuer innerhalb sowie aus-

serhalb der auf Holz basierenden Gebäude zu entfachen, sowie die hochexplosiven Wohnblockknacker – jene Luftminen, die als Cookies verharmlost wurden –, die meist um die zweitausend Kilogramm wogen. Diese Bomben waren etwa so gross wie drei Männer. Wenn der Bombenschütze den Ausklinkmechanismus betätigte, sausten sie mit der Bugspitze voran zu Boden. Sie detonierten bei Kontakt mit jeder harten Oberfläche und waren stumpfe Vernichtungswaffen, deren Bezeichnung «Wohnblockknacker» ja bereits signalisierte, dass sie ganze Wohnblöcke oder Terrassen auslöschen konnten. Wurde ein Gebäude direkt getroffen, wurde die gesamte Statik von der Druckwelle zerstört, die so stark war, dass selbst ein Flugzeug in mehreren Tausend Fuss Höhe hin und her gerüttelt wurde. Die im Bündel abgeworfenen Stabbrandbomben waren heimtückischer, da sie die durch die Wohnblockknacker verursachten Schäden ausnutzten und durch die weggesprengten Dächer ins Gebäudeinnere drangen, wo sie sich entzündeten und sich mit den Flammen aus anderen, gerade erst entstandenen Ruinen selbst der grössten Einrichtungen vereinen sollten.

Es scheint fast unglaublich, aber in der Pension, in der Mischka Danos seine Abschiedsfeier veranstaltete, ignorierten er und seine Gäste den Fliegeralarm. Vielleicht lag es an der Unbekümmertheit der Jugend, vielleicht hatten sie ihn auch einfach schon zu oft gehört. Die Feier endete in einem Moment äusserstem surrealen Schreckens, als Danos' geschlossene Schlafzimmertür ohne Vorwarnung aus den Angeln gehoben wurde und «langsam in den Raum zu kippen»³ schien. Für einen Augenblick verharrten Danos und seine Gäste und starrten auf dieses Phänomen. Schliesslich sahen auch sie ein, dass es langsam Zeit wurde, in den Keller zu

gehen. Das bassartige Rumsen in der Ferne wurde allmählich lauter.

Für all diejenigen, die bereits in den Kellern Schutz gesucht hatten, war das klaustrophobische Engegefühl immer schwieriger zu unterdrücken. Margot Hille hockte mit ihrer Mutter in einem öffentlichen Luftschutzraum, der hundertfünfzig Meter von ihrem Wohnhaus entfernt im Südwesten der Stadt lag. Auch er verfügte über ein Fenster; der Bürgersteig und die Strasse draussen waren aufgrund der Leuchtsignale «hell erleuchtet wie am Tag»⁴. Und dann kamen die Einschläge immer näher, jeder begleitet von seiner ganz eigenen Druckwelle. Die Nachbarin der Hilles, eine Frau Fischer, sass neben ihnen und brach plötzlich zusammen, und man nahm an, dass sie einen Herzinfarkt erlitten hatte⁵. Doch war Hilfe angesichts der näherkommenden Bombendetonationen zu erwarten? Daher versuchte Margots Mutter, ihre Nachbarin so gut sie konnte zu trösten und zu beruhigen.

Die Jugendliche wusste da noch nicht, dass ihre beiden Cousins, die in Zentrumsnähe wohnten, bereits kurz nach dem Angriff getötet worden waren; es hatte ihren Wohnblock zerfetzt, der sich in der Nähe des Ostrageheges befand. Obwohl sie sich im Keller befanden, waren sie fast augenblicklich zerstückelt und verbrannt worden, während ihre Mutter, die sich im gleichen Keller aufhielt, irgendwie überlebt hatte, allerdings schrecklich entstellt von dem – wie man später irrtümlich vermutete – brennenden Phosphor. Falls dieser Keller wie so viele andere ein Fenster zur Gehwegseite hin besass, so reichten die Wucht und die Hitze einer Detonation aus, das Fensterglas sowie zahllose andere Fenster in der Stadt in einem Augenblick in ein Meer aus Scherben zu verwandeln.

Gisela Reichelt, die in einem schlecht beleuchteten Keller südlich des Bahnhofs sass, hatte in jenen Minuten nach 22 Uhr nicht

nur mit ihrer eigenen Angst zu kämpfen; auch ihre Mutter schien wie paralysiert, und das zehnjährige Mädchen wusste nicht, was es tun sollte. Sie erinnerte sich, wie ein «Bub von der Hitlerjugend» in den Keller gelaufen kam und verkündete, dass die ganze Stadt vor Christbäumen erstrahlte; der Luftschutzwart «ergänzte mit Entsetzen, dass uns allen wahrscheinlich eine schreckliche Nacht bevorstünde»⁶. Die ersten Bomben waren ohrenbetäubend und detonierten «Schlag auf Schlag». Die Luft selbst schien zu beben. «Alle im Keller begannen zu beten», erinnerte sie sich. «Selbst diejenigen, die nicht an Gott glaubten.»⁷ Obwohl sie ihre beiden Puppen mitgenommen hatte, fühlte sie sich plötzlich zu alt, um bei ihnen noch Trost zu finden, sodass sie sich dem Gebet der Erwachsenen anschloss. «Ich hatte Angst und wusste nicht, was ich tun sollte. Die Angst übernahm die Kontrolle über mich», erinnerte sie sich später⁸.

Nördlich der Elbe, mit Blick auf die Neustadt und die Altstadt, sassen Winfried Bielss, seine Mutter und sein Freund Horst zusammen mit den anderen Bewohnern im Keller und blickten nach oben zur niedrigen Decke. Bielss erinnerte sich daran, dass neben den Detonationen fast so etwas wie Musikalität in dieser kakofonieartigen Zerstörung lag, die bei allen eine Beinaheschockstarre hervorrief. Die ersten Explosionen waren so stark, dass der Boden erzitterte⁹. Daneben entstand eine Art Poltergeist-Effekt: Türen auf darüberliegenden Stockwerken flogen auf und knallten wieder zu, als würde ein zwangsgestörter Dämon im Wohnblock hausen. «Farbpartikel und Putz bröckelten von der Wand, und alles war voller Staub», hat Bielss es noch vor Augen¹⁰. Der Staub war so undurchdringlich, dass neben dem klaustrophobischen Unbehagen plötzlich die unausgesprochene Sorge aufkam, ob man diese

staubige Luft überhaupt noch einatmen könne. Aber über allem lag diese infernalische Musik: das tiefe Brummen all der überfliegenden Flugzeuge, das einen Kontrapunkt zum «ab- und anschwellenden Heulen und Pfeifen» der fallenden Bomben bildete. «Das Licht brannte noch», so Bielss, «aber wir wurden alle ganz still und sahen alarmiert auf», als die Druckwelle auf eine weitere Explosion in der Nähe folgte. Die Türen oberhalb klapperten erneut wie spastisch auf und zu, und dann ertönte der silberne Klang zerbrechender Fensterscheiben.

So schrecklich es auch war, im Vergleich zu den dicht bebauten Vierteln in den engen Gassen der Neustadt, die entweder schon durch die Wohnblockknacker zerstört worden waren oder, falls nicht, nun Beute der umherlodernden Flammen wurden, waren die Auswirkungen hier eher gering. Und in den Kellern der Häuser, die noch nicht eingestürzt waren, waren ältere Frauen und Männer, Mütter mit Säuglingen und Kleinkindern zusammengepfercht, die entweder auf dem Boden oder auf Behelfsstühlen saßen. In einigen flackerte das Licht, in anderen wurde die Luft immer stickiger, sodass das Atmen schwerer fiel. Im Herzen der Altstadt erbebte das Mauerwerk des unterirdischen Labyrinths, das die miteinander verbundenen Keller bildeten; Wände wölbten sich nach innen, Türen verklemmten sich.

Viele hatten vorgesorgt und Wassereimer und Decken bereitgestellt; eine feuchte Decke bot den einzigen Schutz beim Kampf gegen die sengende Hitze. Aber diese engen Parzellen glichen langsam eher Grabkammern als Luftschutzkellern oder Stätten der Zuflucht. Diejenigen, die nicht im Gebet versunken waren, hatten vielleicht nach und nach einen seltsamen Druck auf ihrer Lunge gespürt. Dieses Gefühl mag bei manchen psychosomatischer Natur gewesen sein, aber was auch immer dahintersteckte,

es erforderte eine ausserordentliche Willensanstrengung, nicht auf den Instinkt zu hören: jenen Impuls, raus an die «frische» Luft zu flüchten und loszulaufen in die dunkle, kalte Nacht und all die Detonationen sowie das unmenschliche Pfeifen hinter sich zu lassen. Aber es wäre fatal gewesen, dem Instinkt zu folgen, denn für diejenigen, die jetzt noch draussen waren, standen die Chancen auf ein Davonkommen, ganz rational betrachtet, jenseits aller Hoffnungen. Ein Soldat, der die Strasse entlangradelte, wurde von der Wucht einer Detonation vom Fahrrad geschleudert, und im Bruchteil einer Sekunde wurden seine Gliedmassen sauber abgetrennt, sodass er nur noch mit dem Rumpf auf die Strasse klatschte. Die brüllende Feuersbrunst verkohlte augenblicklich jeden, der ihr im Weg stand, und verbrannte die Kleidung, sodass die Opfer sowohl tot als auch entblösst zurückblieben.

Für diejenigen am Boden, die dem Ganzen nur hilflos zuhören konnten – diejenigen, deren Häuser unter der Flugroute der Bomber lagen –, war dies eine Zwangsübung in mentaler Härte, bei der Georg und Marielein Eler in aussergewöhnlichem Masse getestet wurden. «Anscheinend detonierte die erste Bombe in einiger Entfernung zu unserem Haus», erinnert sich Herr Eler. «Unmittelbar danach folgte die zweite, dann die dritte, und nach und nach wurde der Krach immer heftiger. Es donnerte so laut und so wütend, dass es schien, als könnte er das Haus auf den Kopf stellen.»¹¹ Mit seiner Frau und seinen Nachbarn sassen sie unbeweglich da, vereint in hilflosem Schweigen. «Wir rechneten jeden Moment damit, dass die nächste Bombe das Haus treffen würde, dass das Ende ganz abrupt käme. Dann plötzlich», fuhr Herr Eler fort, «die nächste Explosion, die wirklich fürchterlich nahe war.»¹² Dann geschahen gleichzeitig mehrere schreckliche Dinge:

Ein Ziegelstein in der Kellerwand, der bei früherer Gelegenheit absichtlich gelockert worden war, damit die Luft besser zirkulieren konnte, schoss plötzlich heraus und flog durch den Keller; der heisse Luftstoss löschte sofort alle Kerzen, die im Keller brannten, und die Glühbirne gab den Geist auf. Die Erler und ihre Nachbarn waren vom einen auf den andern Augenblick von absoluter Finsternis umgeben. «Die Wände bebten, und das Haus über uns schien einzustürzen», erinnerte sich Erler. «Wir hörten ein schreckliches Geräusch, wie etwas zerbarst und zerbrach.»¹³

Alle fünf bis zehn Sekunden flog eine Lancaster über die Stadt; das unerbittliche Gebrumme hoch oben über der Stadt trieb diejenigen, die sich direkt darunter befanden, zur Verzweiflung. Im Westen der Stadt hockten Norbert Bürgel und sein Onkel immer noch unter der Eisenbahnbrücke, als würden sie dort lediglich Zuflucht vor einem Regenguss suchen, und hatten die herabregnenden Christbäume beobachtet. Aber es war dieser Standpunkt, der die beiden wie hypnotisiert auf das Panorama der Stadt blicken liess, auf die entfernten Explosionen und die Echos und den makaber erhellten Himmel über den alten Türmen.

Sie entgingen gnädigerweise dem rauen Schauspiel und der Panik, die sich unter anderen Flüchtlingen abspielten, nicht zuletzt unter denen, die sich unter dem Hauptbahnhof in Sicherheit gebracht hatten. Er selbst war nicht als Ziel auserkoren worden, lag aber nur ein oder zwei Strassen ausserhalb des Korridors, den die glühenden, zischenden Zielmarkierungen bildeten. Aber die Strategie des Luftangriffs – also die vielschichtigen Berechnungen, die eine maximale Wirkung gewährleisten sollten – war so angelegt, dass die Stabbrandbomben in einem weit grösseren Gebiet niederregnen sollten. Diejenigen, die sich in den Tunneln unter

dem Hauptbahnhof versammelt hatten, bekamen langsam das ganze Ausmass dieses rigorosen Bombardements der Alliierten zu spüren.

Auf einem Bahnsteig stand abfahrbereit ein Zug, der mit der Nase über die silbrig glänzenden Schienen nach Westen in die Nacht zeigte; die Fahrgäste, die sich erst noch beeilt hatten, um den Zug rechtzeitig zu besteigen, fanden sich nun als schutzlose Ziele unter dem riesigen, gewölbten Glasdach wieder. Die Treppe, die hinunter zur Halle und zu den Tunneln führte, war immer noch überfüllt, als sich ein Monsun aus überhitztem Glas vom Dach der Station in die Tiefe ergoss. Zusammen mit den Bränden auf den Bahnsteigen und an den Treppenabsätzen entstand eine geradezu urzeitliche Welle, ausgestattet mit einer Panik verursachenden Kraft, die sich die Treppe nach unten walzte und alle darunter befindlichen Menschen unter sich begrub. Die Menschen, die zu Boden gegangen waren, wurden unter dem tödlichen Gewicht erstickt oder zerquetscht, während die über ihnen verbrannten, entstellt oder von Schrapnellen zerfetzt wurden. Schreie verhallten ungehört, und Überlebende konnten sich im Nachhinein nicht mehr daran erinnern. Irgendwie gelang es der Bahnpolizei inmitten so vieler verängstigt agierender Leute, die Reisenden, die woanders in den Tunneln Schutz gesucht hatten, davon zu überzeugen, sich ruhig zu verhalten.

Ein Grossteil der Bomben fiel auf die Strassen nördlich des Bahnhofs. Das nahe gelegene Hotel, das Continental, in dem die Gestapo ihren Verwaltungssitz eingerichtet hatte, wurde von einer solchen Bombe in zwei Hälften geteilt, bevor die Brandbomben das Feuer freisetzten, das die reichlich vorhandenen brennbaren Eingeweide gierig verschlang: den Holzmöbeln, den Textilien. In zwei weiteren Nazifestungen hielten die Verteidigungsanlagen jedoch stand. Unter dem Albertinum befand sich ein Luftschutz-

raum, der den nicht-militärischen Organisationen als Basis diente – der Feuerwehr und der Polizei. Gauleiter Martin Mutschmann war weder hier noch in den schicken Kellern unter dem Taschenbergpalais einen Kilometer westlich zu finden, sodass er sich wahrscheinlich in dem privaten Betonbunker unter der requirierten Stadtvilla verschanzt hatte. Niemand scheint ihn vermisst zu haben.

Andere Nazigrößen waren in den Kellern des Taschenpalais jedoch zugegen, wo der Soldat Lothar Rolf Luhm und sein Kamerad Günther Tschernik die «wohlgenährten Bürger in braunen Uniformen»¹⁴ beobachteten, die mit anderen Nazis in der Stadt über Funk in Verbindung zu stehen schienen. Aber zehn Minuten, nachdem dieser rhythmisch vorgetragene Angriff eingesetzt hatte, waren sie genauso hilflos wie Otto Normalbürger, wenn auch besser geschützt. Zwar konnte man die Auswirkungen der Detonationen spüren, aber dieser Keller schien sicher zu sein. Die Furcht fokussierte sich ganz deutlich auf einen Punkt: Wenn über ihnen ein Feuer ausbrach, das auf den Palast übergreifen würde und ein Inferno direkt über ihren Köpfen entfachte, dann waren die Ausgänge blockiert. Noch während des Angriffs stellten Luhm und Tschernik fest, dass «die Männer mit den goldenen Quasten» sie ansahen, und Luhm vermutete, dass sie beide schon sehr bald den Schutzraum verlassen mussten und in die Dunkelheit geschickt würden, um die Feuer zu beobachten und sicherzustellen, dass unabhängig von der akuten Gefahr die Flammen auf dem Dach gelöscht werden würden.

Selbst in dieser Katastrophe gab es einige, die etwas lakonischer gesinnt waren als die meisten ihrer Dresdner Leidensgenossen. Otto Griebel sass immer noch mit seinem Freund Scheinpflug im gemauerten Keller der Altstadt-Pinte. Sie hatten vor dem Luft-

angriff ordentlich Schnaps getrunken, und nun kam es ihnen so vor, dass sie trotz einer heftigen Explosion, die das Fundament des Kellers erschütterte und das Licht löschte, ihre Panik in der alles umfassenden Dunkelheit im Zaum halten konnten. Sie wussten zu dem Zeitpunkt noch nicht, dass sie im Zentrum der Katastrophe gefangen sassen; schon zehn Minuten, nachdem die erste Bombe auf Dresden gefallen war, lagen einige Strassen um sie herum bis zur Unkenntlichkeit deformiert da. Vielleicht herrschte der Glaube vor, dass es bald ein Ende hatte und die Alliierten nicht die ganze Nacht einen Bomber nach dem anderen schicken würden. Vielleicht war es auch die erste Andeutung einer Art abscheulichen Neugierde, die sich in der ganzen Stadt zeigen sollte. Wenn der Keller noch die nächsten Minuten überstand, und wenn die Bomber wieder umkehrten, was würden die beiden Freunde dann draussen zu sehen bekommen? Wie würde ihre Welt aussehen?

Etwa zu diesem Zeitpunkt traf es auch den gotischen Bau der Kreuzschule, die Bombe rauschte einfach durch – Steine und Holz waren kein Hindernis – und tötete augenblicklich elf Jungen und drei Priester im Schutzraum. Anschliessend brach ein Feuer aus, und die anderen Internatsschüler flohen zusammen mit ihrem Chorleiter Rudolf Mauersberger in die beissende, von Asche erfüllte Luft nach draussen; weiter östlich, hinter dem brennenden Vorplatz in Richtung des nur wenige Strassen entfernten Grossen Garten, wurden die Jungen vom Feuer eingekesselt. Die Druckwelle der Explosion hatte kein Fenster und keine Tür an der Kreuzschule unbeschadet zurückgelassen.

Auch bei der Kreuzkirche, die in der Nähe des Renner-Kaufhauses stand, sah es für die Schutzsuchenden alles andere als rosig aus. Ein Teil des Dachstuhls war getroffen, und die Stosswellen

hatten das Innere des Kirchenschiffs zerstört. Die Kirche lag nun ungeschützt für die scheinbar endlose Kaskade an Stabbrandbomben, auch Thermitbrandbomben genannt, deren Feuer in den gesplitterten Kirchenbänken ausreichend Nahrung fanden, während die mächtige Glocke im Turm der Kreuzkirche heftig gegen das ohrenbetäubende Chaos anlätete. Nur wenige Meter entfernt wurde das Kaufhaus Renner, das das moderne weltliche Leben der Stadt verkörperte, von einer riesigen Bombe zerfetzt, die die komplexe Architektur mit der modernen Rolltreppenanlage zerstörte, während die Stoffe, die Möbel, die Kleidung, die Haushaltswaren und die Bettwäsche sofort Feuer fingen.

In den umliegenden Strassen irrte noch immer eine beträchtliche Anzahl von Landflüchtlingen und panischen Pferden umher. Selbst diejenigen, die nicht von Schrapnellen oder Steinsplintern pulverisiert oder zerkleinert wurden oder einfach nur lebendig verbrannten, konnten sich der tödlichen Wirkung der hochexplosiven Sprengstoffe nicht entziehen. Die Bomben hatten den Effekt, die Zusammensetzung der Luft selbst zu verändern: Die Druckwelle entzog den Menschen den so wichtigen Sauerstoff, zerfetzte aber den menschlichen Körper in weniger als einer Sekunde oder zerquetschte die inneren Organe, sodass sich das Lungengewebe fast nach aussen stülpte. Herzmuskel wurden gewaltsam zusammengezogen und erweiterten sich, Blutgefässe platzten. Als die Druckwelle sich ausbreitete, nahm die Atmosphäre eine elastische Form an, sie dehnte sich aus und zog sich sofort wieder zusammen, als ob der Himmel selbst Probleme mit der Atmung hätte.

Diejenigen, die unter den niedrigen steinernen Decken der Krypta unter der Frauenkirche ein paar Strassen weiter nördlich ausharrten, erlebten den Angriff eher als bassartiges Gedröhne; das Wummern war so tief, dass es eher in den Bauch fuhr, als dass

es gehört werden konnte. Wie Gisela Reichelt in ihrem Keller beteten in dieser Nacht sicherlich viele Menschen mit einem hingebungsvollen Glauben, den sie niemals zuvor bekannt hätten, schon gar nicht sich selbst gegenüber. Vielleicht existierte eine Art Gefühl, dass die Frauenkirche verschont bleiben würde, dass ein solch heiliger Ort niemals zum Ziel werden könnte. Die Säulen der Kirche, mächtige Blöcke aus Sandstein, gewährten unmittelbar vielleicht etwas mehr Stabilität; nicht so wie die aus Ziegeln gemauerten Keller, in denen die Wände zu bröckeln begannen und es dank des Temperaturanstiegs immer stickiger wurde. Da mochte die Krypta der Frauenkirche mit ihren kalten Bodenplatten angenehm ruhig wirken.

Aber draussen wurde das elegante Stadtbild Dresdens verstümmelt; mehrere Strassen weiter lagen die exquisiteren Geschäfte der Prager Strasse und die schicken Wohnungen der wohlhabenderen Bürger in der Nähe zerstört. Boutiquen, Parfümhändler, Juweliere: Überall waren die edlen Waren bis auf ihre Grundbestandteile verbrannt, die edlen Düfte zerstoßen. Elegante Hotels stürzten in sich zusammen, die Seidenvorhänge wurden zerrissen und gingen in Flammen auf, Marmorböden zerstört, Betten und Baumwolle und Teppiche – zunächst langsam, dann aber mit schnell anwachsendem Furor – vom Feuer verschlungen. In einer Strasse, die einst vor Erhabenheit erstrahlt hatte, fauchte und zischte es nun überall, Rohre platzten ebenso wie Bürgersteige auf, während die Tische und Stühle in den freigelegten Restaurants knisterten, als sich die Flammen vereinten. Die Menschen, die sich in den Kellern direkt unter diesen schicken Geschäften aufhielten, fanden die Ausgänge mit brennendem Schutt blockiert vor; sie wussten, dass sie lebendig begraben waren.

Dann gab es die gemeinsamen kulturellen und religiösen An-

laufstellen, die allen Dresdnern offen standen und die die Seele der Stadt in verschiedenen Schattierungen repräsentierten. Der Zwinger mit seinen Pavillons sowie die Ziergärten waren getroffen. Obwohl die in der Anlage enthaltenen Kunstwerke längst in Sicherheit gebracht worden waren, gehörte das Gebäude selbst – in Teilen ein barockes Fantasiekonstrukt – zu den Wahrzeichen der Stadt, das am meisten geschätzt wurde. Es stand für einen unbeschwernten, geradezu komischen Feinsinn, wie er in der übrigen Welt angepriesen worden war. Hier gab es wenig, dessen die Flammen habhaft werden konnten, allerdings wurde der Wallpavillon bis auf wenige Mauerreste vollständig zerstört. Nur wenige Meter davon entfernt entfaltete sich die noch imposantere Pracht der Semperoper; in dieser Nacht brannten die Empfangssäle, die goldenen Logen sowie der riesige, mit Samt und feinstem Holz verkleidete Zuschauerraum aus. Wie im Fall des Zwingers wurde auch dieser Prachtbau eher unabsichtlich zerstört. Mit diesem wurde nicht nur das Herz der Stadt getroffen, sondern auch das verkörperte eigene Ethos und sein Stellenwert in der modernen Zivilisation.

Doch die historische Seele der Stadt befand sich einige Meter weiter südlich und lag über einem gepflasterten Platz: die Katholische Hofkirche, ein barocker Bau aus dem 18. Jahrhundert, in dessen Grüften die sterblichen Überreste sächsischer Könige und Fürsten ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Hier wurde auch eines der aussergewöhnlichsten Reliquien der Stadt aufbewahrt: Als der grosse Kurfürst August der Starke starb, wurde ihm das Herz entnommen und innerhalb der Mauern der Kathedrale begraben. Ein Sakrileg kann auf verschiedene Arten und Weisen begangen werden, aber die Bombe, die mit der Nase voraus durch das Dach des Doms krachte, war ein Symbol des reinen Nihilismus.

Die Katholische Hofkirche war keine Fabrik, die optische Geräte oder Ersatzteile für Flugzeuge oder Panzer herstellte. Sie war ein heiliger Ort, der seine Einzigartigkeit trotz Hitlers Aufstieg und der NS-Herrschaft bewahrt hatte. Ihre Zerstörung hatte – zumindest bei denen, die das Inferno überlebten – Verzweiflung und Wut zur Folge, im Gegensatz zur gebrochenen Moral. Natürlich verschwendete niemand in der Stadt einen Gedanken an das Erbe Dresdens, während Hunderte von Bombern den Himmel über der Stadt bevölkerten; in den kleinen, geziegelten Kellerparzellen der Altstadt war das elementare Bedürfnis, die eigene Haut zu retten, wohl der einzig bewusst gefasste Gedanke der vielen Tausenden Dresdner, die bei jedem Einschlag aufs Neue zusammenzuckten. Das Dröhnen, als die Katholische Hofkirche einstürzte, mischte sich in die Kakophonie, die einige Strassen im Osten die Bewohner des Kellers dazu veranlasste, unter dem von Klemperers bewohnten Judenhaus ganz eng zusammenzurücken. Victor Klemperer erinnerte sich daran, neben den immer wiederkehrenden Detonationen auch ein leises Fiepen gehört zu haben¹⁵. Er und seine Frau Eva fanden sich, einer spontanen Eingebung folgend, auf dem Boden wieder, mit den Köpfen unter den Stühlen. Ein weiterer Einschlag, und plötzlich wurde das Kellerfenster, das nach hinten rausging, einfach weggeblasen. Zu Klemperers Entsetzen war der Innenhof draussen «taghell»¹⁶.

Das Licht rührte von einer abscheulichen Kombination aus Magnesiumbrandsätzen und Feuer her. Ein anderer Bewohner war geistesgegenwärtig genug, um die Gefahr zu wittern, die von schnell sich ausbreitenden Flammen ausging; ihm fiel noch rechtzeitig ein, dass der Keller über eine tragbare Wasserpumpe und etwas Wasser verfügte. Hektisch versuchte man, die auflodernden Flammen zu löschen, und als weitere Detonationen rund um das

Judenhaus erfolgten, verlor Klemperer jedes objektive Gefühl für die Zeit. Es war, als ob die Menschen in den Kellern durch das Martyrium teilweise hypnotisiert worden wären; im Angesicht der allumfassenden, ewigen Dunkelheit, die sie jeden Moment überkommen konnte, wurde der freie Wille in einem Zustand der Schwebel gehalten.

Etwas weiter südlich, in Gisela Reichelts Keller, verhielten sich die Schutzsuchenden trotz des donnernden Tumults allesamt sehr ruhig. Ihre hochschwängere Mutter konnte nicht länger sitzen, stattdessen lag sie einfach auf dem Boden – eine Haltung, die gleichsam absolutes Entsetzen und Verzweiflung widerspiegelte¹⁷.

Was keiner von ihnen wissen konnte: Dies war erst der Anfang. Victor Klemperer weiss noch, dass dieser Luftangriff als schreckliche und beispiellose Katastrophe verstanden worden wäre, sofern es bei dem einen geblieben wäre. Die Feuer, deren Flammen immer stärker loderten, als die ausgeweideten Gebäude mit ihren zerstörten Dächern, Fenstern und Türen zu riesigen Schornsteinen mutierten, frassen sich nicht nur durch Tausende von Häusern, Geschäften und Betrieben, sondern auch durch die gemeinsame, kollektive Erinnerung. In nur einer Viertelstunde hatte diese erste Welle von zweihundertvierundvierzig Bombern und neun Mosquitos rund achthundertachtzig Tonnen Bomben auf Dresden abgeworfen, 57 Prozent mit Sprengstoff und 43 Prozent mit Brandsätzen gefüllt. Die viertausend Pfund schweren Luftminen und andere verschiedene Sprengstoffe hatten die Architektur ausradiert; Hunderttausende von Brandsätzen, die über unterschiedliche Auslöser verfügten und zeitverzögert gezündet wurden, nährten das Feuer, das sich inmitten von Fussböden, Möbeln, Holzbalken und Kleidung vereinte und anwuchs.

Das bassartige Brummen der ersten Welle von Bombern entwich in die Nacht und hinterliess nicht etwa Stille, sondern ein Knistern und Krachen, als die Infrastruktur zusammenbrach. Das grausamste Geräusch von allen dürfte jedoch der helle, einminütige Ton der Entwarnungssirenen gewesen sein, der aus der Ferne herüberklang, aus womöglich noch unzerstörten Strassen, und das Ende der Gefahr markierte. Es war jenes Signal an die Menschen in den Kellern, wieder nach oben kommen zu dürfen; und doch war es von einer unbeabsichtigten Grausamkeit, suggerierten doch die Behörden, dass das Schlimmste überstanden sei.

16 – Das Brennen in den Augen

Für alle jene, die abgesehen von ihren pochenden Herzen unverletzt und unversehrt waren, besass die Neugierde eine fürchterliche, nicht genau festzumachende Note: Wie sah die Welt draussen jetzt aus? Dann war da noch die Angst: um die Familie, um Freunde, um Wohnungen sowie die eigenen Habseligkeiten und geschätzten Andenken. Hatte etwas von ihren materiellen Besitztümern das Bombardement überstanden?

Im Süden der Stadt bereitete sich Gisela Reichelt darauf vor, mit den Erwachsenen aus ihrem Schutzraum herauszukommen. «Nach einer scheinbar endlosen Zeit wurde endlich die Tür des Kellers geöffnet. Niemand konnte fassen, was ihn draussen erwartete! Die Stadt brannte lichterloh, und es war so heiss, einfach unvorstellbar.»¹ Ihre Strasse, die Schnorrstrasse, lag nur wenige Meter vom Bahnhof entfernt; darüber erhob sich der Himmel unter der niedrigen Wolkendecke und den sich ausbreitenden Rauchsäulen in einer seltsamen, bernsteinernen Farbschattierung, der das Flammenmeer darunter widerspiegelte. Das Mädchen und seine Mutter gingen langsam die Strasse hinunter, bis sie ihren Wohnblock erreicht hatten – es hatte ihn auseinandergesprengt. In dem Moment überkam sie das ganze Ausmass des Grauens. Ihr Zuhause hatte einen direkten Treffer erlitten, und um noch zu betonen, dass ihr bisheriger Alltag implodiert war, erkannten Mutter und Tochter allmählich, dass der Müll um sie herum auf der Stras-

se tatsächlich aus den verbrannten Überresten ihrer einstigen Besitztümer stammte. Alle ihre Sachen lagen im Rinnstein. «Wir konnten nicht weinen», erinnert sich Reichelt, «zugleich waren wir einfach nur froh.»² Aber Mutter und Tochter kam nun Trudel in den Sinn, die Tante des Mädchens, die in einem anderen Viertel lebte. Ging es ihr gut? Wie konnten sie – so spät in dieser brennenden Nacht und inmitten des menschlichen Chaos – Kontakt mit ihr aufnehmen?

Sie waren nicht die Einzigen, die von hilfloser Angst um ihre Lieben gemartert wurden, weshalb der Zivilschutz – selbst in Abwesenheit des Gauleiters – bereits Massnahmen für diese Notsituation einleitete, und zwar mit beeindruckender Geschwindigkeit und Koordination. Feuerwagen mitsamt ihren Besatzungen, von denen viele in den letzten Minuten aus den Dresdner Vororten eingetroffen waren, navigierten sich durch vulkanisch heiße Trümmerfelder – Stein, Strassenpflaster, Beton, zerstörte Strassenbahnlinien, zerplatzte Rohre –, um der wild lodernden Flammenhölle in der Altstadt so nahe wie möglich zu kommen. Für genau diesen Fall war der Löschwasserteich am Altmarkt angelegt worden. Doch trotz ihres Einsatzwillens sahen sich die Besatzungen mit einem Unterfangen konfrontiert, das schon jetzt beängstigende Ausmasse angenommen hatte: Immer weiter ausufernde Brände, die sich über ein riesiges Gebiet vom Fluss bis zum zwei Kilometer entfernten Bahnhof erstreckten – eine Feuerlandschaft.

Etwas westlich kraxelten Margot Hille und ihre Mutter aus ihrem Keller. Ihr Stadtteil hatte, auch wenn er nicht direkt unter der Flugroute der Bomber gelegen hatte, dennoch einige Einschläge abbekommen, und Margot – sie gehörte dem BDM an – war bestrebt, ihre Pflicht zu erfüllen.

Sie beschloss daher, zum Zentrum zu gehen und allen Erste Hilfe zu leisten, die es nötig hatten³. Doch ihre Mutter, die in den wütenden Himmel starrte und das ferne, tiefe Geräusch wahrnahm, zeigte sich von der Idee alles andere als begeistert. Und zunächst mussten sie erst einmal kontrollieren, ob ihr eigenes Zuhause noch stand.

Die Wohnung der Hilles befand sich im dritten Stock ihres Wohnblocks. Sie trafen Vorsichtsmassnahmen: Teil ihres Notfallssets waren Schutzbrillen, die sie nun aufsetzten, um ihre Augen vor den Flammen oder herunterfallenden Trümmern zu schützen. Als sie die Treppe hinaufstiegen, schien es auf den ersten Blick, als ob die Wohnung trotz der Brände, die in benachbarten Häuserblöcken wüteten, und einem grösseren Feuer in einer nahegelegenen Textilfabrik in relativ gutem Zustand war. Über dem dritten Stockwerk befand sich ein «grosses, halbmondförmiges» Oberlicht, und Margot Hille öffnete es⁴. Aber der Radius der Druckwellen selbst weit entfernter Detonationen reichte sogar bis hierhin. Der Rahmen sass locker, und sowohl er als auch das Fenster kamen ihr entgegen und schlugen Margot hart auf den Kopf, während das Glas zu ihren Füüssen zersplitterte. Sie war auch im Gesicht getroffen worden. «Gott sei Dank trug ich die Schutzbrille», erinnert sie sich.

Sie brauchte einige Augenblicke, um sich zu erholen, und angesichts der Tatsache, dass ihre Wohnung den Angriff relativ unbeschadet überstanden hatte, war die Jugendliche noch entschlossener, in der Altstadt ihre Pflicht zu tun. Aber ihre Mutter hielt sie davon ab, da sie vermutete, dass Margot durch das herabfallende Fenster eine Gehirnerschütterung erlitten hatte. Wenn sie nun den anderen helfen würde, brächte sie sich selbst in ebenso grosse Gefahr. «So hat sie mir das Leben gerettet», erinnert sich Margot⁵.

Sie rettete ihre Tochter unwissentlich auch vor der Bedrängnis, Verletzungen und tödliche Wunden zu Gesicht zu bekommen, die ausserhalb ihrer Vorstellungskraft lagen. Die Feuerwehrleute, die versuchten, sich durch die engen Strässchen der Altstadt vorzuarbeiten – durch hohe Gassen, wo aus einstigen Fensteröffnungen die Flammen schlugen –, entdeckten immer wieder Leichen auf dem Weg; vermutlich Menschen, die der Klaustrophobie und der zunehmenden Hitze in den engen Kellern zu entrinnen versuchten und dem tödlichen Irrtum erlegen waren, dass es ihnen im Freien besser ergehen würde. Andere lagen einfach auf dem Bürgersteig, als ob sie schlafen würden und sich lediglich ganz friedlich einer Anwendung von Müdigkeit ergeben hatten. Und überall die pulsierende Hitze, die gegen die kalte Nachtluft ankämpfte, neben den unterschiedlichen Brandgerüchen aus verschiedenen Materialien – Holz, Stoff, Teer, Farbe –, die durch die Gassen hinter den Plätzen waberten.

Im gut ausgebauten Luftschutzraum des Taschenbergpalais hatten Lothar Rolf Luhm und Günther Tschernik nun von den «Goldfasanen» zu verstehen bekommen, dass sie draussen ihrer Pflicht nachgehen sollten. Auch die NS-Beamten zeigten Handlungsbereitschaft: Zuerst musste sichergestellt werden, dass der Palast selbst nicht brannte. Luhm und seine neuen Kameraden an der Feuerbekämpfungsfront verliessen den Keller, stiegen die Treppe hinauf, öffneten eine Luke und begaben sich auf einen flachen Teil des Daches. Sie löschten mehrere kleine Feuer, die durch Thermitbomben verursacht worden waren, die alle Anwesenden mit den sogenannten Phosphorbrandsätzen verwechselten⁶; aber sie konnten auch den beissenden Rauch schmecken, der über dem Gebäude lag, und auf der Rückseite des Gebäudes befand sich der Zwinger. Sie waren nicht allein über die schwelen-

den Steine, sondern auch über den Anblick der stillstehenden Löschfahrzeuge und die Leichen der Feuerwehrleute schockiert. Luhm war im Juli 1944 in der Normandie gewesen; jetzt musste er an die Landung zurückdenken und daran, dass selbst das «nicht so schlimm gewesen war» wie der Anblick, der sich ihm nun darbot⁷.

Die Flammen waren für den jungen Flüchtling Norbert Bürgel und seinen Onkel, die den ersten Luftangriff unter dem Schutz einer Brücke beobachtet hatten, eine wundersame Erscheinung. Onkel Günther hatte eine ziemlich aussergewöhnliche Eingebung, möglicherweise hatten ihn die Erlebnisse traumatisiert: Er glaubte, wenn sie sich bis zum Bahnhof durchschlagen könnten, wäre vielleicht wieder Normalität eingekehrt, sodass sie mit der Bahn nach Hause fahren konnten – sie lebten ein wenig ausserhalb der Stadt. Ein Blick auf die brennende Stadt sprach eine andere Sprache, aber als der Mann mittleren Alters und der junge Bursche nun auf das in Flammen stehende Zentrum zusteuerten, überkam sie auch ein Gefühl der Ehrfurcht. Die ehemalige Zigarettenfabrik, ein skurriler Bau aus der Zeit der Jahrhundertwende, in der mittlerweile Munition hergestellt wurde, erhob sich wie eine gigantische Moschee in den schwarzen Nachthimmel, aus der hell die Flammen loderten. Sie folgten der Haupteisenbahnlinie, die über den Fluss und zum Taschenbergpalais, dem Zwinger, der Katholischen Hofkirche und zum Residenzschloss führte – sie alle standen in Flammen. Der Junge und sein Onkel waren sich der Gefahr bewusst und konnten dennoch nicht aufhören weiterzumarschieren, als würden sie von dem Inferno angezogen. Auf der Rückseite des Taschenbergpalais befanden sich einige kleine Höfe und dann die Wilsdruffer Strasse, auf der sich einige der schickeren Geschäfte der Stadt befanden. Die breite Allee war

nun in ein feuriges Licht getaucht, und von beiden Seiten schossen Flammen aus den zerbrochenen Fenstern der von Rauch geschwärzten Gebäude. Sie spähten nach Süden, in Richtung Prager Strasse, und dann zum Hauptbahnhof. Durch die Seitenstrassen, erinnerte sich Bürgel, sahen sie den brennenden Altmarkt⁸. Vorsichtig arbeiteten sie sich durch weitere brennende Strassenzüge vor, mussten aber bald erkennen, dass es fast unmöglich war, zum Bahnhof zu gelangen. Immer wieder loderten hinter Fenstern und in den Dachstuben über ihnen neue Brände auf, ganz zu schweigen von dem immer dichter werdenden Rauch und der ständig zunehmenden Hitze, sodass sie gezwungen waren, einen anderen Weg einzuschlagen. Also hielten sie sich erneut langsam in Richtung Norden auf die Elbe zu.

Gegen 23 Uhr, etwa dreissig Minuten, nachdem die erste Welle an Bombern hinübergeflogen war, gab es in der Altstadt noch einen Winkel, die nicht brannten und in denen sich einige Menschen versammelten, benommen und jenseits von Gut und Böse. Norbert Bürgel erreichte mit seinem Onkel eine kleine, relativ unbeschädigte Kneipe, die der Würzburger Brauerei angeschlossen war. Onkel Günther entschied, dass eine Erfrischung angebracht war, bevor ihre Odyssee weiterging, und bestellte sich einen halben Liter Bier. «Die Ausgebombten hatten es sich bereits gemütlich gemacht»⁹, beobachtete Bürgel, doch die Verschnaufpause sollte nur kurz währen.

In einer weiteren Kneipe, nur wenige Hundert Meter entfernt, reagierten die Trinkbrüder misstrauisch auf die Entwarnung. Der Schock, den Otto Griebel und seine Musikerfreunde im Keller erlitten hatten, als die Glühbirne plötzlich erloschen war, war unerwartet einem Moment der Erleichterung gewichen, als sie kurze Zeit später wieder in unregelmässigen Abständen aufgeflackert

war. Nachdem schwach die Entwarnungssirene verklungen war, hatten sie behutsam den Keller verlassen, nur um zu entdecken, dass alle Gebäude ringsum entweder qualmten, schwelten oder in Flammen standen, während das eigene glücklicherweise weitgehend unbeschädigt war, abgesehen von einem zerbrochenen Fenster. Allein diese Tatsache erforderte eine weitere Abkühlung: noch etwas zu trinken zum Überleben. Gesagt, getan, und die Wirtin zauberte eine Flasche Schnaps und einige Gläser hervor.

Die Strassen um sie herum waren erfüllt von den Missklängen plötzlicher Schleifgeräusche, die immer dann auftraten, wenn Steine und Ziegel zu Boden krachten. Dieser seltsamen Atmosphäre entstieg plötzlich die Ehefrau eines der dort anwesenden Musiker, die mit einem Luftschutzhelm bewehrt war und nun durch die noch intakte Kneipentür eintrat. Tränen strömten ihr über das Gesicht, und sie offenbarte ihrem Mann, dass sie alles verloren hätten.

Die anderen hiessen den Schnaps willkommen, aber Otto Griebel hatte es nun extrem eilig, in seine Wohnung im Südosten der Stadt zurückzukehren. Er konnte nicht wissen, ob seine Frau und seine Kinder den Luftangriff unbeschadet überstanden hatten, oder ob er sich nur auf das Stadtzentrum konzentriert hatte. Also verabschiedete er sich von seinen Freunden und trat hinaus in eine Welt, die sich verändert hatte.

In der zähen, heissen Luft fiel das Atmen schwer; Griebel beobachtete Feuerwehrleute, die ringsherum die Schläuche mit Löschwasser auf die Fenster in den oberen Stockwerken richteten. Durch die Brände war das Zentrum zu einem Labyrinth geworden, mit Sackgassen aus Mauerwerk und brennenden Balken. Der Künstler schwenkte um in Richtung Fluss, vielleicht in der An-

nahme, dass er das Schlimmste umgehen konnte, bis er auf nicht bombardierten Strassen seinen Weg fortsetzen konnte. Als er die Elbe erreichte, tobten die Brände in den öffentlichen Gebäuden am anderen Ufer, und rund um die Carolabrücke erblickte er ein seltsames Schauspiel: An den jeweiligen Brückenköpfen schlugen geisterhafte blaue Flammen in die Nacht¹⁰. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, dass es die Gasleitungen getroffen hatte. Griebel starrte eine Weile auf das Schauspiel, bevor er weiter ostwärts marschierte.

Auf der anderen Seite der Brücke traten sowohl das Publikum als auch das Personal des Sarrasani aus den Katakomben des Zirkus, während das Personal ängstlich das «Circus-Theater 5000» nach Feuerherden absuchte. In der Nähe der Ställe hatten sich einige Strohballen entzündet, und der imposante Bau selbst war ebenfalls getroffen worden, aber weitestgehend intakt. Dennoch war die Leiterin Trude Stosch-Sarrasani besorgt; ihr Instinkt sagte ihr, wie so vielen anderen Dresdnern aus der Neustadt, dass sie sich zu den Elbwiesen begeben sollten. Das galt besonders für die Zirkuspferde sowie ihre Betreuer und Reiter, die an die frische Luft sollten (die Tiger mussten aus nachvollziehbaren Gründen in ihren Käfigen bleiben, die sich an der Rückseite des Gebäudes befanden). Von dem nur unweit befindlichen Japanischen Palais beleuchtet, das in Flammen stand, wurden die eleganten Pferde zu einem sanften Abhang geführt, der zur Elbe hinunterführte, inmitten einer grossen Anzahl verängstigter Flüchtlinge; und sie alle mussten das feurige Schauspiel der Altstadt mit ansehen, dessen Glanz sich im schwarzen Wasser der Elbe widerspiegelte.

Mischka Danos erinnerte sich daran, dass sie bemerkenswerterweise kaum Angst verspürten, als er und seine Freunde nach

dem ersten Luftangriff den Keller seiner Pension entstieg. Auf dem sanften Hügel, der sich in der Nähe seiner universitären Laboreinrichtungen befand, fesselte ihn das Schauspiel feuriger Eruptionen, die sich in der Altstadt erhoben: Auf der breiten Allee, auf der er stand, schossen plötzlich Stichflammen aus den Gebäuden; am Fuss des Hügels, beim Bahnhof, loderten die Brände noch intensiver, und was in der Altstadt passierte, war immer schwieriger zu sehen. In einem der obersten Stockwerke seines Instituts brach in diesem Moment ein Feuer aus. Nun, da die Bomber abgezogen waren, ging Danos wie so viele Dresdner davon aus, dass die Gefahr überstanden sei. Er begann Pläne zu schmieden, wie er seine Bekannte, das «Karl May-Mädchen», nach Hause begleiten konnte, aber seine Neugierde gewann Oberhand: Er sehnte sich danach, eine bessere Aussicht auf die Brände zu bekommen. Als Danos weiter den Hügel hinaufstieg, fiel ihm ein, dass es in einem offenen Bereich des Geländes eine Flakbatterie gegeben hatte, die vor einiger Zeit aufgegeben worden war. Sie würde ihm als Aussichtspunkt dienen¹¹.

In einigen Fällen hatten die Bomber tatsächlich kriegswichtige Ziele getroffen: das Fabrikgelände des Zeiss-Ikon-Werks, das zwar für einen solchen Luftangriff gewappnet war, aber dennoch sehr stark beschädigt worden war. Die versklavten Arbeiter – Häftlinge aus Konzentrationslagern, die für spezielle technische Fertigungsaufgaben eingesetzt wurden – waren nicht vor Ort gewesen, sondern in Baracken etwas nördlich der Stadt. Unter der Last der Bomben gingen selbst modernere, stabilere Bauwerke teils in die Knie. Auch der Grossteil der Werke von Seidel & Naumann stand in Flammen. Gleiches galt, wie oben bereits erwähnt, für die ehemalige Zigarettenfabrik Yenidze und weitere zu Rüstungsbetrieben umfunktionierte Werke, die ausserhalb der

Altstadt zu finden waren. Ein Zwangsarbeiter, der diese Nacht in einem Lager am Rande der Stadt miterlebte, war ein tschechischer Jude namens Michal Salomonivic; er erinnerte sich daran, dass ihn beim Anblick des bernsteinfarbenen Himmels eine Welle des Jubels durchflutete: Dies war sicherlich ein Zeichen dafür, dass der Krieg fast vorbei war¹².

In der Nähe des Stadtzentrums hatte das junge Mädchen Erika Seydewitz die letzte halbe Stunde hektisch damit verbracht, die aufkeimenden Brandherde zu bekämpfen¹³. Ihre Familie lebte in unmittelbarer Nähe des Rathauses in einer Wohnung im vierten Stock. Wie unzählige andere hatten sie den Luftangriff in einem kleinen Backsteinkeller, von dessen Wänden der Putz gerieselt war, als eine Reihe von Schallwellen erlebt. Kurz vor den Entwarnungssirenen hörten sie einen besonders lauten Einschlag, und der Vater des Mädchens war davon überzeugt, dass dieses Mal ihr Wohnblock einen Treffer abbekommen hatte. Er ging zur Kellertreppe, und als seine temperamentvolle Tochter ihm zu verstehen gab, dass sie mitgehen wolle, gab er sich geschlagen.

Ihr Vater ging zuerst nach oben und bat Erika, im Erdgeschoss zu warten, bevor er sie nachrief. Obwohl sie sich direkt unter der Flugroute der Bomber befunden hatten, schien der Schaden erstaunlicherweise auf ein einzelnes zerbrochenes Fenster im Wohnzimmer sowie Oberlichter im Treppenhaus und Risse in der Decke begrenzt; Letztere waren allerdings so gross, dass sie den Blick auf das zerstörte Dach des Wohnhauses freigaben. Zu ihrer Verwunderung funktionierte sogar noch das elektrische Licht. Dennoch war ihnen bewusst, dass es hier alles andere als sicher war; Glut und Funken von den Brandbomben sowie andere Feuer stoben in einem seltsamen, immer stärker werdenden Wind auf und wurden durch die Dachfenster, die Risse in der Decke und

das zerstörte Fenster in das Haus gewirbelt. Vater und Tochter erkannten die Gefahr in den «Leuchtkäfern» und «Glühwürmchen», wie sie sie beschrieben¹⁴. Sie besaßen eine rudimentäre Notfallausrüstung zur Brandbekämpfung – eine grosse Spritzenpumpe und einige Eimer Wasser –, die sie dazu nutzen wollten, so viele Wertsachen wie möglich aus der Wohnung zu retten. Erika und ihr Vater holten ihre Mutter und Schwester nach, dann versammelte sich die ganze Familie in der Wohnung, in der die Mutter dank der Macht der Gewohnheit – jahrelange Verdunkelung zeigte ihre Wirkung – erst einmal das Licht ausschaltete. Doch Erikas Vater schaltete es sogleich wieder ein, damit sie überhaupt damit beginnen konnten, ihr Hab und Gut einzusammeln, doch die Mutter schaltete es wieder aus und musste schliesslich daran gehindert werden. «Wir konnten meine Mutter einfach nicht davon überzeugen, dass das Licht der kleinen Funzel im Vergleich zu dem stärkeren Licht, das von aussen kam, keine Rolle spielte», erinnert sich Erika Seydewitz¹⁵.

Die Familie war sich bewusst, dass keine Zeit zu verlieren war. Während sich die älteste Tochter die Wasserpumpe griff und den «Glühwürmchen» auf den Teppichen und in der Nähe der Vorhänge zu Leibe rückte, packte ihre Mutter eine grosse Tasche, in die sie einige Küchenutensilien sowie wertvollere Gegenstände aus dem Schlafzimmer warf, dazu noch einen Fotoapparat, einige Schuhe und sogar einen Hut. Durch die Risse in der Decke war zu sehen, dass sich aufgrund eines glühenden Thermitstifts ein Feuer im Dachstuhl ausbreitete. Sie mussten raus.

Das teuerste Haushaltsgerät der Familie war ihre neue, hochmoderne Nähmaschine, und es war Erikas Vater, der das schwere Gerät nach unten schleppte, während Mutter und Schwester die grosse Tasche mit den Gebrauchsgegenständen übernahmen. Die

Besonnenheit aller Familienmitglieder war bemerkenswert, denn draussen in der Altstadt griff die Flammenhölle um sich, während die unheimliche und drückende Hitze immer weiter zunahm. Auch andere Bewohner aus dem Keller hatten sich nach oben gewagt; unter ihnen befanden sich einige ältere, die nun auf der Treppe standen und wie gelähmt zu sein schienen. Familie Seydewitz hatte vorgehabt, in den Keller zurückzukehren und die Nacht dort zu verbringen, aber das Gebäude würde trotz all ihrer Feuerlöschmassnahmen ausbrennen. Erika sah, wie der Rauch im dritten und vierten Stock zunahm und immer schneller dichtere Schwaden bildete. Die Familie befand sich im Flur des Erdgeschosses, aber jetzt sah es so aus, als ob sie in der Falle sässen, denn ringsum wartete in jeder Richtung eine Flammenwand auf sie. Das in der Nähe befindliche Modehaus Böhme hatten die Flammen bereits verschlungen, und brennende Trümmer fielen auf die Strasse. Die Familie hatte ein Auto, aber waren sie bereits zu spät dran, um zu fliehen? Auf der Rückseite des Wohnblocks befand sich ein Fass mit Wasser, in das sie schnell ihre Mäntel tränkten sowie einige der geretteten Decken. Erika, die vorne Ausschau hielt, erzählte ihnen, dass die Flammen, die sich aus den Nachbargebäuden erhoben, nicht mehr an ihren Wänden züngelten. Sie hatten eine Chance.

Aber was war mit den älteren Nachbarn? Eine alte Frau «sass auf der Treppe im Flur [und] gab keine Antwort»¹⁶. Als ihr Sohn zufällig vorbeikam, war sie so glücklich, dass sie aufstand. Aber zwei weitere ältere Bewohner, ein Mann und eine Frau, schienen in einer ähnlichen Schockstarre gefangen zu sein. Der Rauch nahm zu, und die durchdringende Hitze liess keinen Zweifel, dass Bleiben ausgeschlossen war. Die Seydewitz waren verzweifelt

und wollten von hier weg, aber sie konnten die beiden nicht einfach zurücklassen. Erikas Vater fand schliesslich die passende Ansprache und herrschte die alte Dame «in einem scharfen Tonfall» an. «Es gab ein brennendes Glühen auf der Strasse», erinnerte sie sich. «Die Oberleitung der Strassenbahn hing herunter»¹⁷. Hinzu kam etwas, das sie noch nie zuvor beobachtet hatte: Der Asphalt auf der Strasse war siedend heiss. Nachdem alle das Auto bestiegen hatten, wurde ihnen innerhalb weniger Meter klar, dass sie mit ihm nicht weit kommen würden: Der Teer blubberte förmlich. Die Familie und das ältere Paar mussten sich zu Fuss auf die Suche nach einem Unterschlupf machen, wobei sie sich über das Kopfsteinpflaster vorarbeiteten und sich von der heissen Melasse aus Teer fernhielten. Doch auch das Kopfsteinpflaster war heiss, und alles, was sie zu ihrem Schutz fanden, war ein Torbogen in der Nähe des Rathauses.

Unten in den Kellern, in diesem nur mit nackten Glühbirnen erleuchteten Wirrwarr aus kleinen Parzellen, schmalen Gängen und provisorischen Holzverschlägen, hielten nach wie vor ältere Menschen und Mütter mit Kinderwagen die Stellung. Sie wollten nur ungerne fort, glaubten sie doch, es sei besser, die Nacht bequem hier unten in Sicherheit zu verbringen. In den Kellern ging es alles andere als ruhig zu, versuchten doch viele Menschen, sich ihren Weg durch verschiedene Passagen zu suchen, die unter den Gassen verliefen und zur Elbe und ihren Auen gegenüber oder wieder ins Freie am Grossen Garten führten. Einige gingen, andere kehrten hingegen zurück. An den grösseren Eingängen zu diesem unterirdischen Labyrinth blieben das ständige Öffnen und Schliessen der Aussentüren nicht ohne Wirkung, und immer mehr von der heissen, ätzenden Luft gelangte in die Tunnel, die ja nicht von

langer Hand geplant und entsprechend angelegt, sondern behelfsmässig entstanden waren, sodass eine ausreichende Belüftung keine Rolle gespielt hatte. Zudem variierte die Tiefe der Keller je nach Entstehungsdatum der darüber befindlichen Gebäude, was die ungehinderte Luftzirkulation noch zusätzlich behinderte. Man war ganz grob davon ausgegangen, dass ein kalter Luftzug vom Fluss und vom grossen Park durchpfeifen würde, noch zusätzlich verstärkt von den unzähligen kleineren Kellerzugängen in der Altstadt. Unter normalen Umständen mochte diese Annahme korrekt sein, aber die physikalischen Gegebenheiten in dieser Nacht waren bei Weitem nicht normal, sodass die komplexe Anordnung der verwinkelten und abzweigenden (unterirdischen) Durchgänge wie ein Abzugsschacht wirkte, der die heisse Luft vorbei an den Parzellen hin zum kühlen Ausgang an der Elbe saugte.

Dennoch wurde das zunehmende Unbehagen – das zum Teil von einer zunehmenden Müdigkeit begleitet wurde, die von der verpesteten Luft herrührte – von einigen so bewertet, dass es das Risiko wert sei. Bei anderen machte sich ein psychologischer Faktor bemerkbar, eine Art Erschöpfungsstarre, bei der der Körper einfach nicht mehr gehorchen wollte. Diese Reaktion war schon bei anderen Luftangriffen beobachtet worden, und nun wurde auch Erika Seydewitz bei ihren älteren Nachbarn Zeugin dieses Phänomens.

Die Geschäfte, die Restaurants, die älteren Wohnhäuser und die Hotels auf Strassenebene loderten nun mit einer Wildheit, die die Atmosphäre in ihren physischen Eigenschaften veränderte. Die Flammen reichten bis in den Himmel und verbrauchten immer mehr Sauerstoff, und in jenes Vakuum stiess die kalte, nasse Luft aus dem Elbtal immer schneller nach. Auch in den Kellern verän-

derte sich die chemische Zusammensetzung der Luft, als die unsichtbaren, giftigen Dämpfe von Parzelle zu Parzelle waberten – wenn auch so allmählich, dass diejenigen, die plötzlich kurzatmig waren und das merkwürdige Gefühl hatten, selbst ein tiefer Atemzug befördere nicht genug Sauerstoff in ihre Lungen, die Symptome vielleicht dem Stress oder der Angst zuschrieben.

Etwas abseits der Altstadt blickten all jene, die aus ihren eigenen Kellern nach oben gekommen waren, ehrfürchtig in den lebhaft flackernden rubinroten Himmel. Helmut Voigt, der nach eigener Ansicht eine «endlos lange Zeit» im Betonkeller der örtlichen Brauerei verbracht hatte, stellte erstaunt fest, dass in seinem Viertel alles intakt zu sein schien¹⁸. Beim Blick zum brennenden Horizont schien ihm das grösste Problem, soweit er es einschätzen konnte, dass sich sein täglicher Schulweg am nächsten Morgen schwieriger gestalten könnte als sonst. Als er und seine Mutter in ihre Wohnung zurückkehrten, war nicht ein einziges Fenster zu Bruch gegangen. Tatsächlich war alles so normal, dass er wieder ins Bett ging.

Voigt hatte Glück. Doch als Albert Fromme aus dem Keller ins Freie trat, erkannte er sofort, dass sich nicht nur bereits ein Blutbad ereignet hatte, sondern dass noch unzählige Todesopfer folgen sollten. Im Westen der Altstadt, in der Nähe seines Krankenhauses in Friedrichstadt, bebten die grossen Wohnhäuser und Geschäfte vor der unerträglichen Hitze der Brände. Sein eigenes Haus stand, obwohl es beschädigt war, zu diesem Zeitpunkt noch nicht in Flammen, auch wenn glühende Funken durch den schimmernden Himmel aufstoben und wieder herabregneten. Er stürmte in sein Haus, um Wasser zu holen und die leicht entzündlichen Stoffe zu befeuchten, bevor sie ein Opfer der Glut werden konnten, die durch die zerbrochenen Fenster ins Haus gelangte. Sein

eigener Überlebensrucksack, den er einige Zeit zuvor zusammengestellt hatte, war ein Vorbild an sorgfältig durchdachten Vorsichtsmassnahmen; er enthielt die empfohlene Schutzbrille, um seine Augen vor dem Feuer zu schützen, von der er in den kommenden Stunden viel Gebrauch machen würde. So hatte Fromme beispielsweise vorhergesehen, dass der geschmolzene Asphalt auf den Strassen eine dicke Schutzschicht erforderte, wie etwa das dicke Lederpolster fester Skischuhe¹⁹. Ausserdem hatte er einen kleinen Kulturbeutel mit Rasierer und Schwamm gepackt, denn im Falle einer Katastrophe wie dieser würde er quasi ins Krankenhaus einziehen müssen. Die nächsten Tage bedeuteten die aussergewöhnlichste medizinische Tortur, aber unmittelbar stand er erst einmal vor dem Problem, überhaupt einen Weg zum Krankenhaus zu finden, der nicht durch das Inferno hindurchführte. Für den Mediziner Fromme hatte die längste Nacht gerade erst begonnen.

Im Osten der Stadt verliessen der Luftschutzwart Georg Erler und seine Frau Marielein den Keller und stellten fest, dass ihr Haus, so weit sie in dieser leuchtenden Nacht sehen konnten, unbeschadet schien (auch wenn alle Fenster herausgebrochen waren und der Lüster zerstört war). Andere Anwesen in der Strasse hingegen brannten, und jenen seltsamen Kontrast zwischen dem kalten Nieselregen, der von der Elbe herüberwehte, und den Hitzezellen auf Erlers Gesicht spürte der Luftschutzwart ganz deutlich, als er die Strasse auf und ab ging und überlegte, was möglicherweise zu tun war. Nachbarn brauchten Hilfe, Menschen in seinem Alter, deren Wohnungen keine Fenster mehr hatten und die nun ängstlich alle brennbaren Utensilien – Vorhänge, Teppiche, Schreibtische, seidenbezogene Sofas, Gemälde, geliebte Bücher – so weit weg wie nur möglich von den Fenstern und ausser Reich-

weite der tückischen Glühwürmchen schoben, die nun wie leuchtender Schnee vom Himmel rieselten²⁰. Dann kehrten die Erlers in ihre eigene Wohnung zurück, wo aufgrund der Detonationen die Bücher verstreut auf dem Boden und die Vasen zerbrochen lagen. Eine detailliertere Bestandsaufnahme der Schäden an ihren Gemälden und ihrer Einrichtung vorzunehmen nahm sich schwierig aus, da die Stromversorgung in diesem Stadtteil ausgefallen war, und der aufkommende Wind verhinderte, dass sie eine Kerze anzünden konnten.

«Wir haben die Vorhänge schnell entfernt», erinnerte er sich, «die wie Fahnen durch die geöffneten Fenster wehten, hin zu dem immer stärker werdenden Funkenflug, als wollten sie die Funken einfangen und sich selbst entzünden.»²¹ Der Wind schien stärker zu werden. «Nachdem wir die Scherben von der Fensterbank beseitigt hatten, versuchten wir, die Fensterläden zu schliessen, die trotz der eisernen Riegel dem sturmähnlichen Sog kaum etwas entgegenzusetzen hatten.»²² Die Erlers und ihre Nachbarn verglichen die Notizen über die verursachten Schäden, auch wenn die Stimmung, so abwegig das klingt, geradezu locker war, was teilweise an der puren Erleichterung lag, dass sie alle noch da waren, lebendig und unverletzt. Aber es herrschte auch das Gefühl vor, dass die vertraute Welt aus ihren Angeln gehoben war, und eine Art schwindelerregende Aufregung, ein adrenalingesättigtes Hochgefühl hatte von ihnen Besitz ergriffen, sich durch diese neue Welt navigieren zu müssen. «Wir waren alle glücklich», erinnert sich Georg Eler und verweist darauf, dass auch ihre wertvollen Häuser relativ unversehrt erschienen.

Zufrieden, dass die unmittelbare Umgebung gesichert schien, machte sich Eler auf den Weg und besichtigte die umliegende Nachbarschaft, was zu seinen Aufgaben als für den Bezirk verantwortlicher Luftschutzwart gehörte. Ein Haus in einer angren-

zenden Strasse brannte, aber der Hauswart sowie einige andere Bewohner rannten mit Wasser hin und her und schienen die Flammen unter Kontrolle zu haben. Er ging noch ein wenig weiter, aber als er den Striesener Platz erreichte, bot sich ihm ein weitaus schockierendes Bild. Hier befand sich eine der eleganteren Gegenden. Die Häuser und Villen stammten aus dem späten 19. Jahrhundert und verfügten über Gärten, die von einem kunstvollen Brunnen beherrscht wurden. Erler konnte sofort erkennen, dass ein Gebäude mit einer grossen Buchhandlung an seiner nordöstlichen Flanke einen Volltreffer abbekommen hatte. Seine Luftschutzwart-Kollegen berichteten ihm von der immensen Druckwelle, die die Bomben erzeugt hatten, den tiefen und aussergewöhnlichen Kratern und der noch aussergewöhnlicheren Tatsache, dass so viele Gebäude doch tatsächlich diesem mächtigen Bombenschauer getrotzt hatten. Die Organisation hätte nicht akribischer sein können: Luftschutzwarte, die untereinander ein Netzwerk bildeten, hatten Stationen eingerichtet, um das Feuer im Auge zu behalten, und selbst als die Zeiger auf zwölf Uhr zukrochen, arbeiteten sie unermüdlich weiter. Sie trösteten auch die Anwohner, denen eine gute Stunde nach Abzug der Bomber «immer noch der Schecken in den Gliedern» sass. Erler begegnete einem ortsansässigen Rechtsanwalt, Dr. Thor, der sich nach dem Angriff immer noch stark erschüttert zeigte. Es gab einen anderen Luftschutzwart, dessen eigener Wohnblock getroffen worden war, so dass er versuchte, die ausgebombten Bewohner vorübergehend in den Wohnungen der Nachbarn in der Nähe unterzubringen. Trotz der Tatsache, dass ihre alten Häuser mit Trümmern übersät waren und vor Rauch zu bersten schien, gab es einige ältere Menschen, die nicht davon überzeugt werden konnten, sich auch nur einen

Meter zu bewegen und woanders – und sei es nur zeitweilig – Schutz zu suchen.

Selbst diejenigen, die dazu bereit waren, hatten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie die ältere Mutter einer Bewohnerin, Frau Richter. Mit ihren schwachen Beinen war es eine Zumutung für sie, durch die zerklüfteten, rauchenden Trümmer zu staksen; hinzu kam, dass umliegende Gebäude teils sehr stark beschädigt waren und jeden Moment einstürzen konnten. Erler wies Frau Richter und ihre Mutter an, eine andere Richtung einzuschlagen und dort nach einer Alternative für eine Unterkunft zu suchen; welches Schicksal ihnen zuteilwurde, erfuhr er nie. «Wahrscheinlich hätte es nichts geändert», erinnerte er sich, denn das, was noch kommen sollte, würde ihrer aller Leben von Neuem auf den Kopf stellen.²³

In der Zwischenzeit hatte seine Frau Marielein versucht herauszufinden, wie es einigen ihrer Freunde aus dem Viertel ergangen war. Über den Zustand ihrer Wohnung zeigte sie sich schockiert – die Überbleibsel des Kronleuchters, der «wie ein Eiszapfen» von der Decke herunter hing²⁴, das Knirschen von zerbrochenem Glas, das höllische Glühen der umherfliegenden Funken, die durch die offenen Fenster hereinregneten, die Anstrengungen, die Fensterläden zu schliessen. Dennoch trat sie auf die Strasse hinaus, und als sie die Schäden ringsherum überblickte, überkam sie ein anderes Gefühl. Sie traf einen Freund, Michael, und ein paar andere in einer benachbarten Strasse, und in diesem Moment «erlebte ich das Beruhigendste, das Menschen erleben können – mit Freunden zusammen zu sein, die den gleichen Schmerz durchlitten hatten». Wieder einmal kam es zu diesen kuriosen Glücksaufwallungen, alle umarmten sich gegenseitig und waren sehr dankbar. «Alles in allem», erinnerte sie sich, «überwog die

Freude, dass wir noch lebten.»²⁵ Doch die Feuer, die sich von diesem noblen Viertel aus betrachtet hoch in den schwarzen Himmel der Altstadt erhoben, nahmen sich von anderen Aussichtspunkten genauso krass aus. Und immer noch hielt der erstaunlich an Kraft zulegende Wind auf das Inferno zu.

Auf der anderen Seite des Flusses hatten die Bielss' und die anderen Bewohner ihres Wohnblocks, die im dortigen Keller den ersten Luftangriff überstanden hatten, Gebäude und Gelände sorgfältig nach weiteren Brandsätzen abgesucht, doch im Gegensatz zu nahegelegenen Grundstücken war ihr Block nicht getroffen worden. «Der Himmel im Osten loderte schon heftig», erinnerte sich Winfried²⁶, aber auch in der Nähe wüteten Feuer. Wenige Strassen weiter war das grosse Brauhaus am Waldschlösschen in Flammen aufgegangen. Es gab einen eigenen «Flak»-Radiosender, der aus Berlin Luftlagemeldungen sendete und in Nächten wie diesen die betroffenen Gebiete informierte und nun vor weiteren Luftangriffen warnte (die Behörden hatten eine Karte von Deutschland herausgegeben, auf der das Reich in Planquadrate unterteilt war. Jede Stadt hatte als Chiffre einen Kennbuchstaben und eine Nummer, die die Rundfunkanstalten manchmal verwendeten, und Dresden hatte laut Bielss die Kennung MH8). Winfrieds Mutter schaltete das Radio ein, aber es schien tot zu sein. Zu den vielen Sorgen der Familie gesellte sich die um die Familie von Winfrieds Freund Horst. Sie fragten ihre Nachbarn, ob sie ihr Telefon benutzen konnten, aber die Nummer war nicht erreichbar. Also kehrten die beiden Jungen in Bielss' Wohnung zurück und «fegten die Scherben» vom Boden auf, eine Übersprunghandlung, um das Geschehen zu verdrängen. Wie Bielss sich erinnert, «wusste keiner so genau, wohin mit der ganzen Aufregung.»²⁷

Der Nachthimmel draussen erstrahlte in rosaroten Farben, und

Frau Bielss ging erst einmal in die Küche, um eine Kleinigkeit zu essen zuzubereiten. Aber Horsts Angst wuchs angesichts des höllischen Spektakels stetig, und er wollte unbedingt nach Hause. Bielss und seine Mutter konnten den Jungen keinesfalls allein losziehen lassen, aber da sie ebenfalls Verwandte und Freunde südlich des Flusses hatten, machten sie sich gemeinsam auf den Weg. Alles war von einer seltsamen Art Begeisterung unterlegt, oder wie Bielss es formuliert: «In all dieser Aufregung war an Schlaf gar nicht zu denken.»²⁸ Sie verstanden auch, dass viele andere Menschen sich in dieser Nacht aus dem gleichen Antrieb auf den Weg machen würden: zum einen, um zu überprüfen, ob ihre Lieben unversehrt geblieben waren (scheinbar haben nur wenige erwogen, dass dem nicht der Fall war), zum anderen, um die Neugier zu befriedigen, die die magnetische Anziehungskraft der brennenden Stadt ausübte. Es war weniger Ausdruck einer Faszination für das Morbide, sondern eher jener fieberhaften Energie, die der Angriff der Bomber auf die Nerven aller Beteiligten hatte. Herumsitzend, während das Herz immer noch raste, schien ausserhalb der Vorstellungskraft. Doch nur wenige Schritte in der beissenden Luft, und die Realität dieser Nacht rückte wieder in den Mittelpunkt.

Das Trio ging auf den Fluss zu und erreichte schliesslich die Bautzener Strasse, wo zwei grosse Häuser in Flammen standen und die Bewohner ihr Möglichstes mit Wassereimern und Gartenschläuchen taten, um das Feuer unter Kontrolle zu bringen. Aus einigen Wohnzimmern hatte man die wertvolleren Möbelstücke gerettet, die nun auf dem Bürgersteig und auf der Strasse unter dem hellen Nachthimmel standen, der alles in ein surreales Apricot tauchte. Ein heftigerer Brand wütete rund um das Brauereiareal; der Gehsteig glühte, Holzbalken knisterten. Die Flammen erhellten die gesamte Gegend rundherum, erinnert sich

Bielss²⁹, und auch das einstmals elegante Hotel Heidehof hatte einen Treffer abbekommen. Die Luft war nun dermassen rauchverhangen und mit Asche erfüllt, dass es schwerfiel, bis ans andere Elbufer zu sehen. Dass unter ihnen in der Stadt heftige Brände loderten, stand ausser Zweifel, aber die zunehmend stärker werdende Brise und das Problem, durch halb geschlossene Augen etwas sehen zu können (ansonsten wären die «Glühwürmchen» in die Augen geflogen), machten auch auf die kleine Gruppe gehörig Eindruck. Es würde nicht so einfach werden, über den Fluss zu kommen, wie sie es sich vorgestellt hatten.

Dann tauchte aus dem Aschedunst eine gespenstische Gruppe von schlurfenden, humpelnden, die Beine nachziehenden Männern auf, die nichts als ihr Nachtzeug am Leib trugen: verwundete Soldaten, die in der auch als Lazarett dienenden Diakonissenanstalt Dresden nahe am Elbufer von einer Verwundung genesen sollten. Sowohl Bomben als auch Brandsätze waren auf die Anstalt niedergegangen, sodass die Evakuierung notwendig wurde. Den Verwundeten, die gehen konnten und somit dem Gelände entfliehen, half man aus ihren Betten. «Einfach alles brannte in der Stadt», erinnert sich Bielss, aber der Rauch war jetzt zu dicht, um auch nur grobe Details zu erkennen³⁰. Mehr als alles andere hatten die Verwundeten Bielss und seine Mutter geschockt; sie mussten erkennen, dass es am besten wäre, umzukehren und zumindest eine Schutzbrille aus der Wohnung zu holen.

Horst stimmte der Planänderung zu, aber selbst der scheinbar sichere Rückweg barg neue und unerwartete Gefahren. «Unsere Augen brannten von dem beissenden Rauch», erinnerte sich Bielss. In dieser kurzen Zeit hatten andere grosse Gebäude Feuer gefangen, und in einigen der engeren Strassen flogen die Funken, als brennende Trümmer auf das Kopfsteinpflaster krachten. Den

Weg zurück, den sie nur wenige Minuten zuvor noch als Selbstverständlichkeit erachtet hatten, gingen sie nun überaus ängstlich, doch schliesslich erreichten sie, wenn auch etwas umständlich, Bielss' Wohnung und versuchten erneut erfolglos, über das Telefon ihrer Nachbarn Kontakt aufzunehmen. Horst war zusehends ausser sich über das Schicksal seiner Familie und das, was sich unter den ockerfarbenen Rauchschwaden auf der anderen Seite des Flusses abspielte. Bewaffnet mit einer Schutzbrille zogen sie erneut los. Dieses Mal wollten sie eine Route entlang der Elbauen einschlagen, vor allem jenen Wiesenabschnitt, der der Altstadt genau gegenüberlag. Sie alle spürten, dass sich die Luft selbst veränderte; die hellen Fassaden der Villen und Wohnhäuser der Neustadt wurden von einem «starken Funkenflug»³¹ heimgesucht; die unheilbringende Glut schwebte nun fast horizontal in der Luft. Als sie die Jägerstrasse erreichten, die vom Alaunpark abging, hatte der Wind sich zu einer Art brennendem Orkan entwickelt: Die leuchtend orange Glutasche erfüllte die Luft mit solcher Grausamkeit, dass die Strasse tatsächlich unpassierbar schien.

Es wurde zusehends offensichtlich, dass es sich hierbei nicht mehr um Brände handelte, die bekämpft werden konnten. Die drei passierten ein Gebäude, das von der Militärverwaltung genutzt wurde: Als die Flammen es verschlangen, unternahm niemand auch nur symbolisch den Versuch, das Feuer zu löschen. Es war offensichtlich sinnlos, und darüber hinaus gab sich die Luft selbst feindselig. Die Aschepartikel sorgten dafür, dass es sehr schmerzhaft war, die Augen offen zu halten, und auch die Atemwege und die Lunge wurden zusehends gereizt, begleitet von einem trockenen Husten und einem beängstigenden Gefühl sowie üblen Nachgeschmack bei jedem Atemzug.

Dann tauchten weitere Menschen aus dem glühenden Dunst auf, die scheinbar keinen offiziellen Auftrag hatten, aber dennoch für eine einzige Botschaft standen: «Versuch nicht, weiter in die Stadt vorzudringen.» Es wurde ihnen, wie Bielss sich erinnerte, «dringend angeraten», obwohl sie diesen Rat tatsächlich kaum nötig hatten, genügte doch ein Blick durch die Schutzbrille auf das höllische Panorama. Das nervöse Gefühl der Erregung wich einer bleiernen Anspannung.

Einige Zeit zuvor hatten Victor Klemperer und seine Frau Eva inmitten des vulkanischen Infernos genau wie alle anderen instinktiv auf das Ende des Luftangriffs reagiert und versucht, den Anschein von häuslicher Stabilität wiederherzustellen. Als sie aus dem Keller kamen, bemerkten sie sofort den seltsam starken Wind: Klemperer schrieb, dass er sich schon damals fragte, ob er eine natürliche Erscheinung sei oder Vorbote eines Feuersturms³². Aber er und seine Frau hatten nichts von der nervösen, reizbaren Sprunghaftigkeit jüngerer Dresdner, sie beschwerte eine schreckliche Müdigkeit. Das Kopfsteinpflaster unter ihren Füßen war mit Glasscherben bedeckt; als sie die Tür des Judenhauses öffneten, boten sich ihrem Auge auch im Inneren überall Glasscherben. Alle Fenster waren in die Wohnung hineingesprengt worden, sowohl die zur Altstadt als auch die zur Elbe. Gemeinsam mit einer Mitbewohnerin, Frau Cohen, warfen sie einen Blick aus einem der Fenster hin zur fernen Elbe und einigen städtischen Gebäuden am Nordufer des Flusses, die vor Flammen hell erstrahlten.

Im Inneren des ramponierten Hauses gab es weder Strom noch fließendes Wasser. Frau Cohen, die ihr Zimmer im hellen Schein der Feuer in Augenschein nahm, erzählte den Klemperers, dass ihre Möbel beim Luftangriff verrückt worden wären. Die Klemperers gingen in die Küche, wo Eva eine Kerze fand und sie an-

zündete, bevor sie sich mit übrig gebliebenem, nunmehr kaltem Kaffee sowie Essensresten stärkten. Inzwischen schienen die beiden alles um sie herum zu vergessen, das Geschrei oder den Lärm aus den umliegenden Strassen oder gar die Geräusche der nahegelegenen Gebäude, die von den Flammen geschwächt knirschten und knarzten; tatsächlich übermannte Klemperer und Eva nun die Müdigkeit. Ungeachtet der Gefahr, die von den sich ausbreitenden Bränden oder einstürzenden Gebäuden drohte, gingen sie in ihr Schlafzimmer und legten sich auf ihre Einzelbetten. Eva stand sofort wieder auf und rief aus, dass ihr Bett voller Scherben sei, und fing an, im Raum herumzukramen. Ziemlich uninteressiert beobachtete Klemperer, was Eva dort veranstaltete, und bevor er sich versah, war er eingeschlafen³³.

Die starke Müdigkeit der Klemperers dürfte zum Teil auch auf die unsichtbaren Dämpfe zurückzuführen sein, die sich schnell ausbreiteten; durch die vielen unterschiedlichen Materialien, die in unzähligen Wohnungen und grossen Geschäften in der Nähe in Brand geraten waren, entstanden giftige Gase. Aber Klemperer war mit seiner Schläfrigkeit nicht allein, viele ältere Dresdner fühlten sich in dieser Nacht genauso, möglicherweise eine Reaktion auf das Trauma dieses gewaltigen Luftangriffs. Die betagten Herzen, plötzlich gezwungen vor Angst zu rasen, hatten Erholung bitter nötig, die Gliedmassen waren träge und unempfindlich. Für so viele Dresdner ab einem bestimmten Alter war eine rasche Flucht ein Ding der Unmöglichkeit. Aber Klemperer hatte nicht Jahre unter der bössartigen Nazidiktatur durchgehalten, um einfach zu akzeptieren, was gerade geschah. In den kommenden Stunden stünde ihm und Tausenden anderen der wohl aussergewöhnlichste Kampf um ihr Leben bevor.

17 – Mitternacht

In das Labor von Professor Heinrich Barkhausen konnte die nächtliche Luft ungehindert einströmen, und eine grosse, hungri- gere Feuersbrunst wütete inmitten der empfindlichen Glaskolben, der Drahtspulen, der Elektroden und der Dioden, die noch übrig waren. Die exakt kalibrierten Werkzeuge zur Steuerung und Aus- richtung bestimmter Frequenzen, die Schalltechnologie, das Spe- zialgebiet und Lebenswerk des Professors, lagen zersplittert und in ihre Einzelteile zerschlagen auf dem Boden. Das Technische Institut der Universität Dresden befand sich südlich der Altstadt, und sein Labor war sowohl von Spreng- als auch Brandbomben getroffen worden. Zwar hatte sich das Feuer nur langsam ausge- breitet, aber als es Oberhand gewann, frass es sich gierig durch das Institut. Dies war ein Beispiel für ein «wildes Bombarde- ment»¹, vor dem der Master Bomber der Royal Air Force (von den Deutschen auch «Zeremonienmeister» genannt) zehntausend Fuss über Grund jede Besatzung gewarnt hatte, als sie die Stadt überflogen – liegt ausserhalb des Ziels, dient nicht dem Zweck des Einsatzes.

Ganz in der Nähe des Instituts befand sich der markante Bau der russisch-orthodoxen Kirche mit ihren blauen Zwiebelkuppeln; sie war dem mutwilligen und zufälligen Bombenhagel entgangen, während die nur wenige Meter entfernte Universität von den Flammen verschlungen wurde.

Wo sich Barkhausen zu dieser Zeit aufhielt, ist bis heute nicht geklärt, aber sein Schützling Mischka Danos befand sich zusammen mit dem «Karl-May-Mädel» ein wenig weiter oberhalb des Hügels in der aufgegebenen Flakbatterie, von wo aus beide dieses Inferno betrachteten. Danos erinnerte sich mit einigem Unbehagen daran, dass er sich wie Kaiser Nero fühlte, der dem brennenden Rom beiwohnt². Viele andere durchlebten ebenfalls diese seltsame und schuldbeladene Gefühlsmischung: der durchschlagende Schock, gepaart mit der Verwunderung über das schreckliche Schauspiel. Das Feuer in der Stadt verwandelte sich hin zu einer neuen Art von zerstörerischer Kraft; es war, als würde die Luft auf links gedreht.

In den schlecht beleuchteten Parzellen unterhalb der Altstadt gab es viele Menschen, die registriert hatten, wie sich die atmosphärische Zusammensetzung der Luft verändert hatte: die immer drückender werdenden Hitzewellen; die schwergängige, oberflächliche Atmung, wie man sie aus Alpträumen kennt; der Schwindel, der einen im Stehen überkam, sowie die aufsteigende Übelkeit. Plötzlich überkam sie der überwältigende Wunsch, hier herauszukommen, unter freiem Himmel zu stehen. Einigen fiel nun wieder ein, dass die Katakomben letztendlich zum Elbufer führten, wo jene saubere und kalte Luft auf sie wartete, zumindest nahmen sie das an. Wiederum andere hielten auf den Ausgang im Grossen Garten zu, vielleicht hatten sie frostgebeutelte Bäume und ausgedehnte Wäldchen vor Augen. Aber die engen Korridore und behelfsmässigen Ein- und Ausgänge, die das Labyrinth bildeten, waren nicht für eine so grosse Masse an Menschen geeignet, die noch dazu versuchte, sich in die entgegengesetzte Richtung fortzubewegen. Darüber hinaus befanden sich unter den Schutzsuchenden viele betagte Menschen, alte Männer und Frau-

en in Wintermänteln, die nicht mehr gut zu Fuss waren. Ein Mann stolperte, fiel zu Boden und wurde dann langsam zerdrückt, als die unruhige Menschenschlange hinter ihm sich unbeirrt weiter nach vorn schob. Zwei Personen wurden in eine Tür eingeklemmt, als die Leute auf beiden Seiten hektisch versuchten, sich vorbeizuquetschen.

Die Brände über ihnen – Flammen, die Gebäude sowie Strassen übersprangen und jetzt höher stiegen als die schwer geprüften Kirchtürme – machten sich langsam auch unter der Erde bemerkbar. Sie waren so intensiv, dass sie durch den Stein und das Mauerwerk durchstrahlten. Vielen wurde klar, dass, was auch immer draussen auf sie wartete, es einen Versuch wert war, um diesen schummrigen, stark überhitzten Tunneln zu entkommen. Aber es gab auch andere Fälle von unvorstellbarem Entsetzen: Eine Passage machte eine Wendung um neunzig Grad, unterbrochen von einer hölzernen Brandschutztür, die die Flüchtenden auf beiden Seiten in Panik versetzte. Die Menge bewegte sich schnell vorwärts, drängelte sich immer enger zusammen, war sich aber der Gegenwart der Menschen auf der anderen Seite der Tür nicht bewusst. Da von beiden Seiten gleiche Kräfte auf die Tür einwirkten, gab sie nicht nach, sodass die Panik sich noch verschärfte, während andere schliesslich versuchten umzukehren, nur um dann in einer unbeweglichen Masse festzustecken³. Die Körper wurden gegen das immer wärmer werdende Mauerwerk gepresst, während die Menschen versuchten, tief einzuatmen und Ruhe zu bewahren, auch wenn ihre Herzen vor Schreck einen Salto machten.

Als zu der Teilnahmslosigkeit noch Kopf- sowie Muskel- und Gliederschmerzen hinzukamen, fühlten sich viele Dresdner in den Katakomben zunehmend unwohl. Ohne ausreichende Belüftung

in den Kellergängen sackte der Sauerstoffgehalt ab, und an seiner Stelle sammelte sich – geruchlos, unsichtbar – giftiges Kohlenmonoxid an. Sehr alte Menschen und Säuglinge waren die Ersten, die es zu spüren bekamen, aber schon bald waren Männer und Frauen jeden Alters so weit, dass sie die Augen hätten zumachen können: Auf den Schlaf folgte die Bewusstlosigkeit und in einigen Fällen ein Herzinfarkt, meist allerdings drohte der Tod durch Ersticken. Die vierzehnjährige Ursula Elsner, die mit ihrer Familie und ihrem jüngeren Bruder Dieter in einer Parzelle in der Nähe der Frauenkirche ausharrte, erinnerte sich noch, dass die Panik bei ihr nicht durch die oben beschriebenen Symptome hervorgerufen wurde, sondern durch Aschereste, die durch die Gänge flatterten. Zuerst waren es nur ein paar Flöckchen, die jedoch immer mehr wurden und bei ihr die Angst hervorriefen, eine wahre Aschelawine könnte folgen⁴. Sie schrie ihre Familie an, und dann hetzten sie und ihr kleiner Bruder durch die unverputzten Gänge hin zu den Stufen, die zum Ausgang führten. Die Altstadt schien zu diesem Zeitpunkt ein einziges Meer aus Flammen und Funken zu sein. Sie lief mit Dieter in Richtung der breiten Elbe, während viele Familienmitglieder im Keller zurückblieben, vielleicht weil sie da schon nicht mehr aufgrund des giftigen Kohlenmonoxids in der Lage waren, sich zu erheben.

Etwas weiter östlich schlossen sich Menschenhorden von Dresdnern den Flüchtlingen an und strömten in die Dunkelheit des Grossen Gartens. Die überlebenden Internatszöglinge der Kreuzschule und ihre Lehrer hielten sich am Rande des Geschehens. Diejenigen, die sich auf den Weg in die dunklen Wäldchen in der Nähe des Zoos machten, hörten die vor Aufregung eingesperrten Tiere schreien. Als sie einen Blick zurück auf die Altstadt warfen, bot sich ihnen ein aussergewöhnlich buntes Flam-

menmeer dar: von tiefstem Orange bis zu einem seltsamen Saphirton an jener Stelle, wo ein Gaswerk getroffen worden war. Hier, zwischen den Eichen und Linden und Kastanien, unterbrochen durch einen seltsamen Krater, die Erde weit verstreut, erfasste viele eine fast transzendente Erleichterung: der eisige Kuss des Februarnieselregens, während sich die Augen an die segensreiche Dunkelheit gewöhnten, nachdem sie zuvor durch grelle Gelb- und Rottöne geschielt und gespäht hatten. Darüber hinaus die reine, frische Luft, die sie tief durchatmen liess. Vielleicht befürchteten einige, dass in dieser Nacht noch weitere Bomber folgen könnten, aber selbst für sie muss diese riesige Fläche, die in etwa so gross war wie die Altstadt, intuitiv sicher erschienen sein. Es war ein Antiziel, ein riesiges Rechteck inmitten der Dunkelheit, das mit dem feurigen Schauspiel im Westen kontrastierte.

Als weiterer, intuitiv gewählter Zufluchtsort dienten die breiten Grünstreifen, die sich entlang des Nordufers erstreckten, das Königsufer. Obwohl einige städtische Gebäude am Flussufer, darunter das exquisite, barocke Japanische Palais, schwer getroffen waren und immer noch in Flammen standen, lagen sie weit genug vom grasbewachsenen Nordufer der Elbe entfernt, damit sich die Menschen dorthin flüchten konnten. Ärzte und Krankenschwestern aus Krankenhäusern, die etwa einen Kilometer entfernt waren, hatten es bewerkstelligt, Patienten hierher zu evakuieren, wo sie in der Nachtluft zwischen den Pferden des Sarrasani-Zirkus fröstelten. Die Menschen wurden zu einer Zuschauermenge: Von diesem Aussichtspunkt aus konnte das biblische Höllenfeuer in seinem gesamten Ausmass bewundert werden. Die Glaskuppel der Kunstakademie war irgendwie verschont geblieben, und durch sie drang das Lodern der gewaltigen Feuerwände, die sich

zu beiden Seiten erhoben. Es ist denkbar, so aus der Ferne und durch einen breiten, kalten Strom von der Feuersbrunst abgeschieden, dass der Anblick ebenso fesselnd wie beängstigend war, wenn auch der aufkommende Wind verhinderte, dass die bedrohliche Geräuschkulisse bis zu den Zuschauern vordrang. Jene Schreckenslaute, die von individuellen Qualen zeugten, kamen über diese Entfernung nicht gegen die unzähligen brüllenden Flammen an.

Schon damals gab es in der Altstadt einige Freiflächen, auf denen man Zuflucht suchen konnte, insbesondere der grosse, drei Meter tiefe Löschwasserteich, der auf dem grossen Platz des Altmarkts errichtet worden war. Einige, die sich aus den zunehmend erstickenden Kellern kämpften, hatten sein Bild ganz deutlich vor Augen und wollten in dieser Extremsituation unbedingt von dem Löschwasser trinken oder gleich dort eintauchen. Dort, bei dem brennenden Kaufhaus Renner, bei den qualmenden Ruinen der Kreuzkirche und anderer Gebäude, die in Flammen standen, kletterten Männer und Frauen über die hüfthohen Wände des Reservoirs und liessen sich ins kalte Wasser fallen⁵. Der Kälteschock muss nach der unerträglichen Hitze extrem gewesen sein, aber immer mehr Menschen hatten die gleiche Idee, sodass immer mehr Leute in das grosse Becken kletterten. Die Tatsache, dass die Wassertemperatur in dieser eisigen Februarnacht nicht unerträglich eisig war, gilt an sich schon als Beweis für die unglaubliche Hitze, die das Inferno entfachte. Die noch anwesenden Feuerwehreute zeigten sich zusehends hilflos. Es gab noch weitere Löschwasserteiche, und andere Stadtteile, die noch weit davon entfernt waren, als gerettet zu gelten; aber auf dem Altmarkt war auch ihrer Macht Grenzen gesetzt.

Nur zwei Strassen weiter hockte Erika Seydewitz mit ihrer Mutter, ihrem Vater, ihrer Schwester und ihren älteren Nachbarn immer noch unter steinernen Torbogen in der Nähe des Rathauses. Ihr Vater überlegte mit einer Art manischer Energie: Vielleicht liessen sich das Familienauto und möglicherweise sogar einige der wertvolleren Gegenstände aus seinem Fotogeschäft noch retten. Unter dem ungläubigen Staunen ihrer Mutter liefen Vater und Tochter in den weissglühenden Glutregen hinaus. Ihr Auto stand zwar noch nicht in Flammen, aber es war offensichtlich, dass es nirgendwohin mehr fahren würde. Und dann, als sie infolge eines ohrenbetäubenden Ächzens, das aus einem der Wohnblöcke herührte, zum Sprung ansetzte, rutschte Erika aus und schlug hin. «Das Kopfsteinpflaster war so heiss, dass ich mir die Hände verbrannt habe», erinnert sie sich. «Mein einziger Gedanke war: Auch wenn du dir die Arme und Beine brichst, schnell aufstehen.»⁶ Als aus dem Ächzen ein dunkles Grollen wurde, stürzte ein Haus irgendwo hinter ihr in sich zusammen.

In diesen wenigen Minuten und Sekunden hatte sich die Welt verändert. Da fegte «ein Sturm über die Strasse», ein kräftiger, sengender Wind, der Glut und Funken vor sich hertrieb. Erika war sich bewusst, wie trocken der Stoff ihrer Mäntel war. Sie kämpften sich durch den Feuersturm, der an ihren Gliedmassen zog und zerzte, und schoben sich durch die Strassen zurück in Richtung des steinernen Torbogens, der der übrigen Familie immer noch als – wenn auch unsicherer – Zufluchtsort diente. Dieser Impuls, die eigenen Besitztümer zu retten, ob nun tatsächlich wertvoll oder eher von Erinnerungswert, war zu einem gewissen Grad irrational, selbst für diejenigen, die diesem Impuls folgten. Aber vielleicht war es auch ganz natürlich, sich an Dingen festzuklammern, die symbolisch Beständigkeit suggerierten.

Während Fromme auf dem Weg ins Krankenhaus war, beobachteten seine Familie und seine Nachbarn im Südwesten der Stadt die Brände, die sich von Strasse zu Strasse, von Haus zu Haus ausbreiteten. Auch sie folgten kollektiv dem Instinkt, eine Reihe von Haushaltsgegenständen einzusammeln und sie auf der Strasse in Sicherheit zu bringen. Verständlicherweise zählten die Frommes ein Hochzeitsfoto sowie die geliebte Schreibmaschine zu ihren Schätzen, weniger nachvollziehbar waren da vielleicht ein Sessel und einige Mäntel. Sie debattierten darüber, ob die wertvollsten Flaschen aus dem Weinkeller geholt werden sollten, und man entschied sich dagegen. Sie wollten so viel wie möglich in das Auto packen und anschliessend wegfahren. Doch von oben senkte sich die beissende orangefarbene Glut nach unten und umhüllte alles mit ihrem feurigen Hauch: Der Koffer eines Nachbarn auf dem Bürgersteig ging in Flammen auf, und ein aus dem Haus gerettetes Radio musste «vor den Funken geschützt werden»⁷.

In der Altstadt, im Schatten der rauchenden Katholischen Hofkirche, blieben NS-Beamte in den Kellern unter dem Taschenbergpalais. Lothar Rolf Luhm war vom Dach zurückgekehrt und konnte beobachten, wie die Mütter in diesem Luftschutzraum ihre kleinen Kinder in die Nähe der «Goldfasane» bugsierten, als wären die Machthaber Talismane und die Nähe zu ihnen böte besonderen Schutz. Nach dieser abergläubischen Geste sehnte sich der junge Soldat plötzlich wieder nach seinem Panzer, draussen auf dem Schlachtfeld⁸, denn diese Art der Kriegsführung kannte mehr Gewissheiten als hier unten in der Finsternis. Nachdem er zuvor das Dach inspiziert hatte, um die leuchtenden, sprühenden Brandsätze zu finden und wegzuworfen, gab es für ihn scheinbar nichts mehr zu tun; der Qual der Ungewissheit lag die Tatsache zugrun-

de, dass er keine Ahnung hatte, ob in dieser Nacht ein weiteres Bombardement folgen oder wie lange diese Kellerräume noch standhalten würden.

In anderen Kellern, die weniger gut ausgestattet waren, sassen Mütter auf nackten Stühlen und starrten Fremden in die Augen, allesamt gefangen in den Schutzräumen, die der Feuersturm zufällig von der Aussenwelt abgeschnitten hatte. Andere Frauen wiederum hatten die Köpfe zurückgelegt, die Augen geschlossen. Eine Zeugin erinnerte sich daran, wie sie verzweifelt versuchte, ihre Mutter zu wecken, was sich als äusserst schwierig erwies. Erst als sie «Das Feuer ist hier unten!» brüllte, riss sie sie endlich aus dem Schlaf. Anschliessend zwängten sie sich durch die Gänge, sich immer weiter zurückschiebend in der Hoffnung, woanders einen Platz unter einer der flackernden Glühbirnen für eine Verschnaufpause zu finden⁹. In diesem Labyrinth von Kellern war vielen der Schlaf zum Verhängnis geworden, sie waren erstickt oder an Herzversagen gestorben. Die Erde über ihnen kochte, niemandem war eine Pause vergönnt. Doch trotz all dem von Angst geprägten Voranschreiten, den instinktiv aufkommenden Ideen, wohin man sich wenden könnte, setzte sich dennoch der älteste Impuls von allen durch, nämlich sich möglichst in der Nähe seiner Liebsten zu halten.

Weiter oberhalb waren von den einst prächtigen Geschäften der Prager Strasse nur noch die verkohlten Gerippe übrig geblieben; das Innere des Central-Theaters mit seinem plüschigen Zuschauerraum und der üppigen roten Bestuhlung war pechschwarz, die Stühle verkohlt und die Bühne offen gegenüber dem feurigen Himmel. Das Restaurant und die Bar, die unterhalb in einem tiefen Keller des Central-Theaters waren, hatten in dieser Nacht eine Versammlung des Volkssturms beherbergt; als der Luftangriff

einsetzte, muss die Bar für die Männer, die bis spät in die Nacht wach bleiben mussten, ein angenehmer Zufluchtsort gewesen sein, vielleicht ergab sich ja während des Bombardements eine Chance auf ein paar zusätzliche Krüge Bier aus der Region, bevor sie ihre Bürgerpflichten erfüllten. Aber der giftige Rauch breitete sich hier schneller und heimtückischer als in anderen Gegenden aus, sodass alle, die der Versammlung beigewohnt hatten, jetzt tot waren¹⁰.

Die Flammen, die sich über der Prager Strasse erhoben, verbanden sich mit jenen Bränden, die die Bekleidungsgeschäfte der Wilsdruffer Strasse entkernt hatten und sich nun kreuz und quer ausbreiteten, wobei sie jedes kleine Gässchen und jede Passage verschlangen. Von oben konnte man den Eindruck gewinnen, als wären die Strassen Dresdens eine dunkle Form, in die geschmolzenes flüssiges Gold gegossen worden war. Am Rande der Altstadt, direkt hinter der Ringstrasse der Stadt, lockte das dunkle Areal des Grossen Gartens, der sich zwei Kilometer nach Osten erstreckte, noch immer Flüchtlinge mit ihren Fuhrwerken an. Die Pferde waren gewiss durch die Tiergeräusche – trompetende Elefanten und Gibbons, die vor purer Verzweiflung schnatterten – alarmiert, die vom Zoo herüberhallten¹¹.

An der verlassenen Flakbatterie harrte Mischka Danos fast wie paralysiert aus, aber nicht aus Angst, sondern aus einer Mischung von extremer Anspannung und intensiver Neugierde. Ganz in der Nähe gab es eine Art Aussichtsturm; er lief die schmalen Stufen hinauf, um den wütenden Feuersturm besser sehen zu können: Die Flammen vereinigten sich mit anderen Flammen, Explosionen jagten funkensprühende Rauchwolken in die Luft, die sich pilzartig ausbreiteten. Danos war fasziniert vom stärker aufkom-

menden Wind, vom Geräusch der knarrenden Dachbalken in den Wohnblöcken, vom kehligen Getöse der einstürzenden Dächer. Und er beobachtete, wie sich weiter unten in der knapp zwei Kilometer entfernten Altstadt einzelne orangefarbene Flammenwände zusammentaten und verschmolzen, eine Wand aus Feuer, die den dunklen Himmel erklomm. Sie löste sich wieder auf, erinnerte er sich, und mutierte eher zu einem Flammenturm¹², ein riesiger Feuerzylinder, der von einem tosenden Sturm gespeist wurde, der alle anderen Flammen und Funken unnachgiebig auf ihn zutrieb. Dieser Feuerturm erhob sich über dem Zentrum der Altstadt. Tatsächlich war es jetzt die Stadt selbst; Tausende und Abertausende von Brandherden, die sich zu einer glühenden Einheit verschmolzen hatten und jede Strasse ausfüllten. Diese Kathedrale aus Licht muss ein schreckliches Schauspiel geboten haben, dem man sich kaum entziehen konnte, aber für Danos war zu diesem Zeitpunkt die Vorstellung zu abstrakt, wie sich solch ein Inferno auf die dort befindlichen Menschen auswirkte, oder in Erwägung zu ziehen, ob überhaupt noch Spuren von menschlichen Eingeweiden oder Knochen nach einer solchen Heimsuchung übrigblieben.

Er hätte auch nicht wissen können, dass unmittelbar keine Aussicht für irgendein Lebewesen im Raum Dresden bestand, es möge wieder Frieden einkehren. In ihrem Bunker an der Elbe hatten die Zivilbehörden die Nachricht bereits über Funk übermittelt bekommen. Es gab eine weitere Bomberformation, die auf Dresden zuhielt.

18 – Die zweite Welle

Etwa zur gleichen Zeit, als die erste Welle von zweihundertvierundvierzig Bombern ihren Rückflug nach England antrat, stieg die nächste, sehr viel grössere Welle von fünfhundertzweiundfünfzig Bombern bereits in den dunklen Himmel über England auf, über die silbrig glänzenden Wolken und den Kanal nach Kontinentaleuropa; die Gesamtheit der Maschinen reihte sich auf einer Länge von etwa zweihundertzwanzig Kilometern auf.

Bombenschütze Miles Tripp erinnerte sich an seine unbequeme Position in seiner Lancaster; alles war vollgestopft mit «Düppeln», jenen Bündeln Metallstreifen, die sie später aus der Maschine abwerfen würden, um das deutsche Radar zu blenden¹. Zu Beginn ihres Einsatzes, der minutiös abgestimmt war, damit sie sich unter all den anderen Bombern von Luftwaffenstützpunkten im ganzen Osten und Süden Englands präzise einordnen konnten, hatte sich ein beunruhigender Vorfall ereignet – als Tripp einen Blick in die Dunkelheit geworfen hatte und in totaler Panik sofort zurückzuckte, weil eine andere Lancaster direkt vor ihnen auftauchte. Er schrie alarmiert auf, aber ebenso plötzlich «verschwand die Lancaster» wieder. Es musste eine Illusion oder eine Halluzination gewesen sein. Er erinnerte sich noch, wie erleichtert er war, dass seine Gegensprechanlage nicht eingeschaltet war, folglich niemand von der Crew etwas von seiner Schrecksekunde

mitbekommen hatte. Es hatte bereits genug Unruhe gegeben, und zwar wegen Harrys Gabe der Vorahnung. Der Tod war unausweichlich und allgegenwärtig, da waren Aberglaube und plötzlich auftretende Visionen vielleicht nichts Ungewöhnliches. Als sie den Englischen Kanal überflogen, bemerkte Tripp, wie hell die Sterne in dieser Nacht erstrahlten, sodass er die englische Küstenlinie sehen konnte. Dann konzentrierte er sich wieder auf seine eigentliche Aufgabe, das H2S-Radar- und Navigationssystem zu überwachen, das seine Radarwellen zur Erde schickte, die wiederum reflektiert wurden.

In der fast absoluten Dunkelheit der Lancaster waren alle seine Sinne geschärft. Er überwachte den konstanten Brummtönen der Motoren und versuchte nach Überqueren der Frontlinien, Flakstellungen auszumachen. Zwischen Tripp und seinem Besatzungsmitglied Ray befand sich eine Luke in der Plexiglaskuppel, und es war Rays Aufgabe, die Abertausenden von Stanniolstreifen abzuwerfen. Ray beklagte sich darüber, dass Tripps Pflichten im Vergleich zu denen der anderen Besatzungsmitglieder ziemlich überschaubar waren, woraufhin Tripp affektiert, in einem gleichgültig aristokratischen Tonfall verkündete, dass er im Gegenteil schrecklich hart schuftete. Der elektrisch beheizte Fluganzug eines anderen Besatzungsmitgliedes funktionierte nicht richtig, sodass «Junior» extrem fror. Während des dreieinhalbstündigen Fluges sahen sie immer wieder die dünnen, leuchtenden Flakfeuer, die auf andere Flugzeuge abzielten. Das H2S-Navigationssystem, das nun aktiviert wurde, begann damit, ihr Ziel anzuvisieren; doch als sie ihrem Bestimmungsort näherkamen, wurde der Crew klar, dass es kaum erforderlich sein würde. Die goldene und rote Feuerhölle, die in Dresden wütete und immer höher in den nächtlichen Himmel aufstieg, war schon aus etwa achtzig Kilo-

metern Entfernung sichtbar. Tripp robbte zum Bug in die Kanzel des Bombenschützen, blickte nach unten und stellte fest, dass keine Wolke den Himmel verdüsterte. Selbst einige Kilometer vor der Stadt war ein halbes Dutzend Lancaster auszumachen, deren Konturen sich perfekt gegen das rosige Glühen abhoben. In einer Höhe von etwa dreitausenddreihundert Metern hatte Tripp nun freie Sicht auf ein «fantastisches Gitterwerk aus Feuer», das den «feurigen Konturen eines Kreuzworträtsels» glich. Er blickte auf «lodernde Strassen... von Ost nach West, von Nord nach Süd, alles gigantisch von Flammen durchdrungen.»

Tripp war dafür verantwortlich, dem Piloten während des Anflugs auf Dresden die Richtung vorzugeben, und an diesem Punkt traf er bewusst die Entscheidung, dem Feuersturm nicht noch zusätzlich Nahrung zu gewähren. Er sagte dem Piloten «Dig», er solle sich mehr nach steuerbord halten, und erst als die Lancaster das Zentrum des Infernos überflogen hatte, betätigte Tripp den Mechanismus und klinkte die Bombe aus, von der er hoffte, sie möge im offenen Gelände landen. Dies ist jedoch höchst unwahrscheinlich, viel wahrscheinlicher hingegen ist, dass sie in einer friedlichen Strasse am Stadtrand detonierte und einfach nur noch mehr Brände entfachte. Die Geste war nur allzu menschlich und möglicherweise weit verbreitet: So waren Anschuldigungen aufgekommen, dass Besatzungen ihre tödliche Fracht absichtlich über der Nordsee abwarfen. Tatsächlich aber würden nur wenige Bomben in dieser Nacht ihre Wirkung verfehlen. Diese zweite Welle hielt noch viele weitere viertausend Pfund schwere «Cookies» sowie andere Arten von Bomben und Brandsätzen bereit: Insgesamt sollten bei ihr tausendachthundert Tonnen Bomben abgeworfen werden, viele davon in Gebiete, die noch nicht von die-

sem tödlichen Flammenmeer erleuchtet waren. Einige Kilometer entfernt, auf dem Fliegerhorst Klotzsche, warteten die Jägerpiloten in ihren Messerschmitts auf den Einsatzbefehl, aber er blieb aus. Ihre Kommandanten mussten zweifellos begriffen haben, wie sinnlos allein die Geste des Versuchs gewesen wäre, die Stadt zu verteidigen.

Die Besatzungen in den Bombern konnten das natürlich nicht mal errahnen, und in Tripps Lancaster war die neugierige, nervenaufreibende Gefühlswelt, die sich bei jedem Feindflug einstellte, wieder da: Nach dem Anflug, während dem bereits Gefahren lauerten, dauerte der eigentliche Luftangriff nicht länger als eine Minute, bevor die stille Anspannung und Angst vor dem Rückflug über das dunkle Feindgebiet folgten: die roten Linien der Leuchtspurmunition, leuchtend weisse Kugeln von Leuchtraketen – «flammende Zwiebeln», wie Flight Sergeant Leslie Hay sie bezeichnete² –, die ihre Flugbahn kreuzten, entferntes Geschützfeuer in fernen Städten; der Moment der Übelkeit, wenn eine andere Lancaster von den mächtigen Kegeln der Suchscheinwerfer erfasst wurde und die Maschine gegen den Sternenhimmel in Flammen aufging. In Tripps Lancaster herrschte ein Gefühl von gepresster Stille vor: hier ein Kaffee aus einer Thermoskanne, dort eine eigentlich verbotene Zigarette mit Mentholgeschmack.

Was die Bombardierung selbst anbetraf, schien sich unter den anderen Besatzungsmitgliedern ein Gefühl der Verfremdung breitzumachen; aber so viele Tausende Meter über dem Boden, mit einer «riesigen Schale rosigen Lichts»³ unter ihnen, wäre es wirklich erstaunlich gewesen, wenn irgendeine dieser Besatzungen echtes Mitgefühl empfunden hätte: Wie hätten sie sich auch vorstellen sollen, wie es auf den Strassen unter ihnen zuging?

Miles Tripp berichtet zwar, dass er zimperlich gewesen sei, aber angesichts des Phänomens, das sich unter ihm ereignete, gestattete er sich offensichtlich nicht, sich irgendeine Vorstellung von dem Grauen zu machen, das der Einzelne dort unten durchlitt. Unter den anderen fünfhundertzweiundfünfzig Besatzungen der zweiten Welle, die über diesen erstaunlichen Feuersturm hinwegflogen, schien das unerschütterliche Gefühl vorzuherrschen, dass dies etwas war, was getan werden musste; ein Einsatz, der zu Ende gebracht werden musste.

Es gibt einen Filmausschnitt, der von der Rumpfunterseite aufgenommen wurde und in Schwarz-Weiss die wütenden Feuer in der Stadt zeigt, pulsierende Punkte, die manchmal in einem reinen Weiss aufflammen, dem plötzlichen Aufblühen noch grösserer Brandherde. Doch der Film vermag nicht das fesselndste Element zu vermitteln, an das Tripp erinnert: die Farben in diesem Inferno. Die Bombenschützen dieser zweiten Welle spürten schon bei einem flüchtigen Blick hinunter auf die Stadt, dass die Feuer Dresden in Kürze bis auf die Grundmauern niederbrennen würden, und dennoch hielten sie sich grösstenteils an ihre Befehle. Oder wie der Warrant Officer und Heckschütze Harry Irons, der später mit dem *Distinguished Flying Cross* ausgezeichnet wurde, im Nachhinein meinte: «Wir realisierten überhaupt nicht, welche Ausmasse es annehmen würde.» Aber auch von Schuldgefühlen war keine Rede: «Wir waren sehr jung und hatten selbst so viele junge Kameraden verloren», fügte er hinzu⁴. Was all den Tausenden Besatzungsmitgliedern Einsatz für Einsatz bevorstand, wurde zu einer unerbittlichen Routineangelegenheit. Die Tatsache, dass das eigene Leben so zerbrechlich war, stürzte ihre komplizierte Gefühlswelt in noch mehr Verwirrung.

Tausende Meter weiter unten, als die neue Welle an Bombern kurz nach ein Uhr nachts auf Dresden zuhielt, machte Mischka Danos etwa zwei Kilometer vom Zentrum entfernt etwas, was für viele intuitiv vielleicht verkehrt, für ihn als Physiker aber ganz natürlich war: Er zog das «Karl-May-Mädel» mit sich in einen Krater, der noch von einer fehlgeleiteten Bombe der ersten Angriffswelle herrührte. Der Krater würde ihnen bei einem erneuten Angriff Deckung bieten – natürlich nicht bei einem Volltreffer, aber vor Detonationen rundherum waren sie gefeit. Noch immer machte sich nicht Angst in seiner Brust breit, sondern ein pulsierendes, spannendes Hochgefühl, als er dem «Zischen» und dem «Surren» der soeben abgeworfenen Brandbomben lauschte⁵. Über den Rand des Kraters konnten sie gegen das tiefe Rubinrot und wogende Schwarz, das sich über Dresden erhob, beobachten, wie sich die Brandbomben öffneten und ihre weiss leuchtenden Stabbrandsätze freigaben.

Die Dresdner, die dem Zentrum der Stadt näher waren, sahen der zweiten Welle nicht nur mit Schrecken, sondern auch mit einer Art moralischem Unglauben entgegen: Wie war es möglich, dass jemand so abscheulich sein konnte? Die Behörden hatten versucht, erneut Fliegeralarm auszugeben, aber nur noch wenige Sirenen waren betriebsbereit. Durch den wachsenden Feuersturm war ein Grossteil der elektrischen Leitungen geschmolzen, sie waren genauso nutzlos wie die in die Strasse eingebetteten Schienen der Tram.

Im Schlafzimmer des Judenhauses in der Zeughausstrasse 1, durch dessen zerbrochenes Fenster der ganze Lärm von draussen hereindrang, schlief Professor Victor Klemperer – ein Hinweis auf den Krankheitszustand seines Herzens, vielleicht aber auch eine traumatische Reaktion nicht nur auf den Luftangriff, sondern auch auf seine bedrückende Stadtrundfahrt tags zuvor, als er dem

Grossteil der noch verbliebenen jüdischen Bevölkerung de facto das Todesurteil ausgehändigt hatte. Plötzlich weckte ihn seine Frau. Zwar waren die Fliegeralarmsirenen zerstört, aber die Behörden hatten über jene Strassen, die den Namen noch verdienten, Beamte mit handbetriebenen Luftschutzsirenen losgeschickt. Schwach, aber unverkennbar, konnte Eva ihr Heulen gerade so hören. Sie erklärte ihrem Mann, dass der Strom ausgefallen war, und dann musste sich das Paar erneut darauf vorbereiten, unter der Erde Schutz zu suchen⁶.

Klemperer trug einen Rucksack, eine Tasche mit einigen Manuskripten, Evas Schmuck sowie Evas Wollsachen in einem Lederhandkoffer, ausserdem eine Decke, die er um die Schultern geworfen hatte. Er setzte seinen Hut auf und eilte mit seiner Frau nach unten auf die Strasse, die von einem intensiven und grellen Licht erfüllt war. In diesem Teil der Altstadt, in der Nähe der Frauenkirche, schienen die Strassen leergefegt, und nun machten er und Eva sich auf den Weg zu dem Hof, wo sich der Zugang zum Judenkeller befand. Bevor sie ihn erreichten, ereignete sich eine gewaltige Explosion. Der Professor ging in die Hocke und klammerte sich an eine Wand; wenige Augenblicke später – mittlerweile erklangen die Detonationen von anderer Stelle her – erhob er sich wieder, drehte sich um und blickte auf. Seine Frau war nicht zu sehen, und in der Annahme, dass sie vor ihm in den Keller gegangen war, stieg Klemperer die Treppe hinunter und blickte in eine Menge verängstigter Gesichter. Er durchschritt den dunklen Keller auf der Suche nach seiner Frau, aber noch immer keine Spur von ihr. Einen Moment später gab es eine weitere Explosion, erneut flackerte grelles Licht auf, und wieder einmal standen einige mit Wasser und Handpumpe bereit. Der Professor suchte verzweifelt nach seiner Frau, weshalb er den Keller ver-

liess und wieder auf den Innenhof ging. Er erinnerte sich daran, dass er zu diesem Zeitpunkt eigentlich keine Angst gespürt habe, nur mehr Erschöpfung. Und er glaubte, es läge daran, dass er das Ende kommen sah. Eine weitere gewaltige Detonation erfolgte, und Klemperer spürte einen brennenden Schmerz über seinem Auge. Sein erster Impuls lautete, sofort den Augapfel selbst zu ertasten. «Er war noch da», meinte er ganz schlicht. Aber zu dem Schmerz und der Orientierungslosigkeit war etwas Neues hinzutreten: Als er sich umschaute, erkannte er die Strassen nicht mehr. Die Brände und kolossalen Schäden waren so immens, dass die Stadt neu angeordnet schien.

Für Lothar Rolf Luhm im Luftschutzkeller des Taschenbergpalais nahm sich der zweite Luftangriff schlimmer als der erste aus. «Immer wieder hörten wir das Knacken», erinnerte er sich. «Immer wieder erzitterten die Mauern, sogar der Boden unter unseren Füßen schien zu beben.» Eine Bombe schlug in der Nähe ein. «Die Wucht der Detonation war so stark, dass eine Stahltür aufsprang», erinnerte er sich. «Es wurde sehr heiss, und der Sauerstoff wurde knapp. Meine Augen brannten. Ich konnte nichts mehr erkennen, und ich dachte, wir würden alle verbrennen.»⁷ Und selbst in diesem vergleichsweise gut gesicherten Keller kam das Gefühl auf, dass die saubere Luft schwand. Luhm mit seinem eingetrübten Sehvermögen weiss noch, dass er umherging und versuchte, einen Platz zu finden, wo ihm das Atmen leichterfallen würde. Zwar funktionierte das Licht, aber wegen der schmerzenden Augen und allmählich nachlassender Sicht war er sich eher der Dunkelheit bewusst. In den Ecken des Kellers warteten jene, die es dorthin geschafft hatten, bevor die grossen Brände auf den Strassen das Zepter übernommen hatten. Als er sich näherte,

blickten sie auf, sagten aber nichts, und Luhm stellte fest, dass es auch ihm die Sprache verschlagen hatte. Sie alle starrten nur stumm geradeaus, während jeder neue Einschlag durch Mark und Bein fuhr. Luhm hielt den Atem an, die Dauer der Bombardierung kam ihm unendlich lang vor. Er und seine Leidensgenossen existierten nun in einem Bereich, der von der Zeit abgetrennt war, unfähig, die Sekunden, Minuten oder Stunden voneinander zu unterscheiden. Das Taschenbergpalais über ihm war fast vollständig zerstört worden.

Norbert Bürgel und sein Onkel hatten kurz vor Beginn des zweiten Luftangriffs Unterschlupf in einem der elbnahen Kellertunnel gefunden; ihre Tortur nahm buchstäblich spürbar Gestalt an. «Der Boden erhob sich», erinnerte er sich, als Bomben ganz in der Nähe niedergingen; der Mörtel rieselte von den Wänden und von der Decke. Erschrocken riefen einige nach Sand, um eine der äusseren Schutztüren, aus der bereits dicker Rauch schwelte, zu löschen, bevor sich das Feuer richtig festbeissen konnte. Im blassgelben Licht der Deckenlampe breitete sich der graue Nebel des erstickenden Rauchs aus und erfüllte den Raum, sodass eine Reihe Leute aus Angst vor Sauerstoffmangel versuchte, in einen Keller auszuweichen, der noch dahinter lag. Doch sie trafen auf jene, die aus der entgegengesetzten Richtung nach vorn drängten, denn in den Tiefen dieses Labyrinths war die Luft an einigen Stellen fast vollständig abgesaugt worden. Das Mauerwerk selbst begann angesichts der enormen Hitze, die von dem Flammenmeer über ihnen ausstrahlte, zu schwelen. Und so waren Bürgel und sein Onkel nun in einem geziegelten Raum unter der Erde zwischen denen eingezwängt, die zum Fluss gelangen, und jenen, die möglichst von ihm wegkommen wollten. Der Raum war, wie er sich erinnerte, total überfüllt, und doch brach unter den Anwesen-

den keine Panik aus: Er und die, die ihn umgaben, schafften es, ruhig zu bleiben⁸.

Kurz bevor die Emissäre mit den handbetriebenen Sirenen durch die noch passierbaren Strassen eilen sollten, hatten Gisela Reichelt und ihre Mutter ihren Keller südlich des Bahnhofs verlassen und den heissen Schutt auf der Strasse vor ihrem Haus in Augenschein genommen, als sie von Giselas Grossvater Thieme begrüsst wurden. Ihre Grosseltern lebten in der Nähe des Stadtzentrums, und nach dem ersten Luftangriff hatte sich Thieme zu ihnen aufgemacht. Selbst ohne diese zweite Welle von Bombern stand es um die Überlebenschancen in diesem Backofen schlecht. Er musste einfach nur sicherstellen, ob sie noch lebten, bevor er zu den Flammen, die sich wie Kathedralen über Dresden erhoben, und seiner Frau zurückwollte. Thiemes Haus befand sich in der Nähe der Kreuzkirche, und als er zu seiner Frau in den Keller zurückkehrte, schwoll der tiefe, sonore Ton der sich nähernden Bomber immer stärker an. Und dann wurde ihr Haus «hart getroffen». Es schien dem älteren Ehepaar, als würde das gesamte Gebäude über ihnen einstürzen, sodass sie vielleicht hier unten gefangen sassen, ohne Aussicht auf Rettung. Also kraxelten sie, angetrieben von der Furcht und verzweifelt darauf erpicht, nach draussen zu kommen, die Kellertreppe hinauf, obwohl der Angriff noch nicht vorbei war. An der Schwelle zur Strasse wurde Giselas Grossmutter von einem herunterfallenden Trümmerteil getroffen, das brannte und von dem ihre Enkelin überzeugt war, dass es mit Phosphor getränkt war⁹. Die brennende Substanz stammte wahrscheinlich eher aus einer Stabbrandbombe, oder es handelte sich um geliertes Benzin aus einer anderen Art von Brandsatz, oder Holz, oder Baustoff, oder Stofffasern. Was immer es auch war, es setzte sich in ihrer Kleidung fest, sodass Giselas Grossmutter ver-

brannte. Thieme, der nur wenige Sekunden hinter seiner Frau nach oben gekommen war, wurde ebenfalls Opfer eines brennenden Trümmerteils, wobei er sein Augenlicht verlor.

Einem Impuls folgend, lief der alte Mann los und liess die brennende Leiche seiner Frau zurück. Blind durch die strahlend heissen Trümmer stolpernd, versuchte er aus dem Gedächtnis, sich durch die brennenden Strassen fortzubewegen. Sich eine solche Situation aus heutiger Sicht vorzustellen oder gar zu begreifen, ist sehr schwierig. Der Wind wurde mit über hundertachtzig Stundenkilometer vom Zentrum des alles erstickenden, vor Glut glitzernden Infernos angesaugt. Selbst diejenigen, die in Form waren, fanden es schwierig, sich aufrecht zu halten, geschweige denn sich zu bewegen. Einige fühlten, wie der Feuerwirbel sie mit abscheulicher und unerbittlicher Kraft anzog, sodass sie sich zusammenkauerten und erstarrten, um dem tödlichen Sog zu entgehen. Entlang enger Gassen mit hoch aufragenden Gebäuden, die Fenster herausgedrückt, das Mauerwerk geschwärzt, brennende, umherfliegende Trümmer im dahinrasenden Wind – einfach alles wurde in den grossen Feuersturm gesaugt: die Überreste von Möbeln, Gummi- und Holzreste von Autos sowie brennende Äste von umgestürzten Bäumen. Mittendrin jene Dresdner, die verzweifelt versuchten, sich an den Laternenpfählen festzuhalten, um dem Inferno zu entgehen, das die Gravitation ausser Kraft setzte. Aber sobald man die Laternenpfähle berührte, verbrannte man sich. Es war jene brennende Wildnis, in der der gerade zum Witwer gewordene und erblindete Mann umherirrte.

All das würde Gisela erst viel später erfahren, jetzt durchlebte sie selbst eine grauenvolle Tortur. Mutter und Tochter waren wieder mit ihren Nachbarn unten im Keller des Wohnhauses. «Nie-

mand konnte sich vorstellen, lebend aus dieser Hölle herauszukommen», erinnerte sie sich. Was hielt ein zehnjähriges Mädchen von einem solchen Terror? «Es ist nur schwer vorstellbar, was damals in mir vorging. Aber wie beim ersten Luftangriff dachte ich: ‘Wie kann man nur so grausam sein?’ Ich war voller Angst und konnte mir nicht vorstellen, dass wir den Keller jemals wieder lebend verlassen würden.»¹⁰ Sie und ihre hochschwängere Mutter hielten sich gegenseitig eng umschlungen, und sie beteten. Doch die Bombardierung wollte nicht aufhören, sodass sie nach und nach bemerkten, dass sie nicht mehr dazu in der Lage waren, etwas zu sagen. Eine Art Torpor, ein Erstarrungszustand, hatte Besitz von ihnen ergriffen.

Auf der anderen Seite der Elbe hatten Winfried Bielss, seine Mutter und sein Freund Horst in Betracht gezogen, es noch einmal über die Brücke und in die Stadt hinein zu versuchen, um Gewissheit zu haben, dass sowohl Horsts Familie als auch Winfrieds Cousins in Sicherheit waren. Doch dann heulten die handbetriebenen Sirenen auf, und wieder zog sich das Trio in den Keller zurück, in dem sie nur wenige Minuten später erste Explosionen in der Ferne hörten. Die Jungen stellten sich genau wie beim ersten Angriff vor, dass die Detonationen ein Beweis für das einsetzende Flugabwehrfeuer der Stadt waren: Mächtige Geschütze, speziell für den Feind in der Luft konzipiert; aber sie mussten schnell und mit schwerem Herzen erkennen, dass sie falschlagen und die Bomber Dresden tatsächlich mit unverschämter Leichtigkeit überflogen.

Beim zweiten Mal gab es jedoch einen Unterschied: Die Bomber hatten ihren Sektor etwas erweitert, und die Explosionen kamen sehr viel näher, während Winfried sich geradezu übernatür-

lich auf die finstere Symphonie des Angriffs einstellte. «Die Explosionen rückten immer näher und näher, wurden immer lauter und lauter, der Boden bebte zusehends spürbar», erinnerte er sich. «Vor den Detonationen hörten wir wieder das Zischen der fallenden Bomben – die metallisch klingenden Schläge, die von umherfliegenden Bombensplittern oder aufprallenden Brandbomben auf Stein stammen konnten. In unserer Gegend brannten viele Brandbomben aus, ohne dass sie zur Gefahr wurden, oder steckten tief in der Erde fest.»¹¹ Er interessierte sich für die «kleinen Propeller» an den Brandsätzen, die für Eigenrotation sowie ihren unverwechselbaren Klang sorgten. Das war aber nur der Anfang, denn die grösseren Explosionen rückten immer näher.

Der Kellerbereich besass eine Art Flur, wo sie sich hingehockt hatten. Als sie nun aufsahen, zerschlug eine mächtige Kraft Fenster und Türen. Bielss erinnerte sich daran, dass sie in ihrer eigenen Wohnung die Türen absichtlich offen gelassen hatten, weil sie hofften, dadurch die Wucht der zerstörerischen Druckwellen zu mildern. Aber jetzt waren die Einschläge und damit die Druckwellen so nah, dass er spüren konnte, wie sie auf sein Trommelfell und – noch schmerzhafter – auf seine Lunge drückten. Der Staub rieselte von den Kellerwänden herab, die Luft wurde sofort stickig, und das Atmen fiel spürbar schwerer. «Das elektrische Licht flackerte», erinnerte sich Bielss, «aber es ging nicht aus.» Und nun spielten die Brandsätze und Bomben eine ganz neue Melodie; aus diesem Keller schien es, als würde die Nachtluft «singen, pfeifen und zischen»¹². Die folgenden Explosionen waren dermassen markerschütternd, dass es sich anfühlte, als wären ihm die Trommelfelle geplatzt. Der akustische Effekt umgab die drei vollständig; sie spürten nicht nur, wie die Bomben in der Nähe ein-

schlugen, sondern auch die weit entfernten. Wie für viele andere, die in Kellern der ganzen Stadt Schutz gesucht hatten, wurde die Zeit zu einem abstrakten Element, nicht zu fassen: Sie stand still, sie wollte nicht vergehen. Eine weitere aussergewöhnliche akustische Erscheinung blieb in Erinnerung: Das Baritonbrummen der Bomber verwandelte sich beim Näherkommen in ein hohes «Heulen», ebenso wie ihre Motoren plötzlich heller klangen, als sie ihre tödliche Fracht ausgeklinkt hatten und die nun leichteren Flugzeuge einen Satz nach oben machten.

Ein weiterer, alles erschütternder Einschlag: Es war klar, dass der Wohnblock nebenan getroffen worden war. Die Jungen lauschten, wie Türen und Glas das Treppenhaus hinunterstürzten; das Fundament des Gebäudes schien hin und her zu wogen, und aus dem Keller nebenan waren zunehmend die panischen Stimmen der Bewohner zu hören, die davon überzeugt waren, dass das Gebäude über ihnen in sich Zusammenstürzen würde. Eine Tür in der Wand zwischen den beiden Kellern, die vorsorglich wie jene Verbindungstüren in den Altstadtkellern installiert worden war, war noch intakt und wurde geöffnet. Und mit dem Anblick der Nachbarn kam die Hitze: Das Wohnhaus nebenan war nun offen für den brennenden Himmel, und der tödliche Wind rauschte in den Keller. Die Jungen und die anderen Bewohner erschrakten ob der Aussicht, dass die weiss glühenden Brandsätze auf ihrem Dach gelandet waren und alles in Brand setzten. Deshalb entschieden sie sich – trotz der Bomber über ihren Köpfen – dazu, möglichst rasch die darüber liegenden Stockwerke zu kontrollieren. Laut Bielss wandelte sich der bis dato so klaustrophobisch anmutende Keller nun zu einer willkommenen Alternative, aber es musste getan werden. Unter ihren Schuhen knirschte der Boden vor Glas, und als er und seine Nachbarn die Treppe durch das ab-

gedunkelte Wohnhaus hinaufgingen, schlossen sie alle Fenster, die durch die Detonationen noch nicht völlig zerstört waren. Und während sie es taten, loderten die Feuer am fernen Himmel immer höher.

Die Temperaturänderung war selbst in den schnell vorüberziehenden Maschinen hoch oben spürbar, als die Feuer in der Altstadt geschätzt knapp zwei Kilometer in den Himmel aufragten. Die Bomberbesatzungen durchflogen eine extreme physikalische Erscheinung: so etwas wie einen von Schockwellen angetriebenen Feuersturm. Es überstieg die menschliche Vorstellungskraft derart, dass es kaum verwundert, dass viele Flieger zurück in ihren Luftstützpunkten im kühlen Morgengrau keine Worte für das fanden, wessen sie gerade Zeuge geworden waren.

Unter ihnen gierte das Herz des Infernos nach Sauerstoff und sendete seine Flammen mit den geschrumpften, ausgetrockneten Gliedmassen und den pulverisierten Trümmerteilen in den nächtlichen Himmel. Die Strassen schmolzen und brannten, das Kopfsteinpflaster brodelte. Selbst in zwei Kilometern Entfernung spürte Marielein Erler noch hartnäckig den Sog, als sie nach ihrem Mann Georg suchte; beim zweiten Luftangriff hatte er gerade ein paar Strassen weiter Häuser auf Schäden untersucht und war gezwungen gewesen, den nächstgelegenen Schutzraum aufzusuchen, den er finden konnte. Die quälende Angst, von seiner Frau getrennt zu sein, war möglicherweise schlimmer als jede andere Art von Furcht während des Bombardements. Er wusste, dass sie in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft nachgesehen hatte, wie es Freunden ergangen war; hatte sie sich selbst rechtzeitig in Sicherheit bringen können? Georg Erler selbst harrte in einem engen Schutzraum aus, mit Anwohnern sowie einigen Flüchtlingen¹³.

Erlers hatte angenommen, dass dieser Teil der Stadt niemals für einen Angriff hätte erhalten müssen: Es fehlte innerhalb dieser schicken Villen an strategisch wichtigen Zielen wie Fabriken oder Bahnhöfen. Aber trotzdem hagelte es Bomben, und das Mauerwerk «erzitterte».

Seine Frau Marielein war tatsächlich ganz in der Nähe und hatte es geschafft, gerade noch rechtzeitig unter der Erde Schutz zu suchen. Sie hatte geglaubt, das Schlimmste sei vorbei, aber jetzt sass sie resigniert da, als die Hammerschläge ringsum niedergingen, sich fast hypnotisch wiederholend. Eine Mutter sass inmitten der nackten Ziegelsteinwände, hielt ihr Kleinkind fest im Arm und summt zur Beruhigung. «Steppi, ganz ruhig, sie werden dir nicht wehtun.» Marielein Erlers erinnerte sich an ihr eigenes Erstaunen über diesen Gedanken, angesichts der Mauern um sie herum, die zu bersten drohten. Dann flog (wie in so vielen anderen Kellern) die Verbindungstür auf, der Durchbruch, der eine Verbindung zum unterirdischen Labyrinth bildete. Durch sie strömte eine panische Menge, die aus einem etwas entfernten Keller geflohen war, in dem man Brennmaterial für den Winter eingelagert hatte. Als sich die Flammen hungrig darüber hermachten, stob aus dem Kohle- und Holzvorrat Rauch sowie Hitze und Funken auf, die der fliehenden Menge durch den Durchbruch folgten, sodass die Atemluft in Marielein Erlers Schutzraum versiegte. Egal, was da oben auch geschah, sie alle mussten hier raus, denn da unten waren die Überlebenschancen gleich null.

Durch einen Ausgang, der von Flammen umrahmt war, stiegen sie nach oben, während die Bomber über ihnen weiter auf das unheimliche Licht zuhielten. «Dieser Anblick», erinnerte sich Marielein Erlers, «die Hölle auf Erden.» Vor ihr erstreckte sich ein einst gehobenes Viertel, doch nun bot sich ihr die Aussicht auf lo-

dernde Häuser, einstürzende Mauern und aufgerissene Strassen. Es war ein «wütender Feuersturm». Aber noch schlimmer war die Obszönität, die der Anblick all der Leichen bot: Die Strassen waren mit toten Körpern übersät. Als die Minuten dahinzogen und die Bomber über ihnen durch die Nacht flogen, sahen sich Marielein Erler und ihre Freundin Frau Jung dazu gezwungen, nicht wieder Schutz in der Dunkelheit zu suchen, sondern die Strasse, in der sie wohnten, hinaufzugehen, wobei sie sich sowohl körperlich als auch moralisch stützten. Sie weiss noch, dass sie «von Angst ausgefüllt» war, bevor sie einen wundersamen Augenblick später plötzlich vor Freude erbebt, als sie um eine Ecke ging und in ihren Mann lief, der etwa zur gleichen Zeit seinen Schutzraum verlassen hatte. Dieser Moment war mit Abstand einer der glücklichsten ihres Lebens. «Ich war nicht mehr allein», erinnerte sie sich. «Ich konnte meine Trauer ausschreien und gemeinsam mit meinem Mann Tränen vergiessen, der wie ich unter grossem Schock stand.»

Sie zogen weiter bis zum Striesener Platz, der mit brennenden Kratern übersät war, viele Häuser um sie herum glühende Ruinen. Sie beschrieb die Luft auf diesem einst stattlichen Platz als «schrecklich» und «spröde», und der nun «heulende Sturm» blies ihnen mit all seinen grässlichen, in den Augen brennenden Gefahren – den Funken und der Glut – ins Gesicht. Die Erlers sassen auf einem zuvor umgestürzten Baum, um sie herum «jammernde Menschen, weinende Kinder» sowie ganz in ihrer Nähe «ein altes Ehepaar aus Schlesien». Die Erlers wollten weitergehen, aber die Flüchtlinge flehten sie an, zu bleiben: Sie «kannten Dresden nicht» und «wussten nicht, wohin.»

Ohne diese zweite Angriffswelle hätte Helmut Voigt die Nacht vielleicht damit verbracht, einfach auf die wechselnden Farben am Nachthimmel zu starren. Zuvor war er bei seiner Mutter in ihrer Wohnung im Südwesten der Stadt gewesen und hatte schweigend aus dem Fenster gestarrt, weshalb er auch das schwache Heulen der handbetriebenen Sirenen gehört hatte. «Meine Mutter glaubte mir anfangs nicht», erinnerte er sich¹⁴, aber er hiess sie zu lauschen, und schliesslich wurde das Heulen durch einen Lautsprecher mehr schlecht als recht verstärkt, der auf einem nahegelegenen Wasserturm montiert war. Sie verliessen zügig die Wohnung und alarmierten ihre Nachbarn. Der Treppenabsatz wurde durch das reflektierende Licht erhellt, das vom Feuerschein herrührte. Ihr designerter Schutzraum im Keller der nahegelegenen Brauerei lag nur wenige Hundert Meter entfernt, doch obwohl die Anwohner sich beeilten, konnten sie den tiefen Nachhall der sich nähernden Bomber hören. Alles «ging sehr schnell», erinnerte sich Voigt.

Die ersten Bomben fielen, als sie hinunter in die Dunkelheit stiegen; in den Kellern gab es nur dank Notbeleuchtung schwaches Licht. Immer mehr Menschen kamen aus den Strassen angeirrt und versuchten, in den Kellern Schutz zu finden. Junge Mütter, die sich mit Kinderwagen die Betontreppe hinuntermühten, mussten dem Gewicht der nachdrängelnden Menschen trotzen. Die Kellerräume verfügten über zwei Ebenen, und die Leute – unter ihnen Voigt und seine Mutter – waren gezwungen, sich auf der unteren zusammenzuquetschen, um Platz für die verängstigten Neuankömmlinge zu schaffen. Er erinnerte sich an die Notbeleuchtung, die ständig «flackerte» und kurz davor war, die Keller in tiefe Dunkelheit zu tauchen. Von oben das dumpfe Krawumm der Einschläge, begleitet von dem Gefühl, dass der Boden bebte.

Doch als sie in den tieferen Keller mussten, weil die obere Ebene brechend voll war, bemerkte Voigt etwas Kurioses: Sie waren nun völlig vom Lärm der Aussenwelt abgeschnitten. Er und seine Mitschutzsuchenden fühlten sich seltsam distanziert, als sie sich im Halbdunkel des Brauereikellers ausbreiteten.

Dann ging das Licht aus. Die Finsternis war undurchdringlich, und man konnte nichts tun, ausser die Situation zu ertragen. Panik brach nicht aus, es herrschte eher das Gefühl vor, dem Schicksal hilflos ausgesetzt zu sein. Dann flackerte das Licht wieder auf. Vielleicht schienen diese tiefen Kellergewölbe, so klaustrophobisch sie auch gewesen sein mögen, manchem wie ein tröstlicher Zufluchtsort zu sein, denn als ein Luftschutzwart unerwartet die Treppe hinunterkam und allen befahl, den Keller sofort zu verlassen, machte sich ein Gefühl des Erstaunens breit, mit dem Effekt, dass die Leute aus ihrer Haltung «wachgerüttelt» wurden. Die Schutzsuchenden wurden zu einem zweiten Treppenhaus geleitet, begleitet von der Anweisung, zu ihrer eigenen Sicherheit möglichst schnell den Keller zu verlassen. Doch eine schnelle Evakuierung war unmöglich angesichts von Müttern mit Kinderwagen und Säuglingen sowie gebrechlichen älteren Menschen mitsamt ihrem Gepäck, die einen zügigen Aufstieg verhinderten.

Immer wieder stoppte die Schlange auf den Betonstufen, niemand kam mehr vorwärts, niemand konnte über die Köpfe der Vorausgehenden etwas sehen. Und immer noch brach keine Panik aus, die Menschen litten lautlos unter Stress. Als sie schliesslich an die Erdoberfläche kamen, erkannten sie den Grund für ihre Evakuierung. Der Keller lag direkt neben einem grossen Kohlelager; wenn die Brandbomben die Kohle entzündet hätten, wären

die darunter liegenden Schutzsuchenden langsam, aber sicher vom eindringenden Rauch erstickt worden. Unter dem pulsierenden, hell erleuchteten Himmel und den überfliegenden Bombern beeilten Voigt und seine Mutter sich, zu ihrem Wohnhaus zu kommen, um es zu inspizieren; es war getroffen worden, und nun loderten kleinere Brände in mehreren Wohnungen. Die Bewohner betraten das Gebäude und waren entschlossen, sie zu löschen. Helmut rannte zur Badewanne und wollte sie befüllen, um mit Wasser gefüllte Eimer aufs Dach zu tragen und die dortigen Brandsätze zu löschen. Da der noch einzig sichere Unterschlupf jetzt als zu gefährlich erachtet wurde, hielt diese praktische Tätigkeit sie vielleicht davon ab, an die schreckliche Möglichkeit zu denken, dass noch mehr Bomben fallen könnten.

In der Nähe der Universität hatten Mischka Danos und seine Begleiterin ihren schützenden Krater verlassen, als die Bomben immer näher einschlugen. In der nahegelegenen, aufgegebenen Flakstellung befand sich ein angeschlossener Betonbunker, und nach einigem Hin und Her bei dem Versuch, die Tür zu öffnen, fanden sich der Physiker und seine Freundin in einem kühlen Schutzraum wieder. Kurioserweise leisteten ihnen bald weitere Menschen dort in der Dunkelheit Gesellschaft, allesamt Fremde und ausschliesslich Frauen, Mütter und junge Mädchen, die dort ganz zufällig hingefunden zu haben schienen, in Wahrheit aber unter Schock durch die brennenden Strassen getaumelt sein mussten. Eine junge Frau beschwerte sich, dass sie viele ihrer Lieblingshandschuhe zurücklassen musste, und eine andere sorgte sich über einen Diamantring, den sie nicht mitgenommen hatte¹⁵. Danos war empört und erinnerte sich später daran, dass er fassungslos war, weil sich so viele Gespräche, die er mit anhören musste, um

den Verlust von teuren Strümpfen drehen. Aber vielleicht diente dieses geradezu absurd komische Gejammer als ein Mittel, um einen tiefsitzenden Schock in sich zu verschliessen, denn er bemerkte auch, dass viele andere weder während der Bombardierung noch im Anschluss daran auch nur ein Wort sprachen. Das Entsetzen hatte sie überwältigt.

Sich über kleine materielle Verluste zu beschweren, lag weit ausserhalb der Vorstellungswelt unzähliger anderer Dresdner. Bevor weitere Bomber über den nächtlichen Himmel gekreuzt waren, hatten die Feuer eine grosse Anzahl von Bürgern und Flüchtlingen gleichermassen von den Strassen, in denen die Atemluft ausging, vorbei am Hygienemuseum hinein in die waldige Kühle des Grossen Gartens getrieben, immer tiefer in die Schatten hinein, die der unheimliche, artifiziell geschaffene Sonnenuntergang warf. In der Mitte dieser weitläufigen Parkanlage stand das schön anzusehende Sommerpalais, ein barockes Bauwerk aus dem 18. Jahrhundert. Zudem befand sich hier ein exquisiter botanischer Garten von wissenschaftlichem Rang, der seltene Pflanzen in kleinen Gewächshäusern sowie im Inneren des Hauptgebäudes eine wissenschaftliche Bibliothek mit vielen antiken Schriftstücken vorweisen konnte. Die seltsame, stille und geisterhafte Prozession zog an dem Gebäude vorbei und bewegte sich so weit wie möglich südöstlich in den waldreichen Teil. Einige Baumkronen und höher gelegenes Astwerk hatten sich bereits an der suchenden, durch die Luft schwebenden Glut aus der Altstadt entzündet, die auf trockener Rinde gelandet war.

Als die zweite Welle von Bombern kam, waren alle Menschen, die sich in den Grossen Garten geflüchtet hatten, schutzlos ausgeliefert. Als die Bomben und blendenden Brandsätze aus allen

Richtungen herabregneten, füllte sich die dunkle Nachtluft plötzlich mit den leuchtend weissen Blüten der Detonationen. Die manikürte Parklandschaft wurde mit grossen Kratern rauchender Erde gesprenkelt, Hunderte erstreckten sich über den ganzen Park, voll mit zertrümmerten Knochen und den Eingeweiden von jenen, die an Ort und Stelle durch einen direkten Treffer pulverisiert oder von dem heftig brennenden Holz um sie herum zu lebendigen Fackeln geworden waren. Auch das Sommerpalais erhielt einige schwere Treffer und wurde zerstört, als die Funken aufstoben und Flammen so hell wie die Sonne loderten. Und die Flüchtlinge, die instinktiv Schutz in dieser innerstädtischen Grünanlage gesucht hatten, sassen nun in diesem wild züngelnden Waldbrand in der Falle, die Luft ein neuer Cocktail aus Kohlenmonoxid und -dioxid sowie Benzol und Stickoxid.

Auch der Zoo wurde getroffen, und die Tiere litten schrecklich: Es gab Gibbons, denen die Hände abgetrennt wurden und die mit blutigen Stümpfen zurückblieben; Flusspferde, die in ihrem Becken von herabfallenden Trümmern getroffen, unter das Wasser gedrückt und ertränkt wurden. Das Elefantenhaus stürzte ein; die Druckwelle einer Explosion und die scharfen Trümmer warfen ein Tier mit aufgeschlitztem Bauch auf den Rücken, während die anderen Elefanten «schrien»¹⁶. Die Löwen blieben vorerst unverseht, aber die Tierpfleger wussten um die Gefahr, die beschädigte Gehege und eine in die Nacht hinausjagende Löwenmeute bargen, sodass die Tiere erschossen werden mussten. Eine Giraffe war bereits aus ihrem bombardierten Gehege geflohen und galoppierte davon. Die Schreie aus dem Zoo klangen abscheulich verwirrend für diejenigen, die im brennenden Wald dahinter ausharrten: Wer hätte sagen können, welcher Schrei tierischen und welcher menschlichen Ursprungs war?

Auf der anderen Seite des Flusses herrschte eine ähnliche Notlage, sowohl an den Elbufern als auch auf dem Gelände des Sarra-sani-Zirkus: Unter freiem Himmel wurden im Hagel der Bomben und Brandsätze einige der Zirkuspferde von Schrapnellen schrecklich zugerichtet. Und das «Circus-Theater 5000», das den ersten Luftangriff fast unbeschadet überstanden hatte, bekam ein paar direkte Treffer ab, sodass die grosse Kuppel durchbrochen wurde. Die sehr leicht entzündlichen Materialien im Inneren – die Plüschsitze, die Matten, die Holzpfeiler, die Vorhänge – fingen von den herabfallenden Brandsätzen sofort Feuer. Diejenigen, die sich noch einmal in die unterirdische Bar geflüchtet hatten, fühlten sich angesichts der stark beschädigten Konstruktion über ihnen nicht mehr sicher, doch sie konnten auf andere Ausgänge ausweichen, während die Zirkustiere in ihren Käfigen und Gehegen keine Chance hatten, den Flammen zu entkommen. Die Wächter der Tiger mussten mit Entsetzen zusehen, dass sie nichts anderes tun konnten, als die ihnen anvertrauten, eleganten Raubkatzen bei lebendigem Leib verbrennen zu lassen.

Das unerbittliche Inferno, das in der Altstadt wütete, forderte nun Opfer, die nur kurze Zeit zuvor vielleicht noch geglaubt hätten, sie würden verschont. In dem knapp drei Meter tiefen Löschwasserteich auf dem zentralen Altmarkt trieben bereits die Leichen. Der Pegel lag weit unter dem Beckenrand, und die steilen Betonwände boten keinen Halt, um sich selbst herauszuziehen; auch fehlte es an Leitern oder Ähnlichem, womit die erschöpften Schwimmer sich aus ihrer Notlage hätten befreien können. Einige der Ertrinkenden hatten in der um sich greifenden Verzweiflung versucht, sich an anderen festzuhalten, wobei ihnen allerdings nur gelang, die Bedauernswerten mit nach unten zu ziehen. Und unter denen, die länger durchhielten und immer wieder erfolglos die

senkrechte Betonwand versuchten zu erklimmen, muss der Kampf nicht viel länger angedauert haben. Selbst in kleineren Löschwasserreservoirs ganz in der Nähe lauerten unerwartete Gefahren: In einen waren so viele Menschen hineingesprungen, dass sie sich verkeilt hatten und zu einer unbeweglichen Masse verschmolzen waren. Zusammen mit der abartigen Hitze des Feuersturms fing das Wasser an zu köcheln, und diejenigen, die im Getümmel das Bewusstsein verloren, konnten nicht darauf hoffen, dieses Sieden ihrer Organe zu überleben.

Und es gab noch diejenigen, die es in den giftigen, glühend heissen Kellern nicht länger aushielten und nun auf die Strasse in einen riesigen Hochofen traten: in ein Feuer, das nun an allem rüttelte, was sich in diesen schnell wirbelnden Tornado hochziehen liess. Eine junge Frau beobachtete eine Mutter dabei, wie sie sich mit ihrem Baby eine lodernde Strasse hinunterkämpfte und ihr Kind in Sekundenbruchteilen von den weiss glühenden Flammen erfasst wurde. Anderen wurden ihre Schuhe zum tödlichen Verhängnis, die im schmelzenden Teer ebenfalls schmolzen oder schlicht Feuer fingen, sodass ihre Füsse nackt zurückblieben, mit Blasen, und rasend schnell verbrannten; sie stürzten zu Boden, wo ihre Knie und ihre Hände ebenfalls sofort verbrannten und sie bewegungsunfähig zurückblieben¹⁷. Einige starben an Ort und Stelle, andere wurden von dieser übernatürlichen Windhose nach oben gezogen. Wieder andere starben, weil sie bereits unter Sauerstoffmangel litten und bei dem Versuch, ein Stück zu gehen, alsbald erstickten.

Ein paar Tausend Meter konnten den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen. Es gab hohe, enge Gassen mit Fenstern, die Feuer spuckten, in denen sich die Hitze derart staute, dass die Kleidung sich selbst entzündete. Doch kurz hinter der Altstadt,

entlang der etwas breiteren Strassen jüngerer Datums, die in die Vororte führten, wandelten immer noch Nachzügler umher, von denen einige medizinische Hilfe benötigten, verbunden mit der Hoffnung, dass die Krankenhäuser selbst als Zufluchtsstätte dienen könnten. Der Betrieb im Krankenhaus Friedrichstadt, das ebenfalls getroffen worden war, befand sich am Rande des totalen Zusammenbruchs.

Fromme und sein Team taten alles, was sie konnten, um den Menschen mit schrecklichen Brandwunden zu helfen; ein Arzt wurde vermisst, wie er sich erinnert, und ward nie wieder gesehen¹⁸. Auf den Stationen fiel der Strom aus, und im Halbdunkel der Notbeleuchtung liess sich nur sehr schwer arbeiten. Auch die Wasserversorgung machte Probleme und setzte immer wieder aus. Brände, die in den Kellern ausgebrochen waren, mussten eingedämmt und isoliert werden. Weil Strom und Wasser fehlten, liess sich chirurgisches Besteck nicht sterilisieren, und verwundete Patienten trockneten buchstäblich aus. Die Bomber waren im Dunkel der Nacht verschwunden, aber sie hatten die Welt ausserhalb des Krankenhausgeländes zerstört und sie so verletzlich wie nur irgend möglich zurückgelassen. Wo sollte Nachschub herkommen, also nicht nur gewöhnliche Lebensmittel, sondern auch medizinische Versorgungsgüter und insbesondere Schmerzmittel? In einem Brief an seine Familie, den Fromme kurz darauf verfasste, liess der Arzt im Unklaren, wie er und seine Kollegen die Qualen seiner Patienten lindern konnten. Die Verwundeten, die noch gehen konnten, bewegten sich einigen Berichten zufolge fast roboterhaft und barsten vor Adrenalin, wie wohl auch die Krankenschwestern und Ärzte. Fromme erstattete Bericht, wie sie alle durchgearbeitet hatten in dieser schrecklichen Nacht.

In den frühen Morgenstunden konnte Fromme noch nicht wissen, wie viele Freunde oder wie viele Nachbarn er verloren hatte. Er war sich sicher, dass Elko, der Hund der Familie, umgekommen war, nachdem das Tier in der Nacht spurlos verschwand, um die Bomben anzubellen. «Ich hoffe, er hatte einen sanften Tod», sagte er später¹⁹. Fromme wusste auch, dass sein Haus in Trümmern lag. Da waren Familienporträts, die ein Opfer der Flammen geworden waren, wie auch seine umfangreiche medizinische Bibliothek, auf die er sehr stolz gewesen war. Darüber hinaus war auch das Manuskript einer neuen medizinischen Monografie, an der er gearbeitet hatte, verbrannt. Sein Leben und das Leben all derer, die ihn umgaben, war auf seine rudimentären Bestandteile reduziert worden: obdachlos, sogar der wertvollen Andenken aus der Vergangenheit beraubt. Doch inmitten all der fundamentalen Ungewissheit lebten sie immerhin noch.

In einem Hospital am anderen Ende der Stadt waren sowohl die Bedingungen als auch die Fälle noch extremer: Das Stadtkrankenhaus Johannstadt besass eine grosse Entbindungsstation. Bei der zweiten Welle waren viele Bomben etwas abseits des Stadtzentrums niedergegangen, und sie waren hier gelandet, in diesem etwas östlich gelegenen Stadtteil. Das Krankenhaus selbst war schwer getroffen worden, und nun, als der Feuersturm aufkam, gehörte es zu den wenigen Gebäuden in der Gegend, die überhaupt noch standen.

Wie alle anderen Dresdner Einrichtungen verfügte auch dieses Krankenhaus über unterirdische Schutzräume, in die viele Patienten beim ersten Fliegeralarm evakuiert worden waren. Als die Nacht voranschritt, waren jedoch einige frischgebackene Mütter unter ihnen, die den unwiderstehlichen Zwang hatten, mit ihren Neugeborenen aus dem Krankenhaus hinauszukommen. Einige

Zeit zuvor waren einige dieser Mütter mit ihren Babys in Nachthemden, Decken und Mäntel gehüllt aus dem Krankenhausgebäude zur Carolabrücke geeilt und hatten die Elbwiesen überquert, wo die Luft zumindest noch genug Sauerstoff zum Atmen hatte, auch wenn die Asche fingerdick durch die Luft schwebte. Im Vergleich dazu war der starke Nieselregen geradezu unbedeutend.

Beim Krankenhaus torkelten die Menschen im Zuge der zweiten Welle wie Schlafwandler zu den Toren: Es waren Flüchtlinge, die versucht hatten, Schutz zu finden. Dorothea Speth erinnerte sich, wie ein Paar die Strasse hinaufgegangen war, während die Feuer um sie herumtanzten. Plötzlich schien es, als hätte sich der Mann spontan entzündet; er brach eingehüllt in Flammen zusammen²⁰. Speth führte diesen aussergewöhnlichen Tod auf eine Art nicht sichtbaren Phosphors zurück, der das Feuer einfieng, sobald jemand darauftrat. Aber die tatsächliche Erklärung hinter dem Phänomen war noch grausamer: Allein das Missgeschick, angesichts der mit orangefarbener Glut angereicherten Luft trockene Kleidung zu tragen, bedeutete, dem Feuertod eine Einladung auszusprechen.

Wie in Friedrichstadt ist es schwer vorstellbar, wie Ärzte, Krankenschwestern und Krankenpfleger weiterhin funktionierten, als die Wasserhähne trocken liefen sowie das Licht immer wieder an- und ausging, während Menschen von den lodernen Strassen eintrudelten, auf der Suche nach einem Zufluchtsort wie auch nach medizinischer Versorgung. Ein durchdringender Geruch von verbrannter Kleidung, die rauen dunklen Farben von verbrühtem Fleisch, die unterschiedlichen Abstufungen des Schmerzes. Margot Hille hatte eine Grosstante, die in der Nähe der Altstadt wohnte und es irgendwie schaffte zu überleben, während alle anderen im Luftschutzkeller den Tod fanden. Sie litt an

schweren Verbrennungen, die wiederum auf Phosphor zurückgeführt wurden²¹.

In Johannstadt, wie in weiten Teilen Dresdens, war das Stadtbild umgekrempelt worden. Strassen waren ausgelöscht und vertraute Einkaufsstrassen auf graue Mauerstümpfe reduziert worden, die wie abgebrochene Zähne aus dem Boden ragten. Der Boden war übersät mit verdreckten Leichen, entweder ganz oder zerstückelt, bekleidet oder nackt. Doch selbst dieses Todesdiorama vermittelte nicht alles, was die siebenhundertsechundneunzig Bomber bei den beiden Luftangriffen erreicht hatten. Noch in einiger Entfernung gab es Dresdner, die nun Zeuge einer scheinbaren Umkehrung der physikalischen Gesetze wurden.

Zu ihnen gehörte Victor Klemperer. Mit der zweiten Bomberwelle und der Wunde an seinem Kopf hatte er seine Frau Eva in der Menge neben den Bäumen an der Brühlschen Terrasse aus den Augen verloren. Um ihn herum herrschte ein geradezu elementares Durcheinander; irgendwann stolperte er in eine Telefonzelle, um den umherfliegenden Funken zu entgehen, die das Sehen so schmerzhaft machten; dort wurde er von einem Bekannten erkannt. Einer brillanten Eingebung folgend bedeckte er den gelben Stern auf seinem Mantel; eine weitere Eingebung führte ihn auf eine historische Terrasse entlang der Elbe, die den Juden verboten war²². Alles, woran Klemperer denken konnte, war Eva: Wie hatte er sie verloren, und was war aus ihr geworden? Die Steinterrasse schien eine Fräse zwischen zwei Welten zu bilden: dem nächtlichen Dresden mit seinem dahinplätschernden Fluss und seinem kühlen Nieselwind, und nicht mehr als ein paar Hundert Meter entfernt der luftleeren, erbarmungslosen, nicht überlebensfähigen Feuerlandschaft. Klemperer hatte jedes Zeitgefühl

verloren. Ein Bekannter, der seinen stark blutenden Kopf bemerkte, legte ihm einen provisorischen Verband an, während der Professor überhaupt keinen Schmerz zu spüren schien. Hinter ihm das Knarren der Holzbalken, das gewehrartige Knallen, wenn die Mauern einstürzten und Steine zerbrachen. Am Neumarkt, auf dem die Frauenkirche stand, waren Dachrinnen sowie Rohre geschmolzen, und nun vermischte sich das flüssige Metall mit dem zähflüssigen, siedenden Teer. Die Kirche selbst hatte keinen Treffer abbekommen, aber schon jetzt strahlte von ihren acht Säulen aus Sandstein die Hitze ab.

Auf der anderen Seite des Flusses stand Horst Schaffel und blickte über die Stadt und die schimmernde Lichtsäule. Sein Freund Winfried Bielss hatte zumindest noch seine Mutter; Horst hatte keine Ahnung, ob jemand aus seiner Familie auf der anderen Seite inmitten dieses grässlichen Feuerscheins noch am Leben war, oder ob er noch ein Zuhause besass. Der Junge lief auf ein öffentliches Gebäude in der Nähe der Carolabrücke zu, das in Flammen stand; die wenigen Soldaten, die sich noch in der Gegend aufhielten, beschieden ihm knapp, die Brücke sei eine Ruine und dürfe nicht überquert werden. Ebenso erging es Margot Hille und Gisela Reichelt im Süden der Stadt, die vor schmerzhafter Sorge um die Verwandten in und um Johannstadt erfüllt waren. Tausende von Dresdnern trösteten sich mit der Aussicht – wie klein auch immer sie ausfallen mochte –, dass diese schreckliche Nacht sicherlich bald zu Ende sein musste. Aber dank der gewaltigen Schwaden von grauem und schwarzem Rauch, die sich über dem Elbtal erhoben, würde an diesem Morgen keine Morgendämmerung über Dresden aufziehen.

19 – Aus dem Reich der Toten

Als die Nacht zu Ende ging, hatten immer mehr Menschen ihr Augenlicht verloren oder waren kurz davor zu erblinden. Für Marielein Erler wandelte sich der Juckreiz zusehends in Schmerz, fast passend genau zu jenem Zeitpunkt, an dem sie gezwungen war, dieses wohl aussergewöhnliche obszöne Spektakel zu betrachten – und sie doch ihr ganzes Erwachsenendasein über von Artefakten der Schönheit umgeben war. Lange, nachdem die letzten Erschütterungen der Bomben abgeebbt waren, und die Luft noch mit Materie erfüllt war, machten sie und Georg sich auf den Weg. Sie passierten über aufgerissene Gehwege die Ruinen ausgebrannter Häuser, aus denen teilweise noch Flammen züngelten, sowie «eine grosse Zahl von toten Menschen»¹. Die Leichen waren meist nackt und bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Zweimal sahen sie die Körper von schwangeren Frauen, denen man irgendwie die Bäuche geöffnet hatte, um die Ungeborenen zu holen.

Natürlich war auch ihr eigenes Haus fast bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Einem seltsamen Zwang folgend ging das Paar in den Garten, wo seine sorgfältig gepflegten Blumenbeete unter Trümmern begraben lagen. Im hinteren Teil befand sich ein Drahtkäfig, in dem Nachbarn Hauskaninchen gehalten hatten, die jetzt aber nur noch «verkohlte Klumpen» waren. Marielein Erler hatte nun ernsthafte Probleme mit ihren Augen, weshalb sie und

ihr Mann beschlossen, zum Haus ihrer älteren Tante Else zu gehen, die in einem Vorort etwas ausserhalb des Stadtzentrums lebte, wohin der Feuersturm sich nicht ausgebreitet hatte. Unter einem eiserndunklen Himmel, der erfüllt war von dem heissen Staub von verkohlten Trümmern, marschierten sie über Strassen, die mit Asche bedeckt waren, als hätte es geschneit. Nach und nach wurde die Luft etwas sauberer, und allmählich entfernten sie sich vom Anblick und Geruch der Brände. Als sie bei Else ankamen, erkannten sie, dass auch das Haus der alten Dame getroffen worden war; aber wenigstens brannte es nicht, und Tante Else selbst war völlig unverletzt. «Unter Tränen und Umarmungen begrüsst sie uns», erinnert sich Marielein Erler². Jetzt war es ihr bereits kaum noch erträglich, die Augen zu öffnen. «Ich bat um ein Taschentuch und etwas Wasser», erinnerte sie sich. «Ich musste meine Augen kühlen.» Aber ein Wasserrohr musste getroffen worden sein, denn aus den Wasserhähnen kam kein Wasser mehr. In ihrer Verzweiflung wand sich Marielein Erler an eine Nachbarin, aber alles, was sie anzubieten hatte, war etwas schmutziges Wasser in einer grossen Pfanne. Sie versuchte, durch etwas Schlaf ihren Augen eine Pause zu gönnen, aber nach einer kurzen Pause hatte sich ihr Zustand nicht gebessert. Sie und ihr Mann beschlossen, nach Hause zurückzukehren, wo sie sich hoffentlich mit ihren Nachbarn zusammenschliessen und gegenseitig helfen konnten.

Ganz ähnlich erging es der Sehfähigkeit von Lothar Rolf Luhm. Er und die anderen waren aus dem Keller des Taschenbergpalais herausgekommen, bei dem wie durch ein Wunder der Ausgang nicht von abgeplatzten Trümmerteilen des darüber liegenden Schösschens blockiert war. Sie konnten nur schwerlich erkennen, ob die Sonne schon aufgegangen war, da dichter Rauch den Himmel verdunkelte. Als er zusammen mit mehreren Beglei-

tern die immer noch knisternde und knackende Stadt erkundete, schossen aus einigen Ruinen plötzlich Flammen heraus, die Glasscherben zu fliegenden Klingen machten. In den Kirchen glühten immer noch die Feuer, und die einst schmalen Gässchen, die nun geräuschlos und mit farblosem Schutt überzogen dalagen, waren nicht mehr auszumachen. Luhms unbeständige Schritte, sein immer verschwommener werdender Blick, liessen ihn nur langsam vorankommen. Doch der Gruppe gelang es, die breiteren Alleen zu finden und sich durch das, was von der Altstadt noch übriggeblieben war, zum Grossen Garten durchzuschlagen. Sie müssen den Altmarkt passiert haben, wo die Leichen in dem Löschwasserteich alle Farbe verloren und sich aufblähten. Luhm und seine Gruppe suchten sich ihren Weg durch die gekappten Kabelreste der Strassenbahnoberleitungen; inmitten anderer Trümmer stand eine zerstörte Tram. Luhm weiss noch, dass sie voll besetzt mit «Frauen, Kindern und Soldaten» war, die alle «so aussahen, als würden sie schlafen».

Sie erreichten den Grossen Garten, die sich über zwei Kilometer erstreckenden verkohlten Stümpfe der Eichen und der Linden, zerborsten und zersplittert und gefällt und geschwärzt. Überall waren tiefe Krater, und überall lagen menschliche Körper und Torsi verstreut, wie hingeworfen. Ein zur Wissenschaft neigender Beobachter hätte vielleicht eine Art Meteoritenhagel annehmen können: das Gras, der Boden und die Bäume von gewaltigen Kräften getroffen, zerfetzt und verstreut. Auf Luhm machten viele der Leichen einen illusorischen, entspannten Eindruck von Friedfertigkeit: Frauen und Kinder, die auf den ersten Blick unverseht erschienen. Doch an diesem Punkt nahm das eigene Sehvermögen immer stärker ab, seine Sicht trübte sich immer mehr ein. Luhm bemerkte aber auch, dass sie nicht die Einzigen waren, denn selbst

in dieser verfluchten Parklandschaft gab es Menschen, die um die verstreuten Körper herumgingen und entschlossen schienen, Hilfe zu leisten. «Überall waren Freiwillige, die halfen, wo immer möglich», erinnerte er sich³.

Zu seinen Begleitern gehörten sein Kamerad Günther und eine Mutter mit ihrer Tochter, die allesamt im Schlosskeller gewesen waren. Sie einigten sich darauf, dass die Männer Mutter und Tochter bei der Suche nach ihren Verwandten begleiten würden, die nur wenige Kilometer entfernt auf dem Land lebten. Aber Luhm war mittlerweile praktisch blind, und keiner von ihnen hatte eine Ahnung, in welche Richtung sie sich halten mussten. Ein Sanitäter, der sich freiwillig gemeldet hatte, kontrollierte Luhms Augen und diagnostizierte nichts weiter als eine vorübergehende Form der «Rauchvergiftung». Als die kleine Gruppe nun aufbrach, um nach einer unbeschädigten Elbbrücke – und einer Straße in die kühle, offene Landschaft dahinter – Ausschau zu halten, nahm die Tochter Luhms Hand und wies ihm den Weg.

Etwa zur gleichen Zeit näherte sich auch Mischka Danos dem brennenden Gehölz im Grossen Garten; als er den schützenden Bunker verlassen hatte, hatte er sich zunächst wie ein Schlafwandler gefühlt. Die breitere Allee in der Nähe des Hauptbahnhofs war trotz all des Ziegelschutts, der Trümmer und Glasscherben leicht zu passieren, fand sich doch immer noch ein Weg hindurch – aber mit den schmaleren Gassen der Altstadt änderte sich das Bild von Grund auf. Hier versperrten heisse Steinbrocken den Weg, die überstiegen werden mussten. Danos sah irgendwann einen kleinen Jungen liegend an einem Zaun, nicht älter als fünf Jahre, der aussah, als würde er schlafen: der erste vollständig erhaltene Leichnam, dem er begegnete. Flüchtige Blicke hatten zu-

vor nur Fragmente menschlichen Lebens freigegeben: ein Bein und ein Fuss, die unter einem Ziegelhaufen hervorragten, ein Haarbüschel an einem nicht sichtbaren Kopf, begraben unter geschwärzten Trümmern. Alle Eindrücke verschmolzen zu einer Art geballtem Effekt, und den jungen Mann, den ursprünglich die Neugierde angetrieben hatte, um zu sehen, was mit der Stadt passiert war, überkam nun endlich die Angst⁴. Die Reaktion mag später erfolgt sein, aber nichtsdestoweniger tat es ihrer Intensität keinen Abbruch. Sie war da, tief im Inneren, wie ein aufloderndes Feuer, das um sich griff. Er setzte seinen Weg fort, der ihn ohne konkretes Ziel weiter zum Fluss und zur dahinter befindlichen Neustadt führte.

Nicht weit von dem Flakturm, wo Danos Schutz in einem Bunker gesucht hatte, schritt der Grossvater der zehnjährigen Gisela Reichelt durch die morgendliche Dämmerung. Angesichts der Strassen und Gassen, die er sein ganzes Leben lang gekannt hatte und die nun auf Schutt und Staub reduziert waren, wäre die Orientierung an sich schon schwierig genug gewesen, aber jetzt war auch er völlig erblindet. Doch er ging immer weiter. Auf wundersame Weise gab es andere, körperlich robustere Menschen, denen der koagulierende Staub weniger ausmachte. Sie entdeckten ihn, eilten zu Hilfe und brachten den alten Mann mit seinen tränenden, blassen Augen langsam und behutsam zum Krankenhaus Johannstadt. Zwar würde er dort auch nicht behandelt werden können, aber zumindest Trost und Zuspruch finden. Währenddessen irrten seine Enkelin und ihre Mutter in etwa zwei Kilometern Entfernung durch die Stadt. Der nervenzersetzende Stress der Nacht hatte für beide nicht mit dem Abdrehen des letzten Bombers ausgesetzt: Zuerst war der Zugang zu ihrem Keller durch ein heftiges

Feuer blockiert, sodass sie ein Fenster zum Gehsteig einschlagen mussten, durch das die Bewohner herausklettern konnten (Giselas neues Geschwisterchen war in zwei Wochen ausgezählt). Nachdem sie dem Keller und den Flammen entronnen waren, hiess sie die Strasse mit einem Feuer willkommen, das sich mit schier unendlicher Ausdehnung vor ihnen erstreckte⁵.

Ihr Zuhause lag zerstört, eine Rückkehr war ausgeschlossen. Die schwangere Frau und ihre Tochter konnten nichts weiter tun, als sich über den noch klebrigen Asphalt vorbei an den einstürzenden Ruinen hoher Wohngebäude hindurchzumanövrieren, während der Staub in ihren Hälsen kratzte. Darüber hinaus musste Giselas Mutter irgendein Mittel finden, um den Blick ihrer Tochter von den grotesk verdrehten, nackten Mumien abzulenken, die mit Asche überzogen waren. Ihre Lösung bestand darin, zu rennen oder sich zumindest so schnell wie möglich fortzubewegen. Eine Tante lebte einige Strassen weiter südlich, in einem ziemlich schicken Vorort mit eleganten Wohnhäusern, die zwar in Flammen standen; doch wenigstens war ihre Tante in Sicherheit.

Sie alle machten sich auf den Weg, um nach Giselas Grosseltern väterlicherseits zu sehen, die in der Nähe der Universität lebten, wie die Tante in einer baumgesäumten Strasse mit Villen und Wohnhäusern, deren Stil an Frankreich erinnerte. Nun war jedes einzelne Anwesen entweder in Flammen aufgegangen oder lag ausgeweidet da. Aber auch ihre Grosseltern, die den Luftangriff im hauseigenen Keller verbracht hatten, lebten noch, und sie beschlossen, gemeinsam weiterzumachen. Einen konkreten Plan hatten sie nicht, und ihre Willenskraft schien hauptsächlich von der Angst herzurühren. Sie alle gingen einfach drauflos, «ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten».⁶

Sie waren nicht die Einzigen, auch andere Gestalten bewegten sich durch die zerstörten Strassen. Allen war der Impetus gemeinsam, raus aus der Stadt in die Felder und Wälder zu kommen. Sie wie auch Giselas Familie waren so abgeschnitten und verletzlich, vergleichbar mit den Bewohnern eines mittelalterlichen, seit längerer Zeit unter Belagerung stehenden Dorfes. Sie waren aus dem 20. Jahrhundert bombardiert worden, herauskatapultiert aus der Neuzeit.

Als Horst kurz vor Tagesanbruch mit Winfried Bielss und seiner Mutter aus dem Keller kam, hatte der Junge nicht die Möglichkeit, etwas über das Schicksal seiner Familie zu erfahren. Horst zog allein los und wandte sich nach Osten, in Richtung Loschwitz zum Blauen Wunder, der Loschwitzer Brücke. Das Symbol Dresdner Ingenieurskunst stand noch. Aber als der Junge sich durch die östlich gelegenen Viertel hin zu den zerstörten Überbleibseln von Johannstadt vorarbeitete, bot sie ein letztes Zeichen von Gewissheit. Als er das Haus seiner Familie erreichte, fand er lediglich eine ausgebrannte Leerstelle vor, von seinen Eltern keine Spur. Er hatte ein Notizbuch dabei und hinterliess eine kurze Nachricht, die er in das hineinklemmte, was von der vorderen Veranda des Hauses übrig geblieben war. Dann folgte Horst dem Weg, den er gekommen war, und kehrte durch die skelettierten Strassenzüge zum Blauen Wunder zurück. Er überquerte den Fluss und stieg die angrenzenden Hügel hinauf, um in nördlicher Richtung in die saubere, vom Regen reingewaschene Dunkelheit der Dresdner Heide einzutauchen, dem Wald am Stadtrand von Dresden. Er suchte sich kilometerlang seinen Weg durch den Baumbestand und erreichte schliesslich ein kleines Dorf, wo Verwandte von ihm lebten.

Einige wussten exakt, was für ein schrecklicher Anblick sie er-

warten würde, darunter Beamte, Eisenbahnpersonal und Dr. Frommes fünfzehnjähriger Sohn Friedrich-Carl, der sich unter dem metallisch schimmernden Morgenhimmel dem zerstörten Bahnhof näherte⁷. Das Glasdach und die stolze Glaskuppel waren ebenso wie die Bahnsteige und im Bahnhof befindlichen Züge getroffen worden. Immer noch loderten Brände, und der Beton der Bahnsteige strahlte weiter Hitze aus. Hier auf der oberen Ebene lagen einige blutige, zerstückelte Leichen herum, und es war offensichtlich, dass die unterirdisch gelegenen Ebenen, die abgedunkelten Tunnel und die Gänge, zu einem Massengrab geworden waren. Einige Menschen waren ein Opfer der Panik geworden und zerquetscht, bei anderen war der Leib aufgeplatzt. Und es gab noch mehr, die den Weg in die bombensicheren Luftschutzkeller der Station gefunden hatten, bevor ihnen einfach die Luft ausgegangen war und sie an Ort und Stelle erstickt waren. Als aufgrund der Brände die Umgebungstemperatur unweigerlich stieg und stieg, waren einige buchstäblich gebacken worden. Falls Friedrich-Carl gehofft hatte, noch auf irgendeine Art und Weise helfen zu können, kann man nur schwer abschätzen, wo er hätte beginnen sollen; die ersten mit Grauen erstellten Schätzungen gingen von dreitausend Todesopfern aus. Alle diese Menschen, viele von ihnen Flüchtlinge vom Land, waren in und um einen Tunnel gestorben. In jedem Fall waren solche Zahlen nur mit grösstem Abstand begreiflich zu machen – was hätte eine quantitative Bestimmung für jene bedeutet, die auf die unterirdischen Passagen herabschauten, in denen die Leichen feststeckten?

Friedrich-Carl berichtete Albert Fromme, der immer noch im Krankenhaus arbeitete. Offenkundig waren auch mehr Soldaten zugegen, denn nach der Anarchie der Brände herrschte das dring-

liche Bedürfnis vor, die öffentliche Ordnung wieder herzustellen. Tatsächlich war die Wehrmacht dem Krankenhaus und Fromme von praktischem Nutzen, indem sie mit Lastwagen Patienten in kleinere, nicht getroffene Krankenhäuser und Hospitale in den Vororten und auf dem Land verlegten. Diese Hilfe war entscheidend, denn trotz des Fehlens einer zuverlässigen Strom- und Wasserversorgung sowie eines begrenzten Vorrats an Schmerzmitteln, Verbandsmaterial und sterilem Operationsbesteck gab es so viel für Fromme und seine grosse Belegschaft zu tun. Darüber hinaus waren einige Nebengebäude, darunter die Wäscherei, die Zahnklinik und die gynäkologische Abteilung, durch die Bomben irreparabel beschädigt worden. Sofort nach Tagesanbruch bat Fromme darum, mit einem Militärlaster zu diversen kleineren Krankenhäusern in der Nähe gefahren zu werden, um die dortigen Einrichtungen inspizieren zu können. Bei dieser Gelegenheit konnte er gleich das dort tätige Personal mit den Herausforderungen konfrontieren, denen es sich gegenübersehen würde: offene, nässende Eingeweide rund um die verfärbten Brandwunden, Rauchvergiftungen sowie oft auftretende Augenverletzungen.

Anderswo in der Stadt schien es, als wären Geister zurückgekehrt. Margot Hilles Grossonkel Hermann sass kurz vor der ersten Angriffswelle in einem Zug, der sich dem Hauptbahnhof näherte. Jetzt, in dieser uneindeutigen Sphäre vor den ersten Sonnenstrahlen des Tages, stand Hermann vor der Haustür seines Bruders, Margots Grossvater. Grossonkel Hermann trug einen Anzug, der nicht ihm gehörte, sowie die Schuhe eines Fremden. Er erklärte, dass «der brennende Zug aus dem Bahnhof gefahren sei»⁸. Er gab nur wenige Details preis, ausser jenem, dass er während der Brän-

de dieser Nacht seine Kleidung verloren hatte, aber irgendwie die nötigen Mittel aufgetrieben hatte, um sich neue zu kaufen. Sein Bruder, der aus dem Keller gekommen war und kontrollieren wollte, ob sein zerbombtes Haus nicht geplündert wurde, war damit einverstanden, ihn bei sich aufzunehmen; angesichts Hermanns surrealer Erscheinung ist es schwer vorstellbar, was er ansonsten hätte machen können.

Doch Tausende mussten das Gegenteil solch einer tröstlichen Erfahrung durchmachen. Margot Hilles Tante, die ziemlich nah der Altstadt lebte, hatte in der Panik ihre Tochter aus den Augen verloren; jetzt wandelte sie in dem Zwielficht, das den helllichten Tag fernhielt, durch die glühende Asche und immer noch glühend heisse, verstreut herumliegende Ziegel und Mauerreste dieser zerstörten Strässchen und Gassen, immer in der Hoffnung, dass ihr das Mädchen zufällig über den Weg laufen würde. Margot begleitete sie bei ihren wiederholten, neurotischen Ausflügen durch die Trümmer, und dabei erfasste das junge Mädchen, wie weit der Luftangriff die Stadt in ihren Eingeweiden getroffen hatte: die verkohlten Leichen auf den geschmolzenen Strassen, weit verstreute Gliedmassen und abgetrennte Köpfe auf verbrannter Erde. All die Opfer waren zumindest identifizierbar – nicht, dass es Margots Tante Trost gespendet hätte, aber sie entdeckte keine Hinweise darauf, ob ihre Tochter noch lebte. Die Umgebung lag alles andere als still da; sowohl aus der Nähe als auch der Ferne hörte man den Nachhall von knackenden, knarrenden und einstürzenden Gebäuden. Ausserdem waren genügend Menschen unterwegs, die entweder gekommen waren, um ihre Toten zu betrauern oder denen zu helfen, die auf wundersame Weise überlebt hatten.

Nachdem sie die Elbe überquert hatten, lieferte Mischka Danos das «Karl-May-Mädel» an der Haustür ihrer Eltern ab. Sie besaßen ein grosses Haus in einem bewaldeten Vorort, dessen Fenster sogar noch intakt waren. Die Eltern des Mädchens führten den erschöpften Danos ins Obergeschoss und boten ihm an, dass er sich auf einem der Betten ausruhen könne. Doch sein Schlaf währte nur kurz, und als er aufwachte, spürte er den Drang, in die Ruinenlandschaft zurückzukehren. In dem in Trümmern liegenden Viertel Johannstadt hatte er eine Begegnung, die er zunächst für eine Vision hielt: Auf der zerstörten Strasse spazierte eine Giraffe entlang⁹.

Victor Klemperer, dessen Auge und Schläfe von der Schrapnell-Verwundung immer noch schmerzten, stand auf der Brühlschen Terrasse und starrte wie hypnotisiert auf die Feuer in der Altstadt hinter ihm; noch bevor das erste Licht des Tages zu erahnen war, bemerkte Klemperer: «Irgendein Turm glühte dunkelrot», eingerahmt von all den «Bühnenfeuern» zur Rechten und zur Linken¹⁰. Er war wie betäubt, ausser dass er ständig darüber nachdachte, wie jämmerlich es doch wäre, jetzt noch zu verunglücken. Wo war seine Frau? Sie waren nun seit Stunden getrennt. Er schleppte sich ein wenig weiter zur Elbe hin zur Terrassenmauer, von der man den Fluss überblicken konnte, und dort, auf einem Koffer sitzend, war Eva. «Wir begrüßten uns sehr herzlich», und es spielte keine Rolle, dass sie all ihr Hab und Gut verloren hatten.

Klemperer wollte unbedingt wissen, wo sie gewesen war. In dem blutigen Durcheinander des zweiten Luftangriffs war sie von jemandem in einen «arischen Luftschutzkeller» heruntergezogen worden, den sie schnell wieder durch das Kellerfenster verlassen hatte. Zurück auf der mit Rauch verqualmten Strasse, begab sie

sich auf die Suche nach ihrem Mann. Die Gewalt, die von den Bränden ausging, und die Gefahr von herabfallenden Trümmerteilen – sie wurde von einem Fensterflügel am Kopf getroffen – zwangen sie erneut in einen Schutzraum, diesmal unter dem Albertinum, in dem sich die Stadtverwaltung befand. Eva blieb einige Zeit dort, hielt es aber wiederum nicht lange dort aus. Sie war eine leidenschaftliche und entschlossene Raucherin, und als sie in dieser unnatürlich heißen Nacht in den Qualm heraustrat, den Blick auf die schwelende Kunstakademie gerichtet, überkam sie das Verlangen nach einer Zigarette. Sie hatte ein Päckchen Zigaretten dabei, aber keine Streichhölzer. Als sie etwas auf dem schwarzen Boden glühen sah, beugte sie sich vor, um daran die Zigarette anzuzünden. Es war eine brennende Leiche.

Danach war sie vage der Richtung gefolgt, aus der kühlere Luft von der Elbe herüberströmte, und jetzt war sie wieder mit ihrem Mann vereint. In diesem Halbdunkel waren sie derart erschöpft, dass sie nicht in der Lage schienen, trotz all der Angst vor den Sehenswürdigkeiten zurückzuweichen, die unter normalen Umständen jeden begeistert hätten. Klemperer erinnerte sich, wie er an einem Mann vorbeikam, dem die Schädeldecke weggerissen worden war, und «der Kopf war oben eine dunkelrote Schale». Er entdeckte einen abgetrennten Arm mit einer «bleichen, nicht unschönen Hand, wie [...] aus Wachs». Das ältere Paar beobachtete, wie sich in diesem unwirklichen grauen Morgenlicht eine Art Prozession bildete, die die Uferstrasse entlangzog. Einheimische und Flüchtlinge liessen sich nicht mehr voneinander unterscheiden. Es gab Menschen, die Handkarren mit verschiedenen Haushaltsgegenständen zogen, andere schleppten Kisten. Klemperers Davidstern war längst entfernt. Das Paar traf einen anderen Bewohner des Judenhauses, Eisenmann mit seinem Sohn Schorschi, der sei-

ne übrigen Angehörigen nicht finden konnte. Mit einem Seitenblick auf den kleinen Jungen fing er an zu weinen und meinte gegenüber den Klemperers, dass das Kind bald nach Frühstück verlangen würde und er nicht wisse, was er ihm geben sollte.

Auf der anderen Seite des Flusses, den ausladenden Elbwiesen, wandelten einige in Mänteln, andere noch in ihrem Nachtzeug, allenfalls Decken übergeworfen, auf und ab und starrten auf die brennenden Feuer, die noch mehr Rauch in den geschwärzten Himmel bliesen. Sie waren verwirrt ob der Amputation so vieler vertrauter Türme und Kirchen; die Katholische Hofkirche aus dunklem Stein, nun eingestürzt; das grosse, entstellte und bis auf sein Fundament zerstörte Opernhaus; der barocke Zwinger, ein Grossteil seiner verspielten Mauern und Fassaden vernichtet. Unter den entwurzelten Bürgern befanden sich auch Angehörige der Hitlerjugend und des Bundes Deutscher Mädel, die aus den relativ unversehrten Vororten gekommen und darauf erpicht waren zu helfen, wo immer sie konnten. Die Nazi-Oberen hingegen liessen sich kaum blicken. Natürlich bemühten sich Soldaten, Feuerwehrleute und Mediziner, wieder Ordnung unter jenen Menschen herzustellen, die kaum begriffen, dass sie noch am Leben waren, aber ranghohe Nazis waren nirgendwo zu sehen. Vor allem der Gauleiter von Sachsen, Martin Mutschmann, glänzte mit seiner Abwesenheit, statt die Leute um sich zu scharen; das ist umso bemerkenswerter, weil es die städtischen Beamten waren, die ein gewisses Mass an Vernunft in diese zertrümmerte Welt zu bringen versuchten. Mutschmann war natürlich auch nicht zugegen, als in der Ferne nur wenige Stunden später erneut der brummende Widerhall der Bomber erklang.

20 – Die dritte Welle

Die Zweifel und die Bedenken – und dann eher schweigend, das bewusste Entsetzen – setzten erst später ein. Der junge Amerikaner, ein Stabsunteroffizier, war ein Bombenschütze, der bereits siebenundzwanzig Feindflüge in ganz Europa absolviert hatte. Während des Einsatzes sass er im Bug in einer Kanzel aus durchsichtigem Plexiglas, das MG entschert. Vor dort konnte er die sich nähernden Feinde und ihr Angriffsfeuer ausmachen, aber auch das Tageslicht auf den Flüssen weit unten schimmern sehen, schneebedeckte Hügel, Städte und Industriegebiete, den aufsteigenden Rauch und das Feuer aus den bombardierten Strassen und Fabriken. Howard Holbrook würde sich später in einem Ton, der eher leicht als lakonisch klingen sollte, daran erinnern, dass er viele «Fälle von Leben und Tod» gesehen hatte¹. Angesichts der Gefallenenzahlen sowohl bei amerikanischen als auch bei britischen Besatzungen war dieses Statement eine bewusste Untertreibung, obwohl er hinzufügte, dass er niemals verletzt wurde. Das war schon bemerkenswert: Spätere Berechnungen ergaben, dass unter den Bomberbesatzungen der USAAF die durchschnittliche Lebenserwartung fünfzehn Einsätze betrug, also nicht einmal die volle Anzahl an zu absolvierenden Feindflügen. Wie ihre britischen Kollegen wurden auch die amerikanischen Flieger in gewaltiger Anzahl vom Himmel geholt.

Jetzt, am Morgen des 14. Februar 1945, als der dunkle Himmel über Ostengland immer grauer und heller wurde, gehörte Howard U. Holbrook zu Hunderten von amerikanischen Fliegern, die auf die gerade enthüllte Karte starrten, auf der ein roter Faden Route und Ziel markierte. Falls er über die Flugdistanz nach Dresden, dieser Stadt tief im Herzen Europas, bestürzt war, so erinnerte er sich später nicht mehr. «Bei der Einsatzbesprechung wurde uns gesagt, dass wir es auf die Bahnhöfe abgesehen hatten», erinnerte er sich. «Aber meine Maschine war mit Brandbomben bestückt.»²

Holbrook war zu jenem Zeitpunkt vierundzwanzig Jahre alt und hatte sich drei Jahre zuvor gemeldet. Er war in Coeburn, Virginia, aufgewachsen, einer kleinen Stadt tief in den Appalachen am Lonesome Pine Loop, die geografisch und geistig so weit vom Grossstadtflair entfernt war wie nur irgend möglich³. Der Bombenschütze gehörte zu den etwa vierhundertfünfzigtausend US-Fliegern, die sich in den gesamten USA freiwillig gemeldet hatten. Es waren Männer, die eine breite Palette an Hintergründen und Überzeugungen mitbrachten, und viele Namen verwiesen auf eine deutsche oder italienische Provenienz. Holbrook war Mitglied der Baptistengemeinde und besass einen starken Glauben. Doch schon wenige Stunden nach dem Briefing am Morgen würden Holbrook und seine Kameraden für die Dresdner zu einer dämonischen Kraft mutieren, angetrieben nicht von moralischem Eifer, sondern von einer düsteren Boshaftigkeit. Ihr Luftangriff würde als unergründlich angesehen werden, angesichts von Strassen, die im menschlichen Staub versanken, Kellerräumen mit Toten und Überlebenden, die sich – traumatisiert und verwundet – schon auf die Suche nach Körperteilen gemacht hatten, die vielleicht zu ihren Angehörigen gehörten. Mit welcher absurden Rechtferti-

gung wagten die «amerikanischen Gangster», wie sie im Dresden der Nachkriegszeit genannt wurden, erneut einen Anflug? Aber auch den Amerikanern war, wie den Briten in der Nacht zuvor, von Truppenbewegungen berichtet worden sowie von der Notwendigkeit, die Kommunikations- und Transportwege zu unterbrechen. Und war eine Bombardierung bei Tageslicht nicht dazu angetan, um zumindest Zivilisten eine Chance zu geben?

Das US Strategic Air Force Intelligence Office vertrat zu Beginn des Jahres 1945 die Ansicht, dass die Luftwaffe «sich in einem Mass erholt hatte, das der Alliierte Geheimdienst nicht für möglich gehalten hätte»⁴; die Nazis schlugen mit Gift und Galle zurück. Auch die Kämpfe am Boden nahmen an Heftigkeit nicht ab, ganz im Gegenteil. Bei der bitterkalten Plackerei durch Wälder und über Flüsse stieg die Zahl der getöteten oder schwer verletzten US-Soldaten während dieses eisigen europäischen Winters dramatisch an. Vielleicht schien der Ausgang des Konflikts festzustehen, aber selbst mit dem Wissen, dass sich die Alliierten und die Sowjets unweigerlich an zwei Fronten näherten, würde Hitler niemals eine Kapitulation in Betracht ziehen. Der Veteran und spätere Literaturkritiker Paul Fussell hielt Jahre danach fest: «Wir wussten, dass die Deutschen den Krieg verloren hatten, und sie wussten es auch. Es war die schreckliche Notwendigkeit, den Deutschen die Niederlage pedantisch und buchstäblich per Verordnung einzupfropfen, die wir so entmutigend fanden. Es war eindeutig, dass wir gewinnen würden, warum mussten wir den Sieg auch physisch umsetzen und dabei sie und uns selbst töten?»⁵

Die höheren Ebenen der britischen und amerikanischen Bomberkommandos stumpften angesichts der Härte ab, mit der der Krieg geführt wurde, und zeigten sich nicht um die Zivilbevölkerung besorgt. Obwohl Sir Arthur Harris der Energischste und Ge-

radlinigste von allen war, wenn es darum ging, die Notwendigkeit eines vorsätzlich durchgeführten Flächenbombardements von Städten zu artikulieren, standen ihm seine Vorgesetzten und amerikanischen Waffenbrüder 1945 in philosophischer Hinsicht recht nahe. Der Kommandant der US-Streitkräfte, Carl Spaatz, hatte sich Anfang Februar damit einverstanden erklärt, dass Luftangriffe auf Berlin, Leipzig und Dresden sowohl gerechtfertigt als auch wünschenswert waren. Dies geschah nicht aus Bosheit oder dem unbarmherzigen Drang, alle Spuren des Feindes auszumerzen. Aber es hatte ein entscheidender Gesinnungswandel stattgefunden: Die Zivilisten, die das volle Leid der Luftangriffe ausbaden mussten, wurden ausdruckslos betrachtet. Das Ziel war, wie gesagt, «Chaos und Verwirrung»⁶ zu stiften; diesen Worten wohnt eine kinetische Semantik inne, sie verweisen auf chaotische Bewegungen, unkontrollierbare Menschenmassen, die einer geordneten zivilen Behördenstruktur das Leben schwer bis unmöglich machen. Was den Worten nicht zu entnehmen ist, sind die Leichen in den Kellern, deren Organe geschmolzen und verschmort sind.

Darüber hinaus erforderte es für Flieger wie Howard Holbrook ebenso viel Mut wie bei nächtlichen Bombenangriffen, Deutschland bei strahlendem Sonnenschein zu überfliegen: Die Maschinen, die silbern am Himmel glänzten, waren für die Deutschen sehr viel leichter auszumachen. In den ersten Wochen des Jahres 1945 hatten Holbrook und seine Kameraden mit der B-17 Einsätze geflogen, die auf synthetische Ölfabriken, Mineralölwerke sowie Eisenbahnstrecken abzielten, weshalb sie ihre Bomben über Mannheim und Lützkendorf abwarfen. Die US-Einsätze wurden gegenüber den Besatzungen immer als Angriffe auf Infrastruktur und Treibstoffversorgung dargestellt, als ob sie eher die Maschine

und nicht den Bediener zerschmettern würden. Die Wahrheit war jedoch, dass die B-17-Bomber niemals mit einer chirurgischen Präzision agierten, wie die Flieger es vielleicht geglaubt oder gehofft hatten. Viele ihrer Bomben gingen buchstäblich kilometerweit vom Ziel entfernt nieder. Bei riesigen Industrieanlagen, die von karger Landschaft umgeben sind, spielte es kaum eine Rolle, aber bei den Rangierbahnhöfen in der Nähe der Stadtzentren war Präzision von grösster Bedeutung, sofern man schreckliche Verluste unter der Zivilbevölkerung vermeiden wollte.

Holbrook und seine Besatzungsmitglieder gehörten der 384. Bombergruppe an und waren in Grafton Underwood in Northamptonshire stationiert. Obwohl der Stützpunkt so trostlos wie alle anderen war, war das Dorf selbst sehr hübsch anzusehen: reetgedeckte Häuser aus milchig braunem Stein, ein Bach entlang der Hauptstrasse. Dieses ruhige Relikt des englischen Landlebens muss etwas Frieden und Abstand vom Durcheinander des Krieges geboten haben. Während mehrerer, erst kürzlich geflogener Einsätze war der Maschine – die die Besatzung «Danny» getauft hatte – der Treibstoff ausgegangen, sodass sie auf andere Flugplätze ausweichen mussten, wo sie landen konnten, einmal sogar in den mittlerweile von den Alliierten kontrollierten Niederlanden.

An diesem Morgen des 14. Februar hatten Holbrook und seine Kameraden keine Ahnung, dass der Krieg dem Ende entgegensteuerte. Wie ihre Landsleute lasen sie nicht nur die Berichte über die Opfer, die der Konflikt in Europa forderte, sondern auch über die Folgen des Krieges gegen Japan, der mit einer ganz eigenen Intensität geführt wurde. Als an diesem Morgen von Luftwaffenstützpunkten in ganz England der Schwarm von B-17-Bombern aufstieg, waren ihre Bombenschächte sowohl mit Sprengbomben als auch mit Brandsätzen beladen. Nicht alle waren für Dresden

bestimmt, da gleichzeitig Angriffe auf Chemnitz und Magdeburg geflogen wurden. Doch hinter diesen allgemeinen Zielvorgaben mangelte es an präziser Umsetzung: Die Wolkendecke erschwerte die Navigation an diesem Tag, und von den zwölf Bomberdivisionen, deren Kondensstreifen sich über dem deutschen Himmel abzeichneten, drifteten drei zu weit nach Süden ab und bombardierten versehentlich Prag und anschliessend das von den Nazis kontrollierte Reichsprotektorat Böhmen und Mähren.

Aber Holbrooks Maschine hielt ihren Kurs, und er erinnerte sich viele Jahre später daran, dass sie während des Anflugs auf Dresden, der so um die Mittagszeit herum erfolgte, über Kilometer hinweg bereits den aufsteigenden Rauch sehen konnten, und dass Dresden eindeutig wehrlos dalag. Es war nur wenige Minuten nach Mittag, als sie ihr Ziel erreicht hatten, und insgesamt dreihundertelf amerikanische Bomber flogen durch die Wolken in Richtung der noch brennenden Stadt. Ihr Ziel – die Gleisanlagen in Friedrichstadt – wurde fast vollständig durch den giftigen Rauch verdeckt, der aus den schwelenden Ruinen aufstieg. Für die Bombenschützen war es unmöglich, die Traglast auch nur halbwegs zum richtigen Zeitpunkt abzuwerfen. Und aus diesem Grund wurde diese neue Welle von Bombern mit einem Schrecken betrachtet, der sich bei vielen allmählich in Hass verwandelte und sich unmittelbar auf die Art und Weise auswirkte, wie sich die Dresdner später an ihre eigenen persönlichen Erfahrungen erinnern sollten. Für diejenigen, die nicht verwundet wurden oder Tote im Freundes- oder Familienkreis zu beklagen hatten, waren die Auswirkungen eher indirekter Natur; es war ein Nachspiel zu der traumatischen Erfahrung der vorangegangenen Nacht. Mit der Zeit, und mit zunehmender Wut, würde sich das kollektive Gedächtnis verändern.

Bevor die Amerikaner kamen, wurden Winfried Bielss und seine Mutter von Müdigkeit übermannt; trotz allem, was er gesehen und erlebt hatte, überwältigte den Jungen das Schlafbedürfnis. Er schloss die Augen, und das Nächste, was er weiss, ist, dass seine Mutter ihn einige Stunden später weckte⁷. Das Geheul der handbetriebenen Sirenen war wieder einmal in der Stadt erklingen. Die Bomber kamen zurück. Laut seinen Erinnerungen schien Bielss damals weder überrascht noch schockiert noch wütend darüber zu sein, aber er spürte deutlich den Schmerz derer, die schon während der ganzen Nacht zu leiden hatten. Bielss erinnert sich ausserdem, wie er mit Interesse das musikalische Timbre der herannahenden Urgewalt registrierte, die etwas hellere Tonlage, die darauf hinwies, dass die Bomber weniger zahlreich waren als bei den nächtlichen Luftangriffen. «Dieser Luftangriff dauerte dreizehn Minuten», sagte er. Vom Boden aus war kaum zu erkennen, dass das eigentliche Ziel die Bahnhofsanlagen waren. Bomben prasselten auf Strassen, die bereits mit Leichen übersät waren, und auf die verstörten Grosseltern, Tanten und Onkel, die die noch schwelenden Ruinen in der wahnhaften und verzweifelten Hoffnung durchsuchten, ihre Angehörigen lebend und an einem Stück wiederzufinden. Als eine amerikanische Bombe eine der wichtigsten Stromleitungen Dresdens traf, fiel in der Wohnung der Bielss plötzlich der Strom aus. Bemerkenswert ist, dass die Stromversorgung nach vierundzwanzig Stunden wiederhergestellt war, und die städtischen Arbeiter gingen mit aller Entschlossenheit vor, dafür zu sorgen, dass Dresden trotz des urzeitlichen Angriffs nicht gleichzeitig in barbarische Zustände verfiel.

Bielss' Nachbarin, eine Frau Wack, war zuvor in die Altstadt gegangen, wo ihre Tochter Margot lebte; das letzte Lebenszei-

chen von ihr war ein Telefonat in der Nacht zuvor, das Margot von einer Polizeiwache aus hatte führen dürfen. Danach hatte sie einen der unzähligen Schutzräume in den Kellern aufgesucht. Frau Wack lokalisierte den zerstörten Wohnblock, der an der Adresse ihrer Tochter gestanden hatte; ihr wurde mitgeteilt, den Bewohnern im Keller wäre entweder der Bombenhagel oder der giftige Rauch zum Verhängnis geworden, alle seien tot. Frau Wack war derart verzweifelt, dass die Tatsache eines bevorstehenden Luftangriffs am helllichten Tage scheinbar nicht bis in ihr Bewusstsein vordrang. Auf schreckliche Weise war sie selbst abgestumpft. Später erzählte sie den Bielss, dass nach Angaben der Sanitätskräfte die gesamte Innenstadt ausgebrannt sei.

Einige Freunde von Frau Wack kamen aus dem ausgebombten Stadtteil Johannstadt und standen nun vor dem Wohnblock der Bielss. Sie hatten in ihrem Keller überlebt, obwohl die Häuser in ihrer Strasse von Bomben zertrümmert wurden und sich die Flammen der Brandsätze von innen durch die Gebäude frassen. Auch hier wurde der neuerlich erfolgte Luftangriff oder die Bomben, die auf die offen verwundet daliegende Stadt regneten, wenig oder gar nicht thematisiert. Die Menschen waren einfach zu erschöpft. Bielss erinnerte sich, dass sie «nach Rauch» stanken, ausserordentlich verdreckt waren und sich nichts sehnlicher wünschten, als ihren schrecklichen Durst augenblicklich mit Wasser zu stillen. Die Versorgung vor Ort, egal welcher Art, war unterbrochen. Glücklicherweise funktionierten die Wasserleitungen im Hause der Bielss noch. Die Ausgebombten aus Johannstadt schliefen den Rest des Tages und die ganze Nacht über; länger liess sich solch ein extremer körperlicher Terror nicht bewusst ertragen.

Helmut Voigt waren der 14. Februar und der Angriff der US-

Bomber in gewisser Weise prophezeit worden. Er hatte es von Soldaten vor Ort gehört, die sich darüber bewusst waren, dass die Briten nachts und «die Amerikaner tags drauf kommen würden»⁸. Kurz nach Mittag hörte er einen warnenden Pfeifton; die Köpfe ruckten nach oben, um die schmutzigen Wolken abzusuchen. Er erinnerte sich überhaupt nicht daran, gehört zu haben, wie sich die Maschinen der Stadt näherten, aber was er noch weiss, ist, dass in der Ferne kleine schwarze Punkte vom Himmel fielen, bevor die ersten Detonationen ertönten. Dann erkannte er plötzlich, dass andere Flugzeuge genau auf sie zuhielten. Er lief mit seinen Nachbarn zu den Kellern – eine Rückkehr in die russige Finsternis und die geräuschvollen Einschläge der aufprallenden Bomben. Voigts Wohnblock erhielt einen Treffer, und mehrere Bomben gingen in den Gemeinschaftsgärten nieder. Niemand konnte es glauben, dass Bomber – vermutlich US-Verbände – eine bereits schwer gebeutelte Stadt erneut angriffen. Voigt und seine Nachbarn hatten das Glück, noch einen Keller zu haben, der ihnen Schutz bot. Viele andere hatten dieses Glück nicht.

Georg und Marielein Erler, die am späten Vormittag durch Johannstadt gingen und die überall verstreuten Gliedmassen mit blinzelnden Augen betrachteten, hatten sich mit einigen näher bekannten Nachbarn getroffen, darunter Frau Zaunick, die wie Erler Luftschutzwart war. Ihr war es gelungen, ein paar Anwohner um sich zu scharen, und sie und Erler erstellten einen Plan, wie sie die Stadt verlassen und ein Dorf finden konnten, um dringend benötigte Lebensmittel aufzutreiben und sich etwas erholen zu können. Wie so viele andere Dresdner hatten auch sie ein extrem starkes Schlafbedürfnis. Sie beschlossen, sich in der Nähe der Park-

anlagen des Grossen Gartens zu treffen; Marielein Erler entschied sich dafür, bei Frau Zaunick zu bleiben, während Georg noch einige weitere der unter seinem Schutz stehenden Anwohner zusammentrommeln wollte.

Müde, die Nerven aufgerieben, liess sich Frau Erler am Rand des Parks nieder: Hier waren Blumenbeete und Sträucher, die den Bomben und dem Feuer entronnen waren, grüne Tupfer in einer Stadt aus Grau. Nach fünf Minuten hörte sie heranstürmende Schritte, gefolgt von dem Schrei: «Sie kommen zurück!»⁹ Das Dröhnen von oben setzte ganz plötzlich ein, und Marielein überkam ebenso plötzlich das kalte Grausen, hier unter freiem Himmel ausgeliefert zu sein, ohne Aussicht darauf, einen Schutzraum zu finden. Ihr Instinkt befahl ihr, sich in einen grossen Rhododendronbusch zu zwängen, doch schon während sie sich hineinquetschte, war ihr bewusst, wie nachgerade lächerlich ihr Tun war; aber was blieb ihr anderes übrig? Und jetzt näherten sich mit grauenhafter Geschwindigkeit die Bomber aufs Neue. Marielein Erler, die in diesem Strauch hockte, wusste später noch, dass es so aussah, als würden ganze Felsbrocken vom Himmel fallen. Überall um sie herum ertönten Schreie; dann zuckte in der Nähe der Blitz einer Explosion auf. Marielein Erler wurde am Kopf von einem Schrapnellsplitter getroffen. «Ich fühlte das warme Blut auf meinem Gesicht und Hals», erinnerte sie sich und war überrascht, noch am Leben zu sein.

Der Angriff zog vorüber und brachte in seinem Sog neue Opfer. Marielein kraxelte aus ihrem Versteck und folgte dem Geräusch von «schreienden Kindern». Andere Kinder, erinnerte sie sich, lagen tödlich verwundet verstreut am Boden. Sie fand eine Bank und setzte sich hin; sie konnte an nichts anderes denken, als dass sie warten musste, bis ihr Mann zurückkam. Im Westen der Stadt stiegen neue Rauchsäulen auf.

Marielein sass unbeweglich auf ihrer Bank, während um sie herum Menschen hin und her liefen, als sie von einem Mann angesprochen wurde, der sich wegen ihrer Kopfwunde besorgt zeigte. Er bestand darauf, dass sie sich ärztliche Hilfe suchen sollte, aber sie hatte nicht vor, sich von der Stelle zu rühren, bevor sie nicht wieder mit ihrem Mann vereint war. Ungeduldig packte sie der Mann und zog sie von der Bank hoch, doch sie löste sich mit Vehemenz aus seinem Griff und setzte sich wieder. Der Mann – vielleicht war es ein Sanitäter – gab Marielein fünf Minuten, um auf ihren Mann zu warten, sonst würde sie verbluten.

Der Mann zog weiter, vermutlich um woanders zu helfen, und die Zeit wurde für Marielein Erler zu einem unzusammenhängenden Element. Sie schaute mit vernebelten und schmerzenden Augen teilnahmslos zu, wie Freiwillige begannen, die Leichen anzuheben und auf dieser Strasse zu sammeln. Sie war sich anderer Menschen, die ebenfalls verletzt waren und nun weggeführt wurden, bewusst, dennoch sass sie einfach weiter da, starr und bewegungsunfähig.

Über ihr kreiste ein britisches Flugzeug durch die verschmutzten Wolken, eine Mosquito, die das Ausmass der von den Amerikanern angerichteten Schäden festhielt. Die dreihunderttelf Bomber vom Typ B-17 Flying Fortress (dt. Fliegende Festung) hatten bei dem Versuch, den Verschiebebahnhof in Friedrichstadt trotz des dichten braunen Rauchs zu treffen, einigen Erfolg vorzuweisen: Schienenstränge waren verbogen oder zerborsten, Hütten und Waggons brannten aus. Zahlreiche Brandbomben kamen jedoch anderswo herunter: Die Dächer von vierstöckigen Wohngebäuden, die den Flammen und dem Funkenflug in der Nacht entkommen waren, wurden durchschlagen und ihre Bewohner erneut in die Kellerräume getrieben, in denen die Atemluft schnell to-

xisch wurde. In grösserer Zahl wurden auch die Fabriken getroffen, die vor dem Krieg so viele Näh- und Schreibmaschinen sowie Fahrräder produziert hatten. Diesbezüglich war der Luftangriff effektiv: Diese zu Rüstungsfabriken umgebauten Werke, wahre Industrieburgen, die die Fertigungslinien für Präzisionsgeräte beherbergten, waren grösstenteils zerstört worden. Auch das nahe gelegene Krankenhaus Friedrichstadt hatte kleinere Schäden zu verzeichnen, dennoch waren es seine Trakte, in die frisch Verwundete gebracht wurden: Neben der akuten Notsituation von Schwerstverletzten und Verstümmelten waren blutige Wunden zu versorgen und brennende Schmerzen irgendwie zu lindern.

Nach wenigen Minuten war alles vorbei, und die amerikanischen Besatzungen kehrten über dem weissen Wolkentepich nach England zurück. Am nächsten Tag stand für sie und britische Bomber der nächste Einsatz an, der sie erneut tief ins Deutsche Reich tragen sollte: Chemnitz und Magdeburg lauteten die Ziele diesmal. Dresden war – für sie – kein aussergewöhnlicher Feindflug, sondern nur ein weiteres Ziel. Erst sehr viel später begannen einige von ihnen, sich über die tiefere Bedeutung dieses Luftangriffs ein reflektiertes Bild zu machen; ein Kugelturmschütze, Harold R. Nelson, sah ein, dass «der Bombenangriff auf Dresden wirklich scheusslich war». Aber er war sich auch ganz sicher, dass er auf seine Weise dazu beigetragen hatte, «den Krieg schneller zu beenden»¹⁰.

Die Dresdner jedoch waren schon dabei, das Geschehen auf ihre eigene Weise zu interpretieren. Für Margot Hille war der amerikanische Luftangriff ein «Verbrechen gegen die Menschlichkeit»¹¹; viele Jahre später erinnerte sie sich daran, dass sie gehört habe, wie «tief fliegende» Maschinen bewusst das Feuer auf die Flüchtlinge – solche vom Land sowie ausgebombte Dresdner – er-

öffnet hatten, die hilflos auf den Elbwiesen versammelt waren. Diese Annahme sollte sich zu einem Leitmotiv in der Geschichte der Stadt entwickeln, das die Dresdner selbst entwarfen und das immer wieder auftauchte. Obwohl die Bomber natürlich von Jägern eskortiert wurden, waren es keine «Tiefflieger», und sie hatten die Zivilbevölkerung auch nicht aufs Korn genommen. (Ähnliche Geschichten würden auch in Grossbritannien gesponnen werden: Kinder, die sich in aller Deutlichkeit nicht nur daran erinnerten, dass deutsche Stukas auf sie herunterstürzten, sondern ebenfalls – und genauso unmöglich – an die Gesichter der Piloten.)

Diese Reaktionen können instinktiv und unbewusst ein Mittel gewesen sein, um die Wut auf einen Gegner zu kanalisieren, der ansonsten gesichtslos und unergründlich blieb: besser eine Erinnerung an einen Feind, der mit rachsüchtigem Sadismus zuschlug, als einen, für den der Tod industrielle und leidenschaftslose Fließbandarbeit war. In Dresden wurden solche «Erinnerungen» noch lebendiger ausgeschmückt. Zum Beispiel waren Gisela Reichelt und ihre Mutter in Pferdefuhrwerken als Teil einer Prozession von erschöpften Dresdnern unterwegs, die hofften, auf Bauernhöfen rund um den Elbtalkessel einquartiert zu werden. Plötzlich bemerkten sie, wie sich erneut Feindflugzeuge der hinter ihnen befindlichen Stadt näherten.

Was konnten sie wollen? Alles in der Stadt war «schon kaputt»¹². Aber es geht noch weiter: Sie erinnerte sich an den Konvoi aus Zivilisten, der «wieder und wieder» von tief fliegenden Maschinen angegriffen wurde. Sie eröffneten das Feuer auf jeden, der nicht in Deckung gegangen war. Die Erinnerung kann trügen, aber es ist möglich, dass sie Aufklärer der Luftwaffe beobachtet hatte, die aus der Luft den Versuch einer Schadensermittlung vor-

nahmen; und dass das Maschinengewehrfeuer eine Illusion war, die durch die verängstigten und panischen Reaktionen der Erwachsenen um sie herum hervorgerufen wurde. Wenn das Kind von Erwachsenen umgeben war, die verständlicherweise allein beim Anblick jeder Art von Flugzeug in helle Aufregung gerieten, dann bestand für sie – als sie sich hinwarf – kein Zweifel, dass es sich um einen Angriff handelte. Und so konnte sie sich mit Bestimmtheit nicht daran erinnern, dass jemand getroffen wurde, so dass der Treck unversehrt später am Tag das vorbestimmte Dorf erreichte.

Andere konnten sich nur allzu deutlich daran erinnern, auf den Elbwiesen im Sturzflug bombardiert worden zu sein, und zwar so genau, dass sie sogar die böartigen amerikanischen Piloten beschreiben konnten. Eine Person bestand darauf, dass sie von einem farbigen Piloten angegriffen worden waren – nicht nur angesichts Höhe und Geschwindigkeit der Bomber eine Aussage mit zweifelhaftem Wahrheitsgehalt, sondern auch wegen der Sauerstoffmasken, die die Kampfpiloten trugen. Unter den Tausenden von ausgebombten Dresdnern, die noch am späten Nachmittag vor Entsetzen fast katatonisch waren, verbreiteten sich solche Geschichten rasant. Es waren Menschen, die inmitten noch zischender Rohrleitungen und des Knarzens von fast völlig zerstörten Wohnungen und Geschäften nur ein Ziel kannten: ihre Lieben zu finden, tot oder lebendig. Wie sehr auch immer ihre Körper maltäriert sein mochten, es spielte (scheinbar) keine Rolle. Sie mussten anständig beerdigt werden, oder praktischer formuliert: Die Bürgermeister wussten, dass diese unermesslichen Leichenberge so schnell wie möglich beseitigt werden mussten, bevor Seuchen ausbrechen konnten. Für Pietät war keine Zeit. Und als

an diesem Nachmittag ernsthaft die Bergung verstümmelter Leichen und Leichenteile angegangen wurde, begannen viele andere Dresdner noch betäubt traumwandlerische Ausflüge ins Umland, verweht wie die Windflieger-Samen des Löwenzahns und scheinbar genauso willkürlich in alle Richtungen. Es waren erst achtzehn Stunden vergangen, seit die erste Welle von Bombern zuge schlagen hatte.

TEIL 3

Das Nachleben

21 – Untote und Träumer

Nachdem die US-Bomber abgezogen waren, konnten einige dem Drang nicht widerstehen, die Ruinenlandschaft zu erkunden, darunter diejenigen, die nach Vermissten suchten, und andere wiederum, die von einer Art Faszination des Grauens angetrieben wurden. Winfried Biess und seine Mutter wollten erkunden, was aus der verwüsteten Johannstadt auf der gegenüberliegenden Elbseite geworden war, aber vielleicht wollten sie unbewusst auch eine eigene Bestandsaufnahme vornehmen, welches Ausmass die allgemeine Verwüstung angenommen hatte. Als sie durch das Viertel rund um das Waldschlösschen streiften, starrten der Junge und die Mutter wie gebannt auf Bombenkrater. Sie sahen ein «verbogenes Fahrrad»¹ und daneben einen männlichen Leichnam, dem der Kopf fehlte. Sie gingen weiter den Fluss entlang und passierten den Komplex der Diakonissenanstalt, der teils noch in Flammen stand. Von einst schicken Villen waren nur noch Ruinen übrig. Der Junge stellte erleichtert fest – vielleicht gestattete er sich eine Art Besitzanspruch –, dass seine eigene Schule unbeschädigt schien (viele andere Schüler muss sicher eine Woge der Enttäuschung überkommen haben). Nun kamen sie an weiteren Villen vorbei, die wahrscheinlich einfach abgebrannt und weniger von Bomben zerstört worden waren. Auch hier boten sich weitere Schulen und öffentliche Gebäude, in denen Risse und Löcher im

Mauerwerk klafften. Die Albertbrücke, die nach Johannstadt führte, sah aus, als wäre sie getroffen worden. Auf der gegenüberliegenden Seite waren die Elbwiesen trotz der Hitze im Zentrum am Ufer mit Eisschollen bedeckt.

Als sie die Elbe überquerten, konnten Mutter und Sohn im Panorama die ganze Schneise der Zerstörung erfassen. Am Sachsenplatz waren von den hohen Wohnhäusern und Geschäften nur noch aufragende Trümmerreste übrig. Eine Strasse, die zwischen zwei Wohnhäusern entlangführte, war unpassierbar geworden: Die elektrischen Strassenbahnleitungen hatten sich wie Spaghetti verdreht und standen in alle Richtungen ab; entwurzelte Bäume blockierten neben ausgebrannten Autos und einer ausgebrannten Strassenbahn die Sachsenallee. Bielss und seine Mutter gingen vorsichtig um die Hindernisse herum und hielten auf die Lothringer Strasse zu, in der das Gerichtsgebäude stand. Dieses furchteinflössende Symbol staatlicher Autorität mit seiner im Hof errichteten Guillotine stand noch, war aber von den Flammen verschlungen worden, sodass sein geschwärztes Inneres sichtbar wurde, zusammen mit dem beissenden Geruch von verbranntem Holz und Baumaterial. Auf dem, was von dem Bürgersteig noch übrig geblieben war, lagen Leichen und Körperteile verstreut. Mutter und Sohn zogen weiter.

Die Stadtlandschaft war zu einem Mysterium verkommen, denn es fiel äusserst schwer, sich anhand von Strassen mit formlosen Gesteinsbrocken zu orientieren oder überhaupt auszumachen, wo die Strasse sich angesichts zerstörter Wohnhäuser oder Villen, von denen noch zwei oder drei Wände standen, einst befunden hatte. Der Junge bemerkte, wie sich seine Mutter bei jedem Opfer ein wenig vorbeugte, denn jeder Leichnam konnte ein getötetes Familienmitglied sein. Doch es boten sich noch schlim-

mere Anblicke. Etwas weiter südlich hatte eine Strasse mittig einen Treffer abbekommen, sodass ein riesiger, schüsselartiger Krater entstanden war, dessen mit kiesigem Schutt aufgehäufter Rand von verrenkten, entblösten Leichen gesäumt war. Die Druckwelle und der Zustrom ofenheisser Luft hatten die Kleidung von den Körpern der Frauen und Männer gefegt und die Eingeweide geröstet. Das Bild entsprach der lapidaren Entwürdigung einer organisierten, kultivierten Zivilgesellschaft, einer Entfesselung und Manipulation physischer Kräfte, die die Toten flächendeckend geschändet hatten. Nachdem Bielss' Mutter die nackten Leichen abgegangen war, setzten sie ihren Weg fort.

In einer schmalen Strasse in der Nähe des Krankenhauses befand sich ein Wall aus staubigen, spitzkantigen Trümmern, der sich über die gesamte Breite der Strasse erstreckte und mit weiteren Leichen bedeckt war. Als sie die Ecke einer weiteren, rauhenden Strasse erreichten, erinnerte sich der Junge plötzlich an den Schneider Wenzel Lupinek, bei dem die Familie Kleidung anfertigen liess und der in dieser Gegend lebte und arbeitete. Erst im Vorjahr hatte Lupinek die Masse für Winfrieds Konfirmationsanzug, seinen ersten Anzug überhaupt, genommen. Wie hätte er zwischen all diesen eingestürzten Gebäuden überleben können?

Mutter und Sohn machten sich auf den Weg zu einigen Verwandten, die in der Nähe wohnten. Mit Beklemmung blickten sie auf die Gebäude, die relativ unbeschädigt schienen, und auf jene, von denen nur noch Mauergerippe aufragten. Doch einen Hoffnungsschimmer hatte der Junge: Im Gegensatz zu vielen älteren Gebäuden in der Innenstadt waren in diesen Wohnhäusern Träger und Stützen aus Stahl statt aus Holz verbaut, sodass es wahrscheinlicher war, dass die Gebäudestruktur der Keller unversehrt geblieben war.

Die dunklen Treppen und Abgänge, die in die Keller führten, waren noch zu heiss, um hinunterzugehen; die Hitze stieg auf wie aus einem Backofen. Etwas weiter erlebten sie ein kleines Wunder: Sie entdeckten ihren Verwandten Horst Poppe auf dem aufgerissenen Bürgersteig vor einem Wohnhaus, von dem nur noch das Aussenskelett stand. Winfried starrte gebannt auf die Menge an Wertsachen, die Poppe anscheinend vor den Flammen retten konnte; hier draussen, in dieser intensiv würzig-rauchigen Luft, sass er auf dem Bürgersteig und hatte einen kleinen Haufen von verziertem Glas, Porzellan und Kunsthandwerk angehäuft. Und er hatte Neuigkeiten: Zwei Verwandte der Bielss hatten sich zur Wohnung seiner Schwägerin aufgemacht und befanden sich ebenfalls in Sicherheit. Die einzige Person, über die er nichts sagen könne, wäre seine Schwiegermutter. Während die drei dort inmitten dieser unheimlichen, endzeitlichen Welt miteinander sprachen, bog jene Schwiegermutter plötzlich um die Ecke; sie war gezwungen gewesen, anderswo einen Schutzkeller aufzusuchen. Es kam zum Wiedersehen; und mit der Gewissheit, dass ihre Verwandten überlebt hatten, wollten Mutter und Sohn wieder in ihr eigenes Zuhause zurückkehren, das in einem Viertel lag, das sich noch lebendig anfühlte.

Als sie zurück durch das Labyrinth der zerstörten Gebäude gingen, atmeten der Junge und seine Mutter den Qualm von brennendem Holz ein, unter den sich der Geruch von verbrannter Kleidung und verschmortem Gummi mischte. Hinzu trat eine neue Note: der aufsteigende Verwesungsgestank der vielen Leichen, eine «ekelhaft süsse Mischung», die Bielss selbst noch nach fünfzig Jahren heraufbeschwören könne².

Der Junge und seine Mutter hatten verhältnismässig grosses Glück gehabt; sie hatten die Menschen gefunden, die ihnen am

Herzen lagen, lebend und unverletzt. Etwas weiter in Richtung Altstadt suchten ältere Männer und Frauen nach vermissten Ehepartnern, Kinder nach Eltern und Eltern nach Kindern, die in den Gässchen nahe der Kreuzkirche auch auf die noch heissen Trümmer kletterten. Auf dem zentralen Abschnitt der Prager Strasse waren die Beton- und Steinreste in der Mitte der Strasse fast bis auf Kopfhöhe aufgeschüttet worden, sodass sie nur mit grösster Mühe erklommen werden konnten; zuvor waren die Steine, die manchmal Haarbüschel oder abgetrennte Hände verbargen, einzeln gesammelt worden. Es fühlte sich an, als würde man ein Grab schänden. Etwas weiter südlich waren Soldaten, Ärzte, Krankenschwestern und Freiwillige in den Ruinen des Bahnhofs zugange. Diejenigen, die auf den Bahnsteigen und im Parterre getötet worden waren, lagen nun säuberlich aufgereiht im Gang der Bahnhofshalle. Die Dresdner setzten sich zwangsläufig dem makabren Anblick aus, um zu sehen, ob sie einen von ihren Lieben entdecken konnten (die Schädel waren teils so stark deformiert, dass eine Identifizierung nur anhand der Kleidung möglich war; dasselbe galt für Leichen mit stark verbrannten Gesichtern). Man unternahm Anstrengungen, die Leichen aus den im Dunkeln liegenden unterirdischen Ebenen zu bergen, aber die Menschen waren sehr eng aneinandergepfercht. Ausserdem war die Luft immer noch so heiss, sauerstoffarm und toxisch, dass kaum Fortschritte zu verzeichnen waren. Gerüchte verbreiteten sich ausserordentlich schnell, und Albert Fromme wurde von einem seiner Mitarbeiter zugetragen, dass man vermutete, etwa dreitausend Menschen seien in diesen fürchterlichen Tunneln verreckt.

Obwohl viele Schutzkeller noch so heiss waren, dass sie nicht betreten werden konnten, zeigten sich Behörden besorgt über die Möglichkeit eines Seuchenausbruchs. Nur wenige Minuten nach

dem amerikanischen Luftangriff kümmerten sich Soldaten und Freiwillige, Feuerwehrleute und medizinisches Personal um die ziellos umherstreifende Masse an Flüchtlingen und Ausgebombten und dirigierten sie in Richtung der Ausfallstrassen. Ihnen wurde mitgeteilt, sie sollten einfach weitergehen, denn in den Vororten und auf dem Land würden weitere Freiwillige sie auf die Dörfer und Bauernhöfe verteilen, wo sie mit Lebensmitteln versorgt und in grossen Scheunen mit frischem Stroh einquartiert würden. Auch der sächsische Gauleiter hatte sich schliesslich aus seinem eigenen, privaten Betonbunker hervorgewagt und angeordnet, dass ausnahmslos jeder, der beim Plündern erwischt wurde, hingerichtet werden würde.

Ein solches Dekret war für jene bedeutungslos, die schwer verletzt und traumatisiert waren und nun möglichst schonend zu Feldlazaretten transportiert wurden, die mit aussergewöhnlicher Geschwindigkeit rings um die Stadt aus dem Boden schossen. Bei Arnsdorf etwas östlich der Dresdner Heide war eine kleine Sanitätseinheit der Wehrmacht stationiert. Fromme koordinierte die Massnahmen, um sicherzugehen, dass die behelfsmässigen Einrichtungen weitere Patienten aufnehmen konnten. Autos in Privatbesitz wurden requiriert. Frommes eigener Wagen – dessen Reifen sich nicht verflüssigt hatten, oder dessen Motor nicht geschmolzen war, im Gegensatz zu vielen anderen Fahrzeugen – ruckelte auf den Landstrassen hin und her, während die Patienten in den provisorischen Unterkünften einquartiert wurden. Abseits der Feuersbrunst hatte der Winter nichts von seinem eisigen Griff verloren, sodass die Evakuierungen durch den Schnee eine ziemlich gefährliche Unternehmung waren. Daneben kämpfte Fromme mit der Telefonverbindung, die nur teilweise funktionierte. Erstaunlich



29. Aus Berlin wurden Sanitätskorps herbeigerufen, um der zahlreichen Leichen Herr zu werden. Ausgedörrt und mumifiziert lagen noch Tausende in den Kellern, die buchstäblich zu Backöfen geworden waren.

30. Der am helllichten Tage geflogene Luftangriff der Amerikaner vom 14. Februar 1945 richtete sich gegen eine bereits pulverisierte Stadt.





31. Das berühmteste Foto der Verwüstung von Richard Peter. Es zeigt nicht etwa einen steinernen Engel, sondern die Allegorie der Güte auf dem Dach des Dresdner Rathaussturms, die auf die unfassbare Zerstörung im Süden der Altstadt herabblickt.



32. Angesichts der zerstückelten oder anderweitig verstümmelten Tausenden von Leichen sahen sich die Behörden oft gezwungen, sich bei der Identifizierung auf die Besitztümer zu verlassen.



33. Auf dem Altmarkt wurden Tausende von Leichen auf behelfsmässigen Scheiterhaufen verbrannt. Die Gefahr eines Seuchenausbruchs war so akut, dass die Zeit für eine konventionelle Bestattung fehlte.



34. Kriegsgefangene mussten die Leichen aus den Kellern bergen. Kurt Vonnegut notierte später, ein Gang durch diese zerstörten Strassen wäre ihm wie ein Spaziergang auf dem Mond vorgekommen.



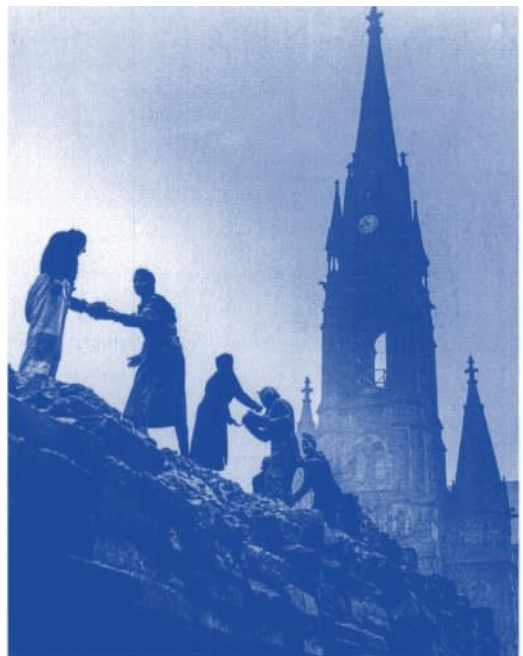
35. Neben dem Grauen der Leichenberge hatten die Behörden auch mit vielen Tausenden Flüchtlingen – darunter viele Kinder – zu kämpfen, die Nahrungsmittel benötigten und für die Quartiere in Dörfern rund um die Stadt gefunden werden mussten.

36. Die orientierungslosen Überlebenden mussten bei ihrer Odyssee durch die völlig zerstörten Strassen auch mit dem giftigen Rauch brennender Materialien fertigwerden, unter den sich ein «ekelhaft süß» Todesgeruch mischte, wie sich ein Überlebender erinnerte.



37. Als die NS-Diktatur kapitulierte und die in Dresden das Sagen hatten, begannen die Aufräumarbeiten: Dafür wurden Gleise verlegt, um mit Waggons die riesigen Schuttberge abtragen zu können.

38. Für die Räumungsarbeiten meldeten sich Freiwillige, aber russische Soldaten fanden Mittel, um andere, weniger gewillte Bürger zur Arbeit zu zwingen, darunter so zweifelhafte Methoden wie die Feststellung, die Ausweispapiere seien «fehlerhaft».





39. Die Zerstörung des Zwingers und der Gärten – neben anderen architektonischen Schätzen Dresdens – brachte die sowjetischen Behörden in ein ideologisches Dilemma: Sollten solcherart Gebäude tatsächlich wieder aufgebaut werden?



40. Die Sowjets hatten es eilig, Dresden ihren Willen aufzuzwingen, wie hier mit eilends errichteten Verkehrszeichen in russischer Sprache.



41. Für Stalin, der den Marshallplan ablehnte, wurde der Wiederaufbau Dresdens zu einer Frage der (ideologischen) Ehre. Propagandaplakate betonten denn auch die Wichtigkeit, vom sowjetischen Volk zu lernen.



42. Nachts waren vielen Menschen die Ruinen unheimlich, während andere befürchteten, dass sie inmitten der Trümmer überfallen werden könnten; aber einige gewannen den Sonnenuntergängen über diesen verwüsteten Strassen auch etwas Poetisches ab.



43. Während die nahe gelegene Kreuzkirche in den 1950er-Jahren restauriert wurde, blieb die Frauenkirche nur als Ruine auf dem Neumarkt erhalten, da die Sowjets keinerlei Interesse an einem Wiederaufbau hegten.



44. Auf dem Bild *Hügel mit Bruchacker bei Dresden* (1824) von Caspar David Friedrich ragt die Kuppel der Frauenkirche zwischen den Bäumen hindurch. Die Stadt und ihre Atmosphäre beeinflussten viele seiner trügerischeren und beunruhigenderen Werke.



45. Ein Detail aus dem epischen Wandbild «Der Weg der roten Fahne», das eine Flanke des in den 1960er-Jahren errichteten Dresdner Kulturpalastes ziert.



46. Zumindest dieses Hochhaus hat Gewissheit, wer den Sieg davonträgt.
Die Stadt blieb ein Schmelztiegel für Kunst und Innovation, aber Dresdens
Aesthetik veränderte sich und nahm stark modernistische und strenge Züge an.



47. Der Fürstenzug, der die Aussenmauer des Stallhofes vom Residenzschloss schmückt,
besteht aus über 20'000 Fliesen Meissner Porzellans. Das Wandbild wurde Anfang des
20. Jahrhunderts erschaffen und überstand den Luftangriff weitestgehend unbeschadet.



48. Trotz der starren Uniformität nahm der Dresdner Wohnungsbau der 1960er-Jahre beeindruckende Ausmasse an. Der Journalist Neal Ascherson notierte den «stalinistischen Stil», obwohl ähnliche Bausünden auch in Westeuropa begangen wurden.

49. Aus der einst exklusiven Einkaufspassage Prager Strasse entstand ein modernistischer Stadtteil mit Brunnen und staatlichen Geschäften. In den 1950er-Jahren kam es wegen des Mangels an begehrten Damenmänteln zu einem Beinaheaufstand.

50. Die oberen Etagen der futuristischen Wohnungen an der Prager Strasse boten eine Aussicht über die ganze Umgebung. Im Laufe der Jahre erwarben sich die Dresdner Wohnungsbauprojekte durch unstete Warmwasserversorgung und andere Baumängel einen gewissen Ruf.





51. Der junge KGB-Agent Wladimir Putin – fünfzehn Jahre vor seiner ersten Präsidentschaft – genoss seine Entsendung nach Dresden in den 1980er-Jahren sehr, und es wird kolportiert, dass er das hiesige Radeberger Bier besonders gerne getrunken hätte.



52. Vor dem Krieg traf der Knabenchor der Kreuzkirche unter der Leitung des Kantors Rudolf Mauersberger in ganz Europa und Amerika auf ein begeistertes Publikum. Danach komponierte Mauersberger das *Dresdner Requiem* und stand dem berühmten Chor bis zu seinem Tod 1971 weiter vor.



53. Selbst auf dem Höhepunkt der nationalsozialistischen Unterdrückung hielt die Kommunistin Elsa Frölich an ihrer politischen Einstellung fest. Nach Einmarsch der Sowjets bekleidete sie sofort eine Funktion innerhalb der Verwaltung. Die Stadt erlebte viele solcher erstaunlicher Wendungen.



54. Der Schriftsteller Erich Kästner, Autor von *„Emil und die Detektive“* wurde in Dresden geboren. In den 1950er-Jahren kehrte er zurück und schrieb eine kraftvolle Lobrede auf die Ruinen der Stadt.



55. Der berühmte Physiker Heinrich Barkhausen hatte in Dresden mit seiner bahnbrechenden Forschung schon lange vor dem Aufstieg der Nationalsozialisten begonnen. Nachdem er sie überdauert hatte, setzte er unter den Kommunisten, die ihn mit Ehren überhäuferten, seine Arbeit fort.



56. Unter den Sowjets genoss der allmähliche Wiederaufbau der Altstadt eher Prioritäten in ziviler denn ästhetischer Hinsicht, aber die Alten Meister und andere Kunstwerke erhielt Dresden von Moskau zurück.

57. Die wiederaufgebaute Frauenkirche – eine Meisterleistung in Sachen Ingenieurskunst – wurde 2005 eingeweiht, also genau sechzig Jahre nach ihrer Zerstörung. Das Gotteshaus bildet das emotionale Herzstück der Stadt Dresden.

58. Das helle Interieur der Frauenkirche besticht auch heute durch seine Farben und das besondere Licht. Sie ist ein Symbol für die Erinnerung, für Frieden, Versöhnung, Wiedergutmachung und vor allem – Freundschaft.



ist, dass die Dresdner an diesem Tag irgendwie im Gespür hatten, dass die Versorgung der Verletzten in die Wege geleitet würde. Margot Hille, die trotz des Schlages auf den Kopf immer noch darauf drängte, sich freiwillig beim Bund Deutscher Mädchen zu engagieren, wurde von ihrer ängstlichen Mutter auch am Folgetag zurückgehalten – die allerdings trotz des amerikanischen Luftangriffs an diesem Nachmittag darauf bestand, dass ihre Tochter stattdessen in eine provisorische Klinik ging, die ganz in der Nähe in einer Schule eingerichtet worden war. Die Mutter war davon überzeugt, dass ihre Tochter eine «Gehirnerschütterung» erlitten und sich die Nase gebrochen hatte³.

Bei Margot wurde nichts Schwerwiegenderes diagnostiziert, woraufhin die beiden ihre gepackten Koffer in den Gebäudekomplex der Felsenkeller-Brauerei schleppten. Sie hatten sich, zusammen mit einigen anderen Mitarbeitern und deren Familien, im Nachgang des letzten Luftangriffs für die Sicherheit der Brauereistollen entschlossen, die tief in den Felsen eines Hügels gegraben und gegen weitere Angriffe aus welcher Richtung auch immer gesichert waren. Die Geschäftsleitung von Felsenkeller hatte vor Kurzem sogar dafür gesorgt, dass sanitäre Einrichtungen installiert wurden, falls die Stollen einmal über einen längeren Zeitraum als Zufluchtsort erhalten mussten, zu dem sie auch tatsächlich werden würden.

Marielein Erler, die mit blutender Schläfe regungslos auf der Bank im Grossen Garten sass, kam auch in den Genuss effizienter Hilfe. Nachdem sie sich dem potenziellen Retter verweigert hatte, wurde sie erneut von einem Mann angesprochen, der ihr so gut zuredete, dass sie aufstand und mit ihm zu einem Auto ging. Man brachte sie ins etwa zwanzig Kilometer südlich gelegene Kreischa, das auf einer Hochebene liegt und über ein beeindruckendes

Krankenhaus und Sanatorium verfügte (der heutigen Klinik Bavaria). Marielein wurde direkt zur Unfallstation gebracht, wo drei Ärzte sich um eine grosse Patientenschar zu kümmern versuchten. Ihre Wunde an der Schläfe musste gereinigt und genäht werden, doch das grössere Problem laut Arzt waren ihre Augen: Ihr Sichtfeld war noch immer eingetrübt, ihre Augen schmerzten und bereiteten ihr Kummer⁴. Sie bekam Augentropfen, dann wurde Marielein auf eine der Stationen der Klinik gebracht, wo ein Bett auf sie wartete. Natürlich war sie besorgt um ihren Mann, den sie einige Minuten vor dem Luftangriff der Amerikaner aus den Augen verloren hatte, aber kaum hatte man ihr in das frisch gemachte Bett geholfen, übermannte sie eine heftige Müdigkeit. Wie so viele andere fiel sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Während sich viele Menschen auf den Ausfallstrassen und Brücken der Stadt drängten, um sich in Sicherheit zu bringen, bewegten sich andere kaum von der Stelle. Klemperer, wieder mit seiner Frau Eva vereint, hatte den Tag zum Teil auf dem jüdischen Friedhof verbracht, den sein Bekannter Eisenmann nach der Katastrophe als Treffpunkt für die verbliebenen Juden der Stadt vorgeschlagen hatte. Tatsächlich aber war dort keine Menschenseele, weshalb sie zu der Brühlschen Terrasse zurückkehrten. Die Erschöpfung war so gross, dass selbst ein Bombenabwurf durch einen der amerikanischen Bomber, der einen Moment lang für schreckliches Entsetzen sorgte, sehr schnell wieder in Vergessenheit geriet. Tatsächlich schien Klemperer den späteren Luftangriff weitgehend unbewusst wahrgenommen zu haben, vielleicht war er aber auch schon zu abgestumpft. Am späten Nachmittag trafen immer mehr Sanitätspersonal und -automobile ein, die aus den umliegenden Städten und sogar aus Berlin angefordert worden waren.

Wie Klemperer schmerzten vielen Menschen die Augen, und junge Sanitäter verabreichten reihenweise Augentropfen und versuchten mit dünnen Papierstückchen, den Schmutz aus den Augenwinkeln und -lidern zu entfernen⁵. Als Klemperer an der Reihe war, befahl ihm der Sanitäter scherzhaft: «Nu, Vater, ich tu Ihnen nicht weh!»

Er und Eva zogen in das sperrige, russgeschwärzte Albertinum ein, in dessen Keller sie zuvor Schutz gesucht hatten. Zwar war das Dach zerstört, aber die beiden unteren Stockwerke waren noch völlig intakt. Das ehemalige Zeughaus verfügte über riesige Räumlichkeiten mit sehr hohen Decken; die Stromversorgung erfolgte über einen handbetriebenen Dynamo. Und in einem dieser hohen Räume hatten die Sanitäter so viele Behelfsbetten wie möglich aufgestellt, bevor sie ihre oftmals betagteren Patienten anwiesen, sich dort hinzulegen. Darunter waren auch einige Juden, doch niemand kontrollierte, und gewiss wurde niemand abgewiesen. Klemperer hatte draussen von einem Freund erfahren, dass alle Bewohner aus Klemperers Judenhaus überlebt hätten.

An diesem kalten Februarabend in diesem Raum, in dem alle Geräusche nachhallten, war es unbequem und merkwürdig zugleich. Trotz der Bemühungen der Sanitäter, sich um alle Patienten zu kümmern, gab es weder etwas zu essen noch zu trinken, da die Notversorgung noch nicht auf die Beine gestellt worden war. Die Sanitäter hatten Essensrationen zugeteilt bekommen, hauptsächlich Brot und Wurst, die sie mit ihren Patienten teilten, aber Wasser war das grösste Problem. Ursprünglich war noch genug aus dem Wasserhahn gekommen und jedem Patienten wenigstens ein Schluck Tee vergönnt, aber dann waren alle Wasservorräte aufgebraucht, sodass einige auf den klapprigen Behelfsbetten von grässlichem Durst gequält wurden. Klemperer notierte in sein Ta-

gebuch, dass sein Freund Waldmann plötzlich aufgewacht sei, denn «er habe vom Trinken geträumt». Klemperer selbst erinnerte sich daran, dass er in einen fast hypnotischen Zustand verfiel; schliesslich begannen zwei Männer, die Handkurbel an der Dynamomaschine zu betätigen, wobei das so erzeugte Licht ihre eigenen riesigen Schatten gegen die Wand warf. Die Szenerie muss wie ein Schnipsel aus einem der expressionistischen Filme gewirkt haben, von denen sich das Dresdner Publikum einst so gefesselt gezeigt hatte.

Die Ruinen der Stadt im Zwielflicht; das flackernde Orange der noch lodernden Brände in den Gebäuden; auf dem Altmarkt die Körper, die im Wasser des Löschbassins trieben und sich langsam verfärbten; in der Nähe das plötzliche Knarzen und Krachen aus der verrussten Kreuzkirche, durch deren offenes Dach die Sternennacht hereinfiel. Wiederum ganz in der Nähe, in den nun vollständig abgerissenen Wohnhäusern sowie Gassen und Passagen, die zur Frauenkirche führten, stand wie ein Gespenst ein junger Soldat namens Hans Sattler, still und wachsam. Er starrte auf die Leerstelle, wo einst das Wohnhaus gestanden hatte, in dem seine Freundin gewohnt hatte. Um ihn herum somnambule Gestalten, «Untote und Träumer», wie er sie später nannte⁶.

Darüber hinaus hatte in Richtung Neumarkt ein riesiges Bauwerk allem widerstanden, dessen Silhouette sich neu inmitten der riesigen Trümmerhaufen gegenüber dem samtigen Himmel abhob: die Frauenkirche. Ihre riesige Kuppel sowie das Mauerwerk über dem phlegmatischen, achteckigen Grundriss schien unberührt, ein unausgesprochenes Symbol des Trotzes. Diejenigen, die in ihrer Krypta Zuflucht gesucht hatten, nachdem sie die Nacht und den Morgen sicher überstanden hatten, waren losgezogen, um

Familie und Freunde zu finden. Die Kirche lag nun einsam da. Aber die Brände, die sich in der Stadt ausgebreitet hatten, waren mit der Frauenkirche noch nicht fertig, und bei Einbruch der Dunkelheit war in dem russgeschwärzten Sandstein stellenweise ein matter rubinroter Schein zu sehen. Drinnen wie draussen kam ein Geräusch auf, das dem eines alten, knarrenden und ächzenden Schiffes ähnelte, als ob es in der Nacht hin- und herschwankte. Trotz seiner scheinbaren Unverwüstlichkeit hatte sich bei den ersten Luftangriffen ein Grundpfeiler unter der enormen Wucht einer Detonation verschoben, der die Emporen sowie die riesige, hoch oben thronende Kuppel hielt. Eine weitere Explosion hatte einen ähnlichen Effekt auf einen anderen Grundpfeiler, der aber die Auswirkung der ersten Detonation ausglich. Aber die Schwerkraft, die auf der vom Architekten zweihundert Jahre zuvor berechneten Statik lastete und genau ausgeklügelt war, wurde zusehends ihrer Fesseln beraubt.

An diesem Abend waren nur wenige Leute zugegen, die Zeuge des Einsturzes wurden, und auch die Kriegsgefangenen waren jetzt weit weg. Kurt Vonnegut hatte den grössten Teil des 14. Februar damit verbracht, von Wachen vor sich hergetrieben und gezwungen zu werden, Fuhrwerke, Wägelchen und Karren zu organisieren; die hundertfünfzig Kriegsgefangenen wurden von ihrem Schlachthof-Quartier nach Gorbitz verlegt, wo sich ein weiteres Lager befand. Es war schon spät an diesem Tag, als sie immer noch pedantisch darauf bedacht waren, ihre primitiven Fahrzeuge durch das Labyrinth an blockierten Strassen und matschigen Wegen zu manövrieren. Als sie die Hügel erreichten, die Dresden umstehen, waren die Räder mit geschmolzenem Teer verschmutzt. Wie so viele andere hatten sie auch sowohl die toten Körper von Kindern als auch von Müttern ansehen müssen – und

wiederum doch nicht gesehen. Sie sollten bald einem nekrotischen Albtraum beiwohnen: Gleich am nächsten Morgen sollten diese Männer – neben anderen Gefangenen – mit der Aufgabe betraut werden, die in der Stadt verschütteten Leichen zu bergen.

22 – Glühende Gräber

In der seltsam geräuscharmen Kulisse, die die ausgelöschte Stadt umgab, wurde jeder plötzliche Riss, jedes knarzende Krachen zusätzlich verstärkt. Wo noch vor wenigen Tagen die Kirchenglocken und das Gerumpel der Strassenbahnen im Getümmel und der Hektik rund um die Geschäfte erklangen waren und Familien in Wohnungen, Verkäufer in Geschäften sowie Kellner in Kneipen und Cafés unzählige Gespräche geführt hatten, war unter einem seltsam verdüsterten Himmel aus Rauch nichts als Wüste geblieben, umgeben von einem allumfassenden Vakuum, das die Stille hinterliess.

Am Morgen des 15. Februar war der verrusste Sandstein in der Frauenkirche durch die sengende Hitze endlich so weit abgeplatzt, dass das knapp einhundert Meter hohe Gotteshaus auf seinen mächtigen Säulen hin- und herwogte und ins Schwanken geriet. An einigen Stellen waren die Pfeiler immer noch glühend heiss, während sie an anderen bereits abgekühlt waren, sodass die Statik instabil wurde. Und nun fielen mit rauschendem Donner, der über die umliegende graue Ruinenlandschaft hallte, die Säulen in sich zusammen und rissen die riesige Kuppel mit sich, die seit dem 18. Jahrhundert das Dresdner Stadtbild dominiert hatte. Die Kirche stürzte ein: Die exquisiten Wandmalereien auf der Innenkuppel, die grossen Glocken, die filigran geschnitzten Emporen, die riesigen Fenster, all das prasselte auf den Marmorboden herab und

drückte die Krypta darunter ein. Die Schwerkraft drehte die Kirche gewaltsam um, und Teile des Mauerwerks von der Grösse eines Autos wurden auf den mit Kopfsteinpflaster ausgelegten Neumarkt geschleudert. Das spirituelle Herz Dresdens war zerstört, und nur wenige Menschen fanden sich vor Ort ein, um es zu betrauern.

In der Altstadt kam die Bilanz auf fünfundsiebzigtausend Wohnungen, die entweder irreparabel zerstört oder schlimmstenfalls unbewohnbar waren. Inmitten der zerklüfteten Häusergerippe, die teils plötzlich in Bewegung gerieten, kletterten einzelne Männer und Frauen wie besessen durch die Trümmer; in dieser unheimlichen grauen Dämmerung, die wie eine Sonnenfinsternis erschien, wussten jene Verzweifelten noch nicht, ob sie sich an die Hoffnung klammern oder zu trauern beginnen sollten. Die Mütter entdeckten sorgfältig gekleidete, abgetrennte Gliedmasse, Geschwister bahnten sich ihren Weg durch die Steinwüste und starrten auf Leichen, die ganz friedlich dalagen. Eine Freundin von Winfried Biess' Familie hatte eine gewisse Routine entwickelt: Sie ging in die zerstörte Stadt, deren Gebäude derart eingeebnet worden waren, dass im Umkreis von weit über fünfhundert Metern die Strassen ungehindert einsehbar waren, und suchte vergeblich nach einem Lebenszeichen von ihrer Tochter; verzweifelt und hoffnungslos kehrte sie in die Wohnung in Neustadt zurück, nur um kurz darauf geistesabwesend erneut aufzubrechen. Auch eine ältere Verwandte von Margot Hille, die verwundet und von der Mutter des Mädchens aufgenommen worden war, streifte ständig an jeder lodernden Ruine in der Nähe ihres Hauses entlang, immer in der Hoffnung, vielleicht den Blick auf ein vertrautes Kleidungsstück zu erhaschen. Auf diese Weise waren viele Dresdner gezwungen, die Trauer zunächst einmal auszusetzen.

Dieses Gefühl der Fragilität, des drohenden völligen Zusammenbruchs, schwebte nicht nur über den bruchstückhaft erhaltenen Überresten, sondern auch über den traumatisierten Überlebenden und der Stadtverwaltung in ihrer aktuellen Zusammensetzung; die Infrastruktur – Strassen und Strom- sowie Wasserversorgung – war im Prinzip zerstört worden. Vom kleinen Beamten bis hin zu den hochgestellten Würdenträgern, die die Luftangriffe hinter Stahltüren ausgesessen hatten, sie alle erstarrten hilflos vor dieser verbrannten und blutigen Ödnis. Die Zivilbehörden verpflichteten alle Beamten, derer sie habhaft werden konnten, und Berlin entsandte SS-Männer. Sie nahmen ihre Arbeit zügig auf, weil sie wussten, dass das zerfaserte gesellschaftliche Netzwerk schnell wieder geflickt werden musste. Gelang das nicht, drohte als ein Übel unter vielen eine Seuche, die von den bis dato nicht bestatteten Leichen herrühren konnte. Um die allgemeine Verwaltung zu überwachen, wurde eine hochrangige Persönlichkeit namens Theodor Ellgering vom Interministeriellen Luftkriegsschädenausschuss (ILA) nach Dresden beordert. Ellgering, ein enger Vertrauter von Goebbels, hatte seit 1943 viel Erfahrung in anderen zerbombten Städten sammeln können: Köln, Hamburg, Kassel. Die Kompetenz, mit der er und sein Gefolge besonders in dieser Phase des Krieges agierten, in der die Kämpfe an West- und Ostfront sämtliche Ressourcen erschöpften, war erstaunlich. Da Strom und Wasser in einigen Teilen der Stadt entweder gar nicht oder nur zeitweilig verfügbar waren, genossen drei Punkte Priorität: erstens die Versorgung der Überlebenden mit Lebensmitteln und Trinkwasser, zweitens die sofortige Hinrichtung von Plünderern und allen, die mit Gerüchten hausieren gingen oder moralzersetzend auffielen, und drittens die Notwendigkeit angesichts der

langsam wärmer werdenden Frühlingsluft schnell ein Mittel zu finden, um Tausende von Leichen vor ihrer «Entsorgung» zu identifizieren und die Namen akribisch zu erfassen.

Ellgering konnte zu Ohren gekommen sein, dass ein Mitglied des Ausschusses erst einen Monat zuvor Dresden besucht hatte, um zu überprüfen, welche Vorkehrungen hinsichtlich der Luftschutzräume getroffen worden waren. Er hatte sie als derart unzulänglich befunden, dass Joseph Goebbels die Entlassung des Bürgermeisters Hans Nieland gefordert hatte¹. Irgendwie war diese Anordnung noch nicht bis zu Nieland vorgedrungen, und nun war er einfach nur ein Bürgermeister der Ruinen. Tatsächlich war er nicht einmal mehr das: Angesichts der enormen Zerstörungen schmiedete Nieland bereits Pläne, die Stadt zu verlassen und sich zudem irgendwie der Verantwortung und der Schmach zu entziehen. Sein Vorgesetzter, der Gauleiter Martin Mutschmann, wiederum plante, alle Befugnisse des Bürgermeisteramts an sich zu reißen. Es ist schwer zu sagen, inwieweit Mutschmann davon überzeugt war, dass sich das NS-Regime an der Macht halten würde und Dresden verteidigen könnte. Was auch immer in ihm vorging, Nieland und seine Familie waren bereits damit beschäftigt, die Koffer zu packen. In einer Notunterkunft behauptete eine Dresdnerin, dass sie Mutschmann gesehen habe, worauf ihre Gesprächspartnerin erwiderte: «Hätten Sie ihm doch gleich einen Stein in die Fresse gehauen.»² Aber solch aufrührerische Äußerungen bildeten eher immer noch die Ausnahme.

Theodor Ellgering sorgte dafür, dass einige Strassen freigeräumt wurden, während er andere, deren halb zertrümmerte Gebäude einsturzgefährdet waren, sperren liess. Dies war der einfache Teil der Arbeit; schwieriger wurde es hingegen, Lebensmittel und Tee aus unversehrten Vororten und abgelegenen Städten und Dörfern zu beschaffen sowie dafür zu sorgen, dass an Überleben-

de, die Schutz in Schulen und Hallen gesucht hatten, heisse Suppe und belegte Brote ausgegeben wurden. Was Plünderungen anging, so gab es in den verrussten, ausgehöhlten Mauergerippen der Altstadt wenig, was selbst dem verzweifeltsten Dieb die Sache wert gewesen wäre, aber es bestand immerhin die Möglichkeit, dass es jüngere, robustere Flüchtlinge und Fahnenflüchtige auf Lebensmittelgeschäfte und dergleichen abgesehen hatten, die auf der anderen Elbseite lagen.

Die Bergung der Toten bereitete jedoch ernsthafte Schwierigkeiten, aber nicht aus Mangel an Arbeitskräften für die abscheuliche Aufgabe: Die Stadt wimmelte vor «Arbeitern» – in Wirklichkeit Sklaven –, die in Lagern in den Vororten hausten. Darüber hinaus gab es auch eine grosse Anzahl Soldaten und Kriegsgefangene wie jene, denen Kurt Vonnegut angehörte. Gleich in zweifacher Hinsicht taten sich albraumartige Hindernisse auf, die es zu überwinden galt. Erstens ergab sich das praktische Problem, die abgetrennten Gliedmassen und Köpfe jeweils einem identifizierbaren Leichnam zuzuordnen; so hingen im Grossen Garten Körperteile von den Zweigen der Bäume herab, die das Flammenmeer überlebt hatten. Die zweite Schwierigkeit bestand darin, die unter den Trümmern verschütteten Leichen zu bergen. Ein Mitarbeiter von Theodor Ellgering erinnerte sich, wie es Soldaten gelungen war, sich durch die Trümmer eines Gebäudes in der Altstadt vorzuarbeiten und den verschütteten Eingang zum Keller zu finden. Als die Tür geöffnet wurde, schlug ihnen eine schreckliche Hitze- welle entgegen³. Der Geruch war unbeschreiblich. Wer immer in diese heissen Katakomben hinunterstieg, um die Leichen zu bergen – Taschenlampen an, Gasmaske bereit –, der wurde mit Bildern bedacht, die sich für den Rest seines Lebens einprägten.

Diese Aussicht stand Kurt Vonnegut und anderen Kriegsgefangenen unterschiedlichster Nationalitäten bevor: ein Abstieg in ungeahnte Tiefen. In Reihen ging es von ihrem neuen Lager im Vorort zu den felsbrockengrossen Trümmerbergen in der Altstadt, während sie neben gebellten Befehlen ohrenbetäubende Stille empfing, unterbrochen nur von diversen Stahlwerkzeugen und deren rhythmischem Hacken auf grauem Stein. Zu Beginn schien die Aufgabe hoffnungslos, denn die verschiedenen Suchtrupps konnten nichts weiter tun, als sich zufällig einen Trümmerhaufen herauszupicken und mit dem Graben anzufangen. Die architektonische Infrastruktur der Altstadt war derart umfassend vernichtet worden, dass ehemalige Wahrzeichen wie Lichtspielhäuser, Gaststätten, Theater, Weinstuben oder Geschäfte nicht mehr mit Sicherheit bestimmt werden konnten. Manchmal wurden Trümmer abgeräumt, unter denen nur noch mehr Trümmer zum Vorschein kamen. Auch die Gänge durch das unterirdische Labyrinth von Elbe und Grosse Garten waren nicht passierbar, da jederzeit Tunnel einstürzen konnten. Schliesslich fanden diese Grabungsmannschaften zwischen all dem Gewirr aus verbogenem Material und gebrannten Ziegeln kleine Treppeneingänge, die ins Dunkel führten. Als sich Vonnegut das erste Mal sitzenden Leichen gegenüber sah, verglich er den Anblick mit einem Besuch im Wachfigurenkabinett⁴. Aber mit der Öffnung dieser warmen Grabstätten trat ein chemischer Prozess in Gang, der den widerwärtigen Verwesungsgeruch freisetzte, eine Mischung aus «Senfgas und Rosen»⁵. Vonnegut beschrieb die Keller als «Leichenminen»⁶. All diese Erlebnisse würden den äusserst finsternen roten Faden bilden, der sich durch seinen 1969 erschienenen Roman *Schlachthof 5 oder Der Kinderkreuzzug* zieht – während die schreckliche Ver-

gangenheit die Gegenwart einholt, flattert der Erzähler Billy Pilgrim zwischen verschiedenen Zeitebenen hin und her. Seine Prosa bedurfte nicht des Stilmittels der Übertreibung.

Vonnegut und seine «Leichenkumpel» sahen alle Spielarten des Todes, die die Eingeschlossenen in den Kellern heimgesucht hatten. Im Schein der Taschenlampe machten sie sich auf den Weg nach unten, und viele der Opfer sahen aus, als würden sie meditieren, obwohl sie an Ort und Stelle erstickt waren. Andere Schutzkeller hielten schrecklichere Bilder bereit: Eingestürzte Mauern hatten einige Körper zerquetscht; einigen Leichen fiel der Kopf ab, wenn sie bewegt wurden. Der abgetrennte Kopf eines Mannes trug noch einen Hut. Die Fliegen machten sich schnell überall breit. Die nicht identifizierten, aber unversehrten Leichname wurden in Reihen auf der Strasse abgelegt, immer in der Hoffnung, dass die Familienmitglieder sie wiedererkennen würden. In *Schlachthof 5* muss Billy Pilgrim mit einem maorischen Mithäftling graben, der im Verlauf der Arbeit so heftig erkrankte, dass ihn die unaufhörliche, die Eingeweide zerreisende Würgerei tatsächlich tötete. Es herrschte eine allgemeine Furcht vor Krankheiten, Ratten sowie mit Keimen verseuchter Luft. Legenden aus anderen bombardierten Städten wussten von Nagetieren zu berichten, die so königlich gespeist hatten, dass sie fettleibig geworden waren.

Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, dass das Mauerwerk in diesen schwarzen Kellern in vielen Fällen auf der Haut brannte, wenn man es berührte. Einige Leichen waren in der Finsternis so stark geröstet worden, dass sie auf die Grösse von Marionetten geschrumpft waren. Man erinnerte sich an eine alte Frau, deren Gesicht stark verkleinert und verschrumpelt war, während ihr silbernes Haar noch glänzte. Konnten die verwesenen Leichen nicht aus eingestürzten Kellern geborgen werden, rückten Soldaten mit

Flammenwerfern an und versuchten, sie vor Ort zu verbrennen. In logistischer Hinsicht war die von Ellgering organisierte Antwort auf die Bombenangriffe bemerkenswert, zumal sie auf Zwangsarbeit basierte: Die methodische Effizienz, mit der die Trümmer in den kommenden Stunden, Tagen und Wochen beseitigt wurden, liess kein diktatorisches Regime vermuten, das kurz vor dem Kollaps stand.

Auch aus der Sicht der alliierten Streitkräfte schien es nicht zweckmässig, dass man die Überlebenden in Frieden liess, um die Überreste der Toten zu bergen. Ebenfalls am Morgen des 15. Februar war ein Geschwader amerikanischer Bomber von dem RAF-Stützpunkt Deenethorpe in Northamptonshire gestartet, das eine Hydrieranlage bei Leipzig ins Visier nehmen wollte. Sie hatten den Befehl, auf Dresden auszuweichen, falls die Wolkendecke so dicht sein sollte, dass ein präziser Luftschlag unmöglich wurde. Dieser Fall trat ein, und die Bomber nahmen Kurs auf die Stadt. Aber vielleicht war es auch so, dass die schmutzige Trümmerlandschaft der vorangegangenen Luftangriffe dieses Mal zum Schutz Dresdens beitrug, denn der Himmel war an diesem Tag zu verhangen, als dass die US-Bomber ihr ständig unter Beschuss genommenes Ziel, die Rangierbahnhöfe in Friedrichstadt, genau ausmachen konnten. Von den Bomben ging ein grosser Teil in abgelegenen Kleinstädten wie Meissen und Pirna nieder, während im Süden Dresdens das berühmte Gerichtsgebäude getroffen wurde. Ansonsten schien der zehn Minuten währende Luftangriff bei vielen Bürgern nicht einmal ins Bewusstsein vorgedrungen zu sein. Die Aufgabe, sich um die Toten zu kümmern, klammerte alle anderen Überlegungen aus.

Aus den Vororten machten sich Familien, deren Häuser unbeschädigt waren und deren unruhige Nächte durch das ferne Heu-

len von verzweifelten, herrenlosen Hunden weiter gestört wurden, auf den Weg ins Herz der Altstadt, um sich die aufgereihten Leichen in diesen zerstörten Alleen anzusehen. Verwandte, Freunde oder Kollegen wurden identifiziert, manchmal einfach durch ihre Kleidung, ein Taschentuch, eine Uhr, einen Ring oder ein markantes Schmuckstück. Zu diesen geordneten Identifizierungsreihen gesellte sich manchmal der schreckliche, ausserhalb jeder Norm liegende Anblick alter Männer mit Schubkarren und Wagen, auf denen sie die verstümmelten, zerfetzten und blutbefleckten Überreste derjenigen geladen hatten, von denen sie vermuteten, dass sie einst zu ihren Liebsten gehört hatten; eine ältere Frau wurde dabei beobachtet, wie sie durch die staubigen Strassen mit einem schweren Sack marschierte, der einen geschrumpften Körper enthielt. Wo wollten diese gebrochenen Leute hin? Welche seltsamen Pläne hatten sie gefasst, während sie diese grausige Fracht vor sich herschoben oder trugen? Einige Berichte waren angereichert mit Erinnerungen darüber, wie unkompliziert und freundlich sich die Soldaten in und um die Stadt herum im Allgemeinen gaben; vielleicht wurden die Opfer, die ein Trauma von den aussergewöhnlichsten Ausmassen durchlebt hatten, auch deshalb bevorzugt sanft behandelt.

Einigen Berichten zufolge wurden bis zu zehntausend Leichen sorgfältig auf Karteikarten katalogisiert, auf Lastwagen verladen und auf einen Friedhof im Norden der Stadt transportiert, direkt an der Dresdner Heide, deren Wald gerodet wurde, um riesige Massengräber auszuheben. Doch selbst bei akribischster Planung wäre es unmöglich gewesen, das wirklich schreckliche Ausmass des Problems zu bewältigen: Wenn all die Tausenden von verbliebenen Leichen, die noch geborgen werden mussten, auf die gleiche Weise beerdigt werden sollten, würde es zu lange dauern; der

Verwesungsgestank nahm rapide zu. Es gab noch eine andere Möglichkeit, die zwar der Trauer wenig Raum liess, aber dennoch wirksam war: die Leichen ein letztes Mal den Flammen auszusetzen, bevor man die gehäufte Asche zwischen den Bäumen vergrub. Der verwüstete Altmarkt, wo man die aufgeblähten Wasserleichen aus dem Löschwasserteich geangelt hatte, wurde von den Behörden als zentraler Platz auserkoren, der als Freiluftkrematorium dienen sollte. Nachdem die Leichen erfasst und entsprechende Karteikarten erstellt worden waren, gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Das Kaufhaus Renner – eine zerbrochene Hülle mit Verkaufsflächen unter freiem Himmel – hatte ein letztes Mal seinen Obolus zu leisten. Die Rollläden aus Stahl waren die einzigen Teile des Gebäudes, die die Luftangriffe relativ unbeschadet überstanden hatten. Will man Leichen verbrennen, bedarf es einer ausreichenden Abluft beziehungsweise eines Luftstroms, weshalb es unabdingbar war, dass die zu Haufen aufgetürmten Leichen angehoben werden mussten. Deshalb wurden die einzelnen Stahllamellen waagrecht über den Freiflächen angeordnet und Bretter daraufgelegt, worauf man die Ersten von vielen Tausend menschlichen Körpern warf, die dort verbrannt werden sollten, aufgetürmte Überbleibsel menschlicher Sterblichkeit. Es war eine mittelalterliche Schreckensvision, die sich im industriellen Massstab entfaltete. Bevor weitere Leichen verbrannt wurden, entsorgte man die Asche und Knochen, erst dann wurde ein neues Feuer entfacht.

Die Zivilbehörden taten ihr Bestes bei der Erfassung der Leichen. Bei jenen, die in Häusern oder Kellern gefunden wurden, lagen zumindest Anschriften vor, die man überprüfen konnte. Andere Opfer lagen verstümmelt unter freiem Himmel, besonders im Umkreis des Grossen Gartens, wo die Identifizierung schwierig

bis unmöglich wurde. Unzählige dieser Opfer, von Kindern über Mütter bis hin zu älteren Frauen, waren zweifellos Flüchtlinge vom Land, deren Ausweispapiere in den Flammen aufgegangen waren. Sie hatten entweder keine Luftschutzkeller gefunden oder sich zu verängstigt gezeigt, in den Schutzräumen zu bleiben, die ihnen zugewiesen worden waren. Auch hier, am Rande des Parks, wurden riesige Scheiterhaufen errichtet, und doch gab es unter all den zerfetzten Bäumen und tiefen Bombenkratern Menschen, die abwesend umhergingen, anhielten und von einer Seite zur anderen starrten, bevor sie weiterzogen.

Auf der anderen Seite des Flusses und in den Vororten hatten die Anwohner ihre ganz eigenen Begegnungen mit den Todesopfern. Winfried Bielss und seine Mutter spazierten in der Neustadt durch die Nachbarschaft, die aus Mehrfamilienhäusern und Villen bestand, und machten schon bald die Entdeckung, dass Winfrieds bester Schulfreund Klaus Weigart zusammen mit vielen Familienangehörigen, darunter der angesehene Dr. Wilhelm Weigart, nicht überlebt hatten⁷. Einem von Bielss' Lehrern, Walter Liebmann, und dessen Frau war es ähnlich ergangen. Sie waren im Keller gewesen, als ihr Haus einen direkten Treffer von einer Sprengbombe abbekam. Der einzige Teil des Gebäudes, der noch stand, war das Musizierzimmer.

Bielss und seine Mutter übernahmen den rasch etablierten Brauch, der – als hätte er sich durch morphologische Resonanz übertragen – von Tausenden anderen Dresdnern in diesen wirren Stunden und Tagen praktiziert wurde, um Informationen für ihre geliebten Menschen zu hinterlassen. Sie schrieben kleine Nachrichten auf Karton oder Papier und klemmten sie an Haustüren (oder was davon übrig geblieben war), wo ihre Angehörigen und

Freunde gewohnt hatten, verbunden mit der Bitte, sich bei ihnen zu melden.

Auch jene hinterliessen Nachrichten, die in ländliche Quartiere evakuiert worden waren, so wie Mischka Danos seiner Mutter, von der er annahm, dass sie mit dem Zug von Prag nach Dresden kommen würde; innerhalb weniger Stunden fand er sich mit vielen anderen in einer ländlichen, mit Unmengen Stroh ausgelegten Scheune wieder, von deren Decke eine einzelne Glühbirne baumelte. Andernorts war es dem verurteilten britischen Soldaten Victor Gregg gelungen, in dem Durcheinander vor seinen Wachen zu fliehen, als eine Bombe die Glaskuppel über der provisorischen Zelle durchschlug, in der er und seine Mitgefangenen arrestiert waren. Er flüchtete auf die Strasse, nur um Zeuge zu werden, wie Frauen mit brennenden Haaren mitsamt ihren Kindern in den Feuersturm gezogen wurden⁸. Sein Instinkt sagte ihm, er solle sich auf den nach Osten führenden Strassen in die hügeligeren Regionen bewegen, über die die anrückenden sowjetischen Truppen unaufhaltsam näherkamen.

Familie Hille war – nicht ohne Grund – immer noch verängstigt, dass die alliierten Bomber erneut zuschlagen würden. Sie waren nicht die Einzigen, die sich zu den Stollen der Felsenkeller-Brauerei aufmachten (sie wären vielleicht weniger zuversichtlich gewesen, wenn sie von dem dort eingerichteten Drahtwerk der Firma Osram gewusst hätten, die der Komplex ebenfalls beherbergte.) Die Tunnel, erinnerte sich Margot Hille, waren feucht, und die hygienischen Bedingungen wurden bald bedenklich, besonders für zwei schwangere Frauen. Aber sie waren entschlossen, hier auszuharren, besonders nachts.

Wiederum andernorts waren es Gisela Reichelt und ihre Mutter, die aus der Stadt marschiert waren. Ihnen erschien die bäuer-

liche Landschaft rund um Dresden fremd, und sie irrten orientierungslos umher: Sie waren auf einem Bauernhof untergebracht worden, und der Stress, dem Giselas hochschwangere Mutter ausgesetzt war, forderte verständlicherweise seinen Tribut. Sie war, erinnert sich ihre Tochter, «von den Ereignissen entkräftet und blickte ängstlich in die Zukunft».⁹

Andere hingegen brachen teils in Dankbarkeit und Erleichterung aus: Der Künstler Otto Griebel, dessen Atelier beim Feuersturm zerstört worden war, fand sich mit seiner Familie vereint. Sein Sohn Matthias, damals acht Jahre alt, sollte sich später daran erinnern, dass das Feuer ihren Schutzkeller heimsuchte und draussen «eine Vision der Hölle» herrschte. «Die Bomben hatten Menschen in die Bäume geschleudert... die Wasserleitungen waren geplatzt und die Gasleitungen brannten.»¹⁰ Die grösseren Fragen um Verantwortung und Schuld sollten die zukünftige Karriere des Jungen bestimmen. Denselben Ernst und eine starke Verblüffung teilten einige Dresdner Kinder, von denen einige Schriftsteller und Journalisten werden sollten, die sich später auch mit den moralischen Fragestellungen beschäftigen sollten. War es überhaupt denkbar, dass die Stadt selbst dazu beigetragen hatte, ihre eigene Zerstörung herbeizuführen? Matthias Griebel sollte später auf eine Hakenkreuzfahne zeigen und sagen: «Von Deutschland ging ein Feuer aus, machte einen grossen Bogen um die Welt und kehrte zurück nach Deutschland.»¹¹

Im Zentrum der Stadt nahm Professor Klemperer – nachdem er Gewissheit darüber hatte, dass etwa vierzig Juden aus den zugewiesenen Judenhäusern überlebt hatten – den Rat eines Freundes an und gab sich als Arier aus. Er fühlte bereits einen leichten Schwindel, gepaart mit einer seltsamen Anspannung, nur indem er die Brühlsche Terrasse auf- und abging, die für Juden verboten war. Aber die Klemperers argumentierten, dass bei den Bränden

riesige Aktenberge und allerlei Aufzeichnungen in Flammen aufgegangen waren, und wenn sie sich anderen Evakuierten angeschlossen – die Wehrmacht ging schrecklich gut organisiert vor, als es darum ging, für die Dresdner Bauernhöfe und Baracken aufzutreiben und sie dorthin zu verfrachten –, dann gab es durchaus die Möglichkeit, dass er unerkannt bliebe. Die Alternative bestand jedenfalls darin, weiterhin seinen Davidstern zu tragen und kurzerhand ermordet zu werden. Nur weil die Stadt zerstört dalag, hatte die Entschlossenheit der Nationalsozialisten hinsichtlich der Judenvernichtung noch lange nicht nachgelassen. Victor Klemperer und Eva schlossen sich also den zu Evakuierenden an und wurden zum Fliegerhorst Klotzsche gefahren, wo man provisorische Unterkünfte eingerichtet hatte.

Hier gab es Wasser sowie eine unglaublich sättigende Nudelsuppe, die Klemperer mit «Wonne» verschlang, während der Kräutertee weniger schmackhaft war¹². Er vertraute mit gewinnender Offenheit seinem Tagebuch an, wie er die Menschen sah, mit denen sie einquartiert waren: gute Leute zwar, jedoch Arbeiterklasse, grobschlächtig, materialistisch und in einigen Fällen kindlich. Klemperer überlegte, wo die gesamte Dresdner Kaste der Intellektuellen verblieben sei. Der Fokus des Professors war hin- und hergerissen zwischen der Möglichkeit, dass er als Jude erkannt und den Behörden angezeigt werden könnte, und dem unbefriedigenden Gemüt ihrer Gefährten (eines Nachts stellte Eva fest, dass eine Wolljacke und ein Rock, die sie unter ihrem Kissen aufbewahrte, von einem Mann gestohlen worden war, und sie ihn peinlicherweise damit konfrontierte, bis er die Sachen wieder herausgab). Er tanzte schon so lange auf diesem Drahtseilakt des Todes, und er verstand, dass die Chancen auf Enttarnung nur dann

geringer würden, wenn sie Dresden völlig den Rücken kehrten. Er und Eva konnten sich eine Unterkunft in einer anderen Stadt suchen und ganz neu anfangen. Andere Dresdner zogen, wenn auch aus anderen Gründen, die gleichen Schlussfolgerungen, schliesslich existierte neben den zerbombten Häusern immer noch die Bedrohung durch die anrückenden sowjetischen Streitkräfte.

Nachdem sie sich weitgehend erholt hatte und ihre Kopfverletzung verheilt war, bekam die elegante Marielein Erler, der regelmässig Augentropfen im Krankenhaus in Kreischa verabreicht wurden, mitgeteilt, dass ihr Bett gebraucht wurde und die Not anderer grösser wäre. Und so wurde diese dezente Dame in ihrem Pelzmantel – einer der letzten Wertgegenstände, die ihr als Überlebender geblieben waren – zusammen mit mehreren anderen Dresdnern entlassen und an eine Schule verwiesen, in der sie in der kommenden Nacht schlafen sollte. Die «Betten» bestanden aus zusammengedrückt Stühlen, und Frau Erler und ihre neuen Begleiter verbrachten die Nacht «halb schlafend» und halb redend, wobei sie ihre gemachten Erfahrungen austauschten¹³. Marielein Erler wusste immer noch nicht, was aus ihrem Mann geworden war. Am nächsten Tag gelang es ihr, mit einem Laster der Wehrmacht nach Dresden zu kommen. Sie wollte einfach nur nach Hause, aber bei der Ankunft wurde sie mit einem derart schrecklichen Anblick konfrontiert, der ihre schlimmen Bedenken noch übertraf. Die Strassen «rochen fürchterlich», sowohl nach Feuer als auch nach Tod; sie lagen «ruhig und ausgestorben». Die Körper «waren zu Leichenbergen am Strassenrand gestapelt»¹⁴. Sie beobachtete, wie Männer in weissen Schutzanzügen Leichen aus dem Rinnstein anhoben und sie – begleitet von einem zackigen «Eins... zwei... drei!» – auf Lastwagen warfen, die dann zum

Altmarkt führen. Daneben sah sie auch Soldaten mit Flammenwerfern, die «Ad-hoc-Kremationen» in den Kellern vornahmen.

Sowohl im Fall von Marielein Erler als auch den Klemperers gestaltete sich die Abreise aus der Stadt zwar kompliziert, aber immerhin lag sie im Bereich des Möglichen; die Klemperers mussten sich Mitfahrgelegenheiten organisieren und kilometerweit über flache Landstrassen laufen, aber schliesslich erreichten sie einen Bahnhof; ebenso gelang es Marielein Erler, die erneut mit einem Laster der Wehrmacht zurück nach Kreischa gefahren war, den Bahnhof in einer nahegelegenen Stadt zu erreichen. Aussergewöhnlich ist, dass es dem Regime angesichts der von Briten und Amerikanern verursachten Schäden – Lokomotiven und Waggons waren verbrannt, Schienen verbogen und Brücken beschädigt – wieder einmal gelang, dass die Züge zumindest bis in die Nähe Dresdens führen, wenn auch nicht durch Dresden hindurch (sie verkehrten nur unregelmässig und waren anfällig für unabsehbare Verspätungen von mehreren Stunden). In den abgelegenen Bahnhöfen muss eine Kakophonie von Flüchtlings- und Soldatenstimmen erklingen sein, jedoch: Immerhin existierten Züge, die nach Westen – Leipzig, Chemnitz und noch weiter – führen, weg von den vorrückenden Sowjets.

Am Dresdner Hauptbahnhof waren die Zwangsarbeiter und Soldaten noch damit beschäftigt, die Hunderten von Leichen aus den Etagen unterhalb der Bahnhofshalle zu bergen, die zu Katakomben geworden waren, und sie auf den Bahnsteigen oder das, was davon übrig war, aufzureihen. Albert Fromme interessierte sich sehr dafür, was sich dort abspielte, da sein Sohn am Bahnhof zivilen Pflichten nachgegangen war¹⁵. Fromme selbst machte sich in der ganzen Stadt ein Bild von den Opfern, die in Krankenhäuser in nahegelegene Städte wie Arnsdorf verlegt wurden, und er-

kundete das Gebiet mit seinem Auto, wobei er versuchte, ein Gefühl für das Ausmass des menschlichen Leids zu bekommen. Am Bahnhof sah sich Frommes Sohn ausser Stande, die Leichen zu zählen, die er vor sich sah, oder sich länger mit ihrem Zustand zu befassen. Doch in der Zwischenzeit hatten Ingenieure etwa einen Kilometer weiter entfernt damit begonnen, die Gleise instand setzen zu lassen, die von Nord nach Süd entlang der wichtigen Linie Berlin-Dresden-Prag verliefen. Es sollte nur wenige Tage dauern, bis eine begrenzte Anzahl von Zügen wieder durch Dresdens Zentrum fahren konnte.

Churchill hatte seinen Oberbefehlshabern einmal geraten, sich gar nicht erst an einer Vorhersage zu versuchen, welche Auswirkungen Brandbomben auf die Bevölkerung haben könnten. Und nun demonstrierten die Einwohner und Zivilbehörden Dresdens, dass das alliierte *moral bombing* bei den Menschen weder dafür gesorgt hatte, dass sie zu verängstigtem Ausharren verdammt waren, noch gegen die NS-Ideologie rebellierten. Stattdessen überwog anscheinend ein überwältigender, fast losgelöster Drang, das Chaos in Dresden zu beseitigen und einer Katastrophe Sinn und Bedeutung zu verleihen, die abgesehen von einzigartigen Details bis dahin unbegreiflich war. Zu jenem Zeitpunkt erfuhr auch der Rest der Welt von dem, was in Dresden geschehen war, und reagierte teilweise so, dass Joseph Goebbels in Berlin fast auf eigene Ausschmückungen der Tragödie verzichtet hätte.

23 – Der Sinn des Terrors

Nun hatten die Frauen und Männer in den Dörfern und Städten Grossbritanniens, die sich am 15. Februar mit ihrer Morgenzeitung an den Küchentisch setzten und ihre streng rationierte Butter und ihren Speck assen, davon erfahren, dass die Briten und Amerikaner einen ungewöhnlich grossen Luftangriff auf Deutschland geflogen hatten: Nach kurzen Schlagzeilen in der letzten Ausgabe vom Vortag boten alle Zeitungen nun ausführlichere Artikel – und Expertenanalysen. Es sollten noch einige Tage vergehen, bis der Angriff von einigen auch unter einem grösseren moralischen Gesichtspunkt betrachtet wurde – bis die Nationalsozialisten möglichst grosses Kapital aus dem Entsetzen schlugen, bis unbequeme Fragen im Parlament gestellt wurden und der Premierminister selbst scheinbar Abstand von dem Bombardement nahm.

Zuerst thematisierte man den Luftangriff im Hinblick auf den logischen Fortschritt, den der Krieg nehmen sollte; obwohl die britische Presse in Kriegszeiten einer gewissen Zensur unterlag, fand sich kein überzeugender Hinweis darauf, dass die Reporter sich zurückhalten sollten. Am 15. Februar erklärte der *Daily Mirror* seiner Leserschaft, der Arbeiterklasse, dass es «Germany's Worst Air Blitz» sei, also der schlimmste Luftschlag gegen das Deutsche Reich. Die Zeitung fügte hinzu, dass «eintausenddreihundertfünfzig schwere US-Bomber... Hunderte von Tonnen

Bomben auf Dresden herabregnen liessen, das in etwas mehr als zwölf Stunden zum dritten Mal angegriffen wurde... Sie schürten noch zusätzlich die Feuer der sechshundertfünfzigtausend Brand- und Hunderten von Sprengbomben, die in der Nacht zuvor von tausendvierhundert RAF-Flugzeugen abgeworfen worden waren.»¹ Rätselhafterweise hatte man die Stärke der Bomber aufgebläht, aber der Angriff wurde direkt mit der Unterstützung von General Konev und dem Vormarsch der Roten Armee in Zusammenhang gebracht; eine gesonderte Erwähnung der zivilen Opfer blieb aussen vor.

Der etwas gehobeneren *Daily Telegraph* zeigte sich eher von den Auswirkungen fasziniert, die der Luftangriff gehabt hatte, und sogar von den Reaktionen des Naziregimes. Nach der ersten Welle, bei der «viele 8'000 Pfund schwere Luftminen und Hunderte von 400 Pfund schweren Sprengbomben» zum Einsatz kamen, während man «die Flammen noch in 350 Kilometern Entfernung sehen konnte. Als die Amerikaner ihren Angriff flogen, loderten die Brände noch immer.»² Es fällt auf, dass diese Zeitung bereits versuchte, die Propagandaschlacht vorwegzunehmen, die sich international gerade erst im Anfangsstadium befand: «Als deutsche Reaktion auf die Bombardierung Dresdens durch 800 Lancaster wurde der Luftangriff als ‘verbrecherischer Anschlag’ bezeichnet», so der *Telegraph* weiter, «bei dem berühmte Gebäude zerstört wurden. Ein Sprecher des Deutschen Nachrichtendienstes erklärte, die Royal Air Force habe «ausschliesslich das Stadtzentrum getroffen*.» Dennoch wurde den Lesern des *Telegraph* versichert, dass die Stadt ein «wichtiger Eisenbahnknotenpunkt» mit «grossen Rüstungsschmieden und Fabriken» sei. Die Eisenbahn wäre entscheidend: Über Dresden verliefen die «Hauptstrecken nach Ost- und Süddeutschland, nach Berlin, Prag

und Wien... Dresden wird dringend benötigt, um Truppen zusammenzuziehen und Verwaltungsaufgaben zu übernehmen, die aus anderen Teilen des Reiches ausgegliedert wurden.»

Der *Telegraph* beauftragte auch seinen hauseigenen RAF-Spezialisten Ernest Howard-Williams, Luftwaffengeneral a.D. und Träger des *Military Cross*, mit der Analyse der Luftangriffe und ihren Folgen. Zwar stellte er sich nicht völlig gefühllos gegenüber den schrecklichen zivilen Opfern, aber der grössere Zusammenhang bedeutete ihm alles. «Die massiven alliierten Luftangriffe auf Dresden zeigten, dass die auf der Konferenz von Jalta getroffenen Pläne ausgeführt wurden, beinahe noch bevor die Tinte der Unterschriften trocken konnte», schrieb er und deutete an, dass die Sowjets die treibende Kraft hinter den Luftschlägen gewesen waren. «Bei den jüngsten Luftangriffen auf Chemnitz und Magdeburg, die gestern erneut bombardiert wurden, waren die Verbindungen zur Ostfront, ausser durch Dresden, bereits stark überlastet.» Aber Howard-Williams bezog mehr als nur Eisenbahnlinien in seine Überlegungen ein. «Es wird geschätzt, dass die Zahl der Soldaten und Zivilisten in Dresden bis zu zwei Millionen betrug», fuhr er fort. «Die normale Einwohnerzahl liegt bei 640'000. Viele Berliner und Evakuierte aus dem Osten waren in die Stadt geflohen, die über eine ausgezeichnete Bahnverbindung zur Hauptstadt verfügt und sich zu einem riesigen Zentrum der Rüstungsindustrie entwickelt hatte... Die Stadt wird von über fünfzig Kilometern Gleisen sowie einem riesigen Rangierbahnhof am linken Elbufer eingefasst, über die sechs Brücken führen.» Ein «Luftwaffenoffizier» habe ihm gesagt: «Gib uns einen Monat gutes Wetter, und wir legen das Eisenbahnnetz der deutschen Armeen im Osten und im Westen lahm.»³ Der Schwerpunkt lag vornehmlich auf der Betonung der Infrastruktur, während der Be-

griff «Flüchtlinge» vermieden wurde. Aber der Experte im Ruhestand machte sich auch über andere Bereiche des Lebens der Stadt so seine Gedanken. «Dresden beherbergt eine Technische Universität und eine Kunstakademie», schrieb er. «Ich nehme an, dass die wertvolleren Kunstschatze längst irgendwo unter der Erde in Sicherheit gebracht wurden.»⁴ Das dürfte in der Tat die Hauptsorge vieler Leser des *Telegraph* gewesen sein, die sich aus dem Bürgertum rekrutierten und von denen ein erheblicher Teil sicherlich einige Preziosen Dresdner Porzellans in ihren Vitrinen vorweisen konnte. Die schelmische Klatschkolumne «Peterborough» enthielt an jenem Morgen einen extrem geschmacklosen Witz, der in Form einer Scheinschlagzeile verpackt wurde: «Luftangriff auf Dresden: eine Neufassung von *Ein Elefant im Porzellanladen*.»

Diese unangemessene Beschreibung dürfte bei den Bomberbesatzungen, die von Folgeeinsätzen – Ziel waren Hydrierwerke von Essen bis Köln – zurückkehrten, nicht auf Zustimmung gestossen sein. Für die Besatzungen des Bomberkommandos war Dresden bereits Vergangenheit, und laut Bombenschütze Miles Tripp blickte man nicht in die Zukunft. Stattdessen lebten sie ausschliesslich in der Gegenwart, und bei jedem Einsatz fuhr ihnen die Angst tief ins Mark. Dazu kam etwas anderes, es schien, als seien die Kameraden süchtig nach Feindflügen und Adrenalin geworden. Ungewöhnlich war das fast vollständige Fehlen von Verteidigungsanlagen rund um Dresden gewesen, denn der silbergrau schimmernde Nachthimmel erstrahlte über anderen deutschen Städten immer noch vor dem orangefarbenen Geschützfeuer der Flaks. Mitte Februar sollten die alliierten Bodentruppen ihren entscheidenden Vormarsch durch die deutschen Wälder machen, während es jede einzelne Flugbesatzung auch weiterhin jede

Nacht auf die Zerstörung der Infrastruktur und des Treibstoffnachschiebs abgesehen hatte. Tripp weiss noch, dass in der Nacht nach dem Bombenangriff auf Dresden der Befehl erging, Kurs auf Chemnitz zu nehmen, das etwas weiter westlich liegt⁵. Sowohl er und seine Besatzungsmitglieder als auch seine Vorgesetzten wussten, dass sich eine grosse Zahl von Flüchtlingen in der Stadt aufhielt. Tripp war bestürzt über das Fehlen moralischer Bedenken, das er bei sich selbst feststellte. Doch seine moralische Verzweiflung, seine Trostlosigkeit wurde von der völlig überdrehten Wahrnehmung aufgehoben, die er und seine Kameraden beim Flug durch diesen Himmel hatten, ein überwältigendes Gefühl der Lebendigkeit. Für den Piloten ihres Flugzeugs, Dig, schienen die Feindflüge allein nicht mehr auszureichen, damit sein Herz auf den Pulsschlag kam, an den er sich gewöhnt hatte; nachdem er die Bomben abgeworfen hatte und die Maschine wieder Kurs auf englischen Boden nahm, setzte Dig manchmal zu einem schwindelerregenden Sturzflug an – mit Tripp in der Bugkanzel. Dann hatte er die sich sehr schnell nähernde Nordsee oder Radfahrer auf englischen Landstrassen vor sich, die sich von ihren Rädern warfen, als die Maschine auf sie zuhielt.⁶

Die von Goebbels gewählte Formulierung «verbrecherischer Angriff» verfiel international nicht; als jedoch am 16. Februar ein amerikanischer *Associated-Press-Reporter* namens Howard Cowan in einem schlecht durchdachten Moment den Begriff *terror bombing* ersann, erlangte er plötzlich und unerwartet Gewicht. Cowan, in Paris beim SHAEF, hatte einer Pressekonferenz des Luftwaffengenerals C.M. Grierson von der Royal Air Force beigewohnt, der darüber gesprochen hatte, worin genau der Zweck bei der Ausrichtung auf Ziele wie Dresden und andere solche Städte bestand, nämlich die Verwaltung ins Chaos zu stürzen und

auch die deutschen Verkehrs- und Kommunikationsverbindungen zu unterbrechen. Aber dieses Konzept, es nicht auf bestimmte Fabriken oder Industrieanlagen, sondern auf die Stadt selbst abgezielt zu haben, um die Stadtverwaltung vor unüberwindliche Schwierigkeiten zu stellen, schien die biedere Version einer rücksichtsloseren Wahrheit auszudrücken, die dahinterstand. Grierson wurde zu den Flüchtlingen befragt, aber er wich aus und versuchte, die Eisenbahnen und Strassenverbindungen sowie die Nähe der sowjetischen Streitkräfte hervorzuheben. Doch es entstand der unauslöschliche Eindruck, dass Flüchtlinge und Zivilisten, die die Strassen in riesigen, panischen Massen blockieren würden, einen festen Bestandteil dieses orchestrierten Chaos bildeten. Und mit Begeisterung fasst der Reporter Cowan den Ansatz in der Einleitung seines Artikels wie folgt zusammen: «Das alliierte Luftwaffenkommando hat die lang erwartete Entscheidung getroffen, vorsätzlich Terrorbombardements auf deutsche Bevölkerungszentren durchzuführen, und zwar als rücksichtsloses Mittel, um Hitlers Untergang zu beschleunigen.»⁷

In seinem Artikel ist ebenfalls davon die Rede, dass ein früherer Angriff auf Berlin «eine mit Flüchtlingen überfüllte Stadt» traf, was aber keineswegs als moralische Missbilligung gedacht war; tatsächlich schrieb Cowan, dass jenen Teilen Europas, in denen Tausende von Zivilisten Opfer der Luftwaffe und der VI- und V2-Raketen geworden waren, nun «Genugtuung» widerfahren würde⁸.

Irgendwie schlüpfte der Artikel, selbst nachdem Einwände erhoben wurden, durch die Fänge der Militärzensur, und ein paar Tage später erschien er in der amerikanischen Presse. In Grossbritannien verhielten sich die Zeitungsredakteure aus eigenem Antrieb umsichtiger, was nicht heissen soll, dass sie das Schicksal

Dresdens ignorierten, ganz im Gegenteil. Sowohl der linksgerichtete *Manchester Guardian* als auch der konservative *Daily Telegraph* enthielten in den darauffolgenden Tagen Artikel, die das aussergewöhnliche Ausmass der Feuersbrunst thematisierten, die in Dresden gewütet hatte. Am 17. Februar übermittelte der *Telegraph* eine Zeile des Deutschen Nachrichtenbüros (DNB): «Die Alliierten haben Dresden... in Schutt und Asche gelegt.» Die Stadt, so hiess es, sei «ein grosses Trümmerfeld»⁹. Wenige Tage später erreichte die britische Leserschaft eine weitere Botschaft: «Die Katastrophe von Dresden ist ohne Beispiel... Eine grosse Stadt ist aus dem Antlitz Europas getilgt.»¹⁰ Am selben Tag verkündete die *Daily Mail*, dass Dresden eine «Stadt der Vergangenheit» sei¹¹. Nicht die Fakten wurden unterdrückt, sondern unerwünschte Interpretationsversuche. Die national gesinnten Redakteure waren sich mit dem Bomberkommando und dem Kriegsministerium einig: Dies war keine neue Taktik des *terror bombings*, sondern im Ergebnis das Ziel, die Transportwege einer feindlichen Armee zu treffen. Dennoch haben neutrale Länder wie die Schweiz und Schweden die doch überbordenden Formulierungen aufgegriffen.

Schon damals gab es nicht viel, was Goebbels ausrichten konnte, woran auch sein rascher Entschluss nichts änderte, die Zahl der Toten um das Zehnfache zu erhöhen und zu behaupten, dass zweihundertfünfzigtausend Menschen in dieser Nacht gestorben seien. Vielleicht bestand die Chance, dass dies neu rekrutierte Jungen zu einem entschlosseneren Kampf gegen die Sowjets, die Amerikaner und die Briten anregen würde, aber ihm war sicherlich bewusst, dass er mit der Aussage, die Alliierten hätten eine Viertelmillion wehrlose deutsche Bürger in einer Nacht getötet, das Eingeständnis machte, dass die Alliierten die dominante Macht wa-

ren; nur bemerkenswert spärlich war die Rede davon, dass die Deutschen kurz vor dem Einsatz streng geheimer Wunderwaffen stünden, der einen Überraschungssieg herbeiführen sollte. Es gibt Hinweise aus der privaten Korrespondenz Goebbels', woraus hervorgeht, dass er zu diesem Punkt sehr wohl darum wusste, wie die Realität um Nazideutschland aussah. Ebenso geht aus Augenzeugenberichten und Tagebüchern der deutschen Bevölkerung hervor, dass für sie ein möglicher Sieg äusserst unwahrscheinlich geworden war, abgesehen von einigen wenigen, die glaubten, dass an Hitlers Geburtstag – dem 20. April – ein neuer Wunderplan oder eine neue Superwaffe enthüllt werden würde.

Allerdings war der Begriff *terror bombing* für die Amerikaner sehr wichtig, und als er in der Welt war, kam sofort Unruhe auf. Es wurden grosse Anstrengungen unternommen, um künftige US-Nachrichtenmeldungen so abzustimmen, dass deutlich gemacht wurde, dass die USAAF gezielt Rangierbahnhöfe und nicht wehrlose Menschen angegriffen hatte. Colonel Rex Smith, ein PR-Offizier der USAAF, war daran gelegen, dass die amerikanische Öffentlichkeit die US-Angriffe immer noch als «präzise Luftschläge» begreifen sollte¹². Es ist möglich, dass er und andere hochrangige Militärs immer noch glaubten, dass so etwas in einem entfernten Sinne möglich sei, auch wenn ihre «Präzisionsziele» derart nah an Wohngebieten mit hoher Bevölkerungsdichte lagen. Aber es war entscheidend, dass die Öffentlichkeit verstand, dass die Amerikaner – egal, wie barbarisch die Nationalsozialisten auch waren – niemals auf das moralische Niveau des Feindes herabsinken würden. Dies geschah nicht nur aus dem expliziten Grund, die Moral der Besatzungen zu erhalten, sondern auch im Rahmen der Vorbereitungen für kommende Machtkämpfe in der

Nachkriegszeit: Um mit Autorität in ganz Europa auftreten zu können, und natürlich im besiegten Deutschland, mussten die Amerikaner als die tugendhafte Ordnungsmacht angesehen werden, die nur das Notwendige getan hatte, um das Übel des Nationalsozialismus – mit aller gebotenen Ernsthaftigkeit und mit Bedauern und wissenschaftlichem Kalkül – zu beseitigen. Dabei ergab sich auch die Möglichkeit, eine gewisse Distanz zu den Briten aufzubauen, wenn auch nur in Bezug auf die Presse. Der Luftkrieg wurde wie bisher fortgesetzt, und im Falle einer bestimmten Stadt mit noch tödlicherer Intensität.

Pforzheim war im Volksmund als Goldstadt bekannt. Die elegante Stadt in einem Tal am Rande des Schwarzwaldes mit ihren vielen Türmen und Kirchen war schon lange ein Zentrum exquisiter Goldschmiedearbeiten und Uhrmacherkunst. Die Stadt hatte etwa achtzigtausend Einwohner; hier arbeiteten die Kunsthandwerker in lang gezogenen Werkstätten mit grossen Fenstern, damit ihre Feinarbeit an Spulen und Federn, blinkenden Diamanten und leuchtendem Gold im rechten Licht erschien. Natürlich wurden, wie in Dresden, viele dieser Betriebe für den Krieg zweckentfremdet, um Zünder sowie kleinere Geschütz- und Rüstungskomponenten herzustellen. Dies reichte als Rechtfertigungsgrund, um als Ziel auf der Einsatzliste der Bomber aufzutauchen. Ein anderer war, wiederum genau wie Dresden, dass die Stadt im Zentrum von Truppenbewegungen stand. Zu diesem Zeitpunkt hatten die alliierten Streitkräfte den Rhein noch nicht überquert, dieses Ereignis lag noch einen Monat entfernt. In der Nacht vom 23. Februar entfachte das Bomberkommando einen weiteren Feuersturm in Pforzheim, und laut einigen Berichten soll die aufsteigende Säule aus Feuerschein Tausende von Metern in den Himmel geragt haben.

Wie in Dresden waren Tausende in den Kellern zum Tode verurteilt. Die überhitzte Luft wurde toxisch, der Sauerstoff verschwand in den Himmel. Proportional gesehen, fielen die Opferzahlen deutlich schlimmer als in Dresden aus. Innerhalb weniger Stunden wurden rund siebzehntausendsechshundert Menschen getötet, also rund fünfundzwanzig Prozent der Bevölkerung. Hinsichtlich der Schäden, die Feuer und Explosionen anrichteten, kam der Luftangriff einem schweren Erdbeben gleich: Schätzungsweise dreiundachtzig Prozent der Gebäude und Wohnungen im Zentrum der Stadt wurden zerstört. Die Vorstellung, dass jeder Vierte einer Stadt innerhalb weniger Stunden getötet wird, ist sehr schwer nachzuvollziehen. Es war ein Massaker, das jede einzelne Familie in Pforzheim auseinanderriss und eine Stadt hinterliess, die einer mittelalterlichen Ruinenlandschaft glich. Hier zeigte sich das wahre Gesicht des Krieges, ein wilder Mahlstrom, der einen eigenen Impetus entwickelt hatte, abseits von jedweden ernsthaften taktischen Erwägungen. Abgesehen von bestimmten Formulierungen in Zeitungsartikeln hatte die schockierende Härte der Bombardierungen Dresdens genau wie der Hamburgs, Kölns, Essens und Magdeburgs in den Köpfen der Bomberkommandos eindeutig keinerlei Anlass für eine Pause, ein Zögern oder gar Zweifel gegeben.

Und auf der anderen Seite der Welt brachte der amerikanische Konflikt mit Japan eine Bombennacht, die Dresden in Bezug auf Ausmass und Leid völlig in den Schatten stellte: der Angriff in der Nacht vom 9. auf den 10. März auf Tokio. Innerhalb von zweieinhalb Stunden entfachten B-29-Bomber eine Katastrophe in der Stadt, wobei japanische Abfangjäger und die Feuerwehr am Boden machtlos waren, um dem Feuersturm Einhalt zu gebieten. Die

Amerikaner hatten die Naturkatastrophe von 1923 aufmerksam zur Kenntnis genommen: Der Tsunami und die Erdbeben, in deren Nachwehen die wirbelnden Feuertornados, auch «Drachentanz» genannt, entstanden waren; die Bomber, die gegen Mitternacht Tokio überflogen, schufen nun ihr eigenes Inferno. Der Sektor, der sich unter ihren Maschinen ausbreitete, war die Heimat von etwas mehr als einer Million Menschen. Überall suchten Familien vergeblich eine Zuflucht: in Kanälen, Flüssen oder Tempeln. Als der tosende Feuersturm ausbrach und der kochende Himmel bronzefarben wurde, verbrannten Väter, Mütter und Kinder an Ort und Stelle bei lebendigem Leibe. Im Nachhinein wurde gesagt, dass amerikanische Piloten beim Überflug schnell Sauerstoffmasken aufsetzen mussten, aber nicht aus Mangel an Atemluft, sondern wegen des allgegenwärtigen Gestanks von brennenden Eingeweiden. Merkwürdigerweise schien dieser Luftangriff, zusammen mit anderen, nicht die gleiche Resonanz zu haben wie der europäische Feldzug. Tatsächlich erschien es vielen so, als ob die Bomber von General Curtis LeMay in diesem Teil der Welt einfach versuchten, die Feindseligkeiten so früh wie möglich zu beenden, um noch mehr Blutvergiessen zu vermeiden – ein Argument, das in den kommenden Monaten mit einem noch schrecklicheren Bombenabwurf untermauert wurde, der einen Zeitenwechsel markieren sollte.

Aber während sich all dies entwickelte, gab es in England Stimmen, die sich speziell um Dresdens Schicksal besorgt zeigten und all jenes, wofür ein Luftangriff zu stehen schien. Die Gegner von flächendeckenden Bombardements erhoben immer lauter Widerspruch. Der Bischof von Chichester, George Bell, gehörte ebenso dazu wie Vera Brittain und Alfred Salter, Abgeordneter für den Londoner Stadtteil Bermondsey, der selbst durch Bom-

benangriffe schwer beschädigt worden war. Mit Leidenschaft setzte sich auch der Labour-Abgeordnete für Ipswich ein, R.R. (Richard Rapier) Stokes. Er stand Anfang März 1945 in der Kammer – dem Sitzungssaal – des Unterhauses auf und stellte die schweren Brandbombenangriffe infrage, die scheinbar ein orthodoxes Mittel geworden waren. Damit reagierte er auf eine Erklärung des finsternen Sir Archibald Sinclair, Staatssekretär für das Luftfahrtministerium, der am 6. März im Unterhaus stolz verkündet hatte: «Der strategische Bomberangriff... nimmt die Hauptrolle der britischen und amerikanischen Bomberkommandos ein... Der Arm des Bomberkommandos, das Ziele zur direkten Unterstützung der gefürchteten Roten Armee bei ihrem Vormarsch aus dem Osten bombardiert, reicht mitunter bis nach ganz Europa.» Ausserdem erklärte Sir Archibald: «Die Luftangriffe der Alliierten sind so gewaltigen Ausmasses, dass Dr. Goebbels zugeben musste, dass sie kaum noch zu ertragen sind.»¹³

Stokes – der keineswegs ein Pazifist war – hatte sich andere Fragestellungen in der Kammer angehört, die sich mit dem Vorschlag beschäftigten, die Verdunkelung in England aufzuheben. Sein eigener Einwurf jedoch war etwas schneidender, wie im *Manchester Guardian* nachzulesen war:

...wurde auf die Genauigkeit unserer Bombardements verwiesen. Er [Stokes] glaubte nicht an diesen Humbug. Wo aus strategischer Sicht Bombardierungen notwendig waren, musste man sie vielleicht hinnehmen, aber die Russen schienen sie nicht für notwendig zu halten. Er sann ausschliesslich noch verzweifelt über die moralische Frage strategischer Luftangriffe nach und sah mit Besorgnis als direkte Folge Krankheit und Elend, beides fast unmöglich zu überwinden. War *terror bomb-*

ing nun Teil unserer Politik geworden?, fragte er. Wenn ja, warum wurde dem britischen Volk nicht gesagt, was in seinem Namen getan wurde?¹⁴

Seine Wortmeldung provozierte eine scharfe Reaktion von Kommandant Rupert Brabner, der dem Haus Rede und Antwort stand und das *terror bombing* bestritt. «Unsere Aufgabe ist es, den Feind zu vernichten, und das tun wir auf eine immer effizientere Weise und in immer grösserem Umfang. Es steht Herrn Stokes nicht zu, wenn er unterstellt, dass unsere Luftmarschälle oder irgendjemand anders sich hinsetzen und darüber nachdenken, wie viele deutsche Frauen und Kinder wir töten können. Das ist nicht wahr.» Doch Stokes blieb hartnäckig: Warum habe der eine Artikel dann von *terror bombing* gesprochen? Sir Archibald erhob sich und gab die Antwort darauf. «Der Artikel», erklärte er, «entspreche nicht der Wahrheit.»¹⁵

Die Berichterstattung über die Debatte im Unterhaus hatte zur Folge, dass der Ausdruck *terror bombing* zum ersten Mal Erwähnung in der britischen Presse fand; in der folgenden Woche wurde Stokes in eine weitere parlamentarische Kontroverse verwickelt, als er sich versehentlich einer «unparlamentarischen» Ausdrucksweise befleißigte und das Kriegsministerium der Lüge beschuldigte. Der Premierminister hat den Kommentaren von Stokes sicherlich grosse Aufmerksamkeit geschenkt, und es war Churchill höchstselbst, der sich eine Woche später an das Unterhaus wandte und sich Stokes zwar nicht im Hinblick auf *terror bombing*, sondern auf seinen Vorwurf hin vorknöpfte, das Parlament würde das britische Volk *täuschen*. Stokes, der von Aneurin Bevan flankiert wurde, stand mutig für seine Aussagen ein, war aber gezwungen zuzugeben, dass «irreführen» die passendere Formulierung gewe-

sen wäre. Es ist schwer vorstellbar, dass Stokes' Einwand bei Churchill nicht für Unbehagen gesorgt hat oder es wenigstens beschleunigte, denn innerhalb von zwei Wochen sollte der Premierminister – heimlich – dem Befehlshaber des Bomberkommandos mitteilen, welche moralischen Befürchtungen und Schwierigkeiten er selbst diesbezüglich hegte.

Aber bevor es dazu kam, zeigte sich ebenjener Luftwaffengeneral von einem hartnäckigen Optimismus ergriffen: Seiner Ansicht nach erhielten seine Bomberbesatzungen nicht das Lob und die Bewunderung, die ihnen zustand, und es war zweifelsohne so, dass Sir Arthur Harris über den Ausdruck *terror bombing* empört war, vor allem, weil er dahinter eine feindselige und wenig hilfreiche Presse vermutete. Er verfasste einen leidenschaftlichen Brief zu diesem Thema, der aber nicht an Churchill, sondern an General Dwight D. Eisenhower gerichtet war, dem Oberbefehlshaber der Alliierten Expeditionsstreitkräfte. «Ich bitte um Ihre persönliche Unterstützung in einer Angelegenheit, die mir und meinem Kommando grosse Sorgen bereitet», schrieb er. «Wie Sie wahrscheinlich wissen, haben wir praktisch dreiundsechzig der führenden Industriestandorte Deutschlands zerstört, und viele weitere Städte, darunter auch Berlin, in einem Ausmass getroffen, das weit über das hinausgeht, was wir in diesem Land erlitten haben.» Aber die Bombereinheiten, so seine Beschwerde, litten darunter, von den Kriegsberichterstatern «fast gänzlich die Anerkennung verwehrt» zu bekommen. Am schmerzhaftesten sei laut Harris, dass die Journalisten sogar so weit gingen, dieses Zerstörungswerk «der Artillerie» zuzuschreiben. Während die Armeen vorrückten, schrieb er, wäre da unsere Forderung nicht «verzeihlich», wenn uns «für unsere Bemühungen Anerkennung gezollt wird»

für jene Schäden, die diesen Städten zuvor zugefügt wurden? «Die derzeitige Lage hat bereits zu erheblicher Verbitterung bei meinen Besatzungen geführt, einer Gruppe von Männern, die – wie Sie sehr gut wissen – diesen Kampf zwei Jahre lang praktisch allein geführt hat, und vier Jahre lang ohne jegliche Hilfe seitens Bodentruppen... Ich weiss, dass ich mich mit meiner Bitte nicht vergeblich um Ihre Grosszügigkeit bemühe.»¹⁶

Und tatsächlich hatte er mit seiner Anfrage Erfolg. «Lieber Bert», schrieb General Eisenhower am 7. März (ein kurioser Spitzname, der sich anscheinend von einem alten Marinebrauch ableitet, jemanden namens Harris als «Bert» zu bezeichnen). «Ich habe Ihren Brief mit dem wohl grössten Wohlwollen und Verständnis gelesen und mir das Hirn zermartert, wie ich am besten mit der Situation umgehen soll.» Eisenhowers Plan – abgesehen von der Unterrichtung der Presseoffiziere in der Armee – lautete, «Ihnen und Tooley Spaatz jeweils einen persönlichen Brief zu schreiben, der, so Sie es wünschen, dem Ihnen unterstehenden Kommando öffentlich gemacht werden kann. Wenn diese Massnahme ergriffen würde, fände der Brief natürlich seinen Weg in die Öffentlichkeit und wäre meiner Ansicht nach unserem Zweck dienlich.»¹⁷

General Eisenhower schrieb den Brief ordnungsgemäss: Er wies darauf hin, dass «Stadt um Stadt systematisch zerstört wurde», dass die vorrückenden Bodentruppen mit eigenen Augen den «eindrucksvollen Beweis für die Wirksamkeit der Bombenangriffe» sehen konnten und dass «die Opfer, die sie (die Bomberbesatzungen) erbracht haben, heute an allen Fronten den Erfolg erleichtern... Die Auswirkungen auf die Kriegswirtschaft Deutschlands waren offensichtlich enorm, eine Tatsache, die die vorrückenden Truppen zu schätzen wissen und sie unermüdlich

daran erinnert, welch heroische Vorarbeit ihre Kameraden im Bomberkommando und in der US-Luftwaffe geleistet haben.»¹⁸

Der Kontrast zu den «streng geheimen» Gefühlen, die Winston Churchill Ende März 1945 äusserte und die vom Stellvertretenden Chef des Luftwaffenstabs, Norman Bottomley, in einer Note formuliert wurden, konnte nicht grösser sein. Die moralischen Fragen, die sich aus der Feuerhölle in Dresden ergaben, hatten am Premierminister genagt. In Bottomleys Memo war keine Rede von Heldentum oder Opfern:

Sehr geehrter Oberbefehlshaber,
auf Veranlassung des Premierministers wurden wir gebeten, darüber nachzudenken, ob es nicht an der Zeit ist, die Frage der Bombardierung deutscher Städte allein um des Terrors willen, wenn auch andere Vorwände erhalten mussten, zu überprüfen. Einer der genannten Gründe ist, dass wir beispielsweise nicht in der Lage sein werden, Baumaterialien für unseren eigenen Bedarf aus Deutschland zu beziehen, weil man sie letztendlich für die Deutschen, wenn auch zeitweise, zurückstellen müsste...»

In dem Vermerk heisst es weiter, dass es eines präziseren Austauschs über militärische Ziele bedürfe, wie Öl- und Kommunikationsanlagen direkt hinter dem Frontabschnitt, und es nicht nur um «blosse Terrorakte» und «mutwillige Zerstörung» gehe, so beeindruckend sie auch sein mögen.»¹⁹

Das war aussergewöhnlich: Der Premierminister beschuldigte den Chef des Bomberkommandos der «blossen Terrorakte». Bottomley schloss seine Zusammenfassung mit einem weiteren, aussergewöhnlichen Gedanken von Churchill – dass die moralische Integrität des Bomberkommandos angezweifelt würde: «Diese Note stellt angesichts der Zerstörung Dresdens die Durchführung alli-

ierter Bombardierungen ernsthaft infrage und bringt die Meinung zum Ausdruck, dass militärische Ziele künftig an unseren eigenen Interessen und nicht mehr an denen des Feindes genauer bemessen werden müssen.» Aber das Luftfahrtministerium war bei Harris; Bottomley deutete in demselben Brief an, dass die Aufzeichnung des Premierministers «den Zweck unserer in der Vergangenheit durchgeführten Angriffe auf Industriegebiete falsch interpretiert» und kam zu dem Schluss, dass es «niemals die Anweisung gegeben hat, die eine Grundlage für die Behauptung liefert, dass deutsche Städte nur angegriffen wurden, um möglichst viel Grauen hervorzurufen»²⁰. Mit anderen Worten: Churchill irrte sich, und das Luftfahrtministerium war gespannt, ob Harris das erkennen würde.

In seiner hartherzigen, knapp gefassten Antwort auf Bottomley am nächsten Tag signalisierte Harris die Absicht, sich auf die Zunge zu beißen, obwohl die Passagen in der Notiz des Premierministers «in der Tat beleidigend, aber zweifelsohne keine Absicht waren». Aber er bestand auch darauf, dass seine eigene Philosophie respektiert wurde, denn Harris sah sich selbst nicht als jemand, der in irgendeiner Weise einem «Terror-Bomber» nahekam. Er schrieb, «zu unterstellen, dass wir deutsche Städte «unter anderen Vorwänden allein um des Terrors willen’ bombardiert haben, ist eine Beleidigung sowohl für die Luftkriegspolitik des Luftfahrtministeriums als auch für die Art und Weise, wie diese Politik vom Bomberkommando umgesetzt wurde». Harris argumentierte, dass es bei der Politik ebenso sehr darum ging, die «Transportwege abzuschneiden» als auch um die Zerstörung von Gebäuden, und dass «Dresden vom *Targets Committee* als Ziel hinsichtlich seines Transportwesens sowie anderer Gründe empfohlen wurde.»²¹

Für Harris war fast zu offensichtlich, als dass man es noch extra erwähnen musste, dass «die Zerstörung dieser Städte zu einer fatalen Schwächung der deutschen Kriegsanstrengungen führte und nun alliierten Soldaten ermöglichte, in das Herz Deutschlands vorzudringen. Wir sind niemals reingegangen, um *terror bombing* durchzuführen», fuhr er fort, «und die Luftangriffe, die wir gemäss meiner Direktive geflogen sind, haben in der Tat die strategischen Folgen gezeigt, für die sie konzipiert waren und von denen die Bodentruppen heute profitieren». Daneben zeigte er sich überaus verbittert gegenüber der unterschwelligen Andeutung Churchills, dass die Bombardierung deutscher Städte immer als «widerlich» anzusehen sei, selbst wenn sie in der Vergangenheit gerechtfertigt sein mochten. Für Harris war diese Ansicht inakzeptabel. «Angriffe auf Städte sind, wie jede andere Kriegshandlung, unerträglich, sofern sie nicht aus strategischer Sicht gerechtfertigt sind. Aber sie sind aus strategischer Sicht gerechtfertigt, da sie dazu tendieren, den Krieg zu verkürzen und so das Leben der alliierten Soldaten zu schützen.»

Ihre Leben waren, wie er schrieb, von grösster Bedeutung, bevor er überschwänglich, aber auch ätzend hinzufügte: «Ich persönlich halte die gesamten verbliebenen Städte Deutschlands nicht für so wertvoll wie die Gebeine eines britischen Grenadiers.»²² Aber ihm war daran gelegen, dass man ihn nicht als blutrünstig ansah und dass, wenn entschieden würde, dass man dem strategischen Bombardement aus der Luft nun ein Ende setzte und die Bomberbesatzungen am Boden blieben, diese «Alternative sehr willkommen wäre. Ich habe wenig Freude an meiner Arbeit», schrieb Harris, «und ebenso wenig gehe ich ein Risiko für meine Besatzungen ein, das vermeidbar wäre.» Auf den ersten Blick zeigte Harris' pathetische Rechtfertigung Wirkung im Kriegsmi-

nisterium und bei Churchill selbst. Denn Norman Bottomley schrieb Harris ein paar Tage später eine sehr kurze Notiz, um ihm zu sagen, dass «Sie werden wissen wollen, dass jedwede Anschuldigungen, die Durchführung unserer Bombardierungen in der Vergangenheit seien Akte des Terrors und mutwillige Zerstörung... nun zurückgezogen wurden»²³. Aber bei beiden Parteien blieb ein schlechter Nachgeschmack hängen; Churchills augenscheinliche Zurückhaltung, im Nachgang das Bomberkommando entsprechend zu würdigen – zusammen mit Sir Arthur Harris' späterem Zorn über das Establishment, das gefühlt die Errungenschaften seiner Besatzungen ablehnte – war ein Gift, das tief unter die Haut ging.

So stürzte auch weiterhin ohne Vorwarnung das bröckelnde Mauerwerk Dresdens ein – die Altstadt, die an diesen frühen Frühlingstagen unheimlich still dalag –, und als die Einwohner versuchten, das völlig «neu modellierte» Stadtbild wieder aufzubauen und so zu gestalten, wie sie es kannten, konnten sie noch nicht wissen, dass ihre Stadt bereits zu einem Schlagwort für die abscheulichen, undenkbaren, reflexartig einsetzenden Kriegsexzesse geworden war. Arthur Harris hatte argumentiert, dass alle Luftangriffe eine Lotterie und vom Wetter abhängig seien, sodass es fast unmöglich sei, den Ausgang vorher zu planen oder zu berechnen. Aber es gab in Dresden eine Reihe von Menschen, die die Schreckensnacht nicht als eine zufällige Laune des Schicksals verstanden, als einen Unfall, bei dem die Alliierten über das ursprüngliche Ziel hinausgeschossen waren. Diese Menschen begannen, den Luftangriff als schreckliche Konsequenz zu begreifen, die die Geißel des Nationalsozialismus mit sich gebracht hatte.

24 – Die Musik der Toten

Die Angst war bei so vielen Dresdnern derart allgegenwärtig und ungebrochen, dass die Menschen dem nächsten Luftangriff einige Wochen später mit einer fatalistischen Lähmung entgegensahen. Anfang März zeigten sich am Dresdner Himmel silbrige Tupfer: ein erneuter Angriff der Amerikaner auf die Bahnhofsanlagen, ungefähr spätmittags, und wie immer als Bombardement eines konkreten Ziels gedacht, wobei ein Teil der Sprengladungen im Nirgendwo hinunterging (auch auf dem bereits ramponierten Polizeipräsidium und auf den Wiesen, die sich neben der ausgebrannten Waldschlösschen-Brauerei befanden). Die Reaktion schien in einer Art traumatisierter Gleichgültigkeit zu bestehen, und später fand sie nur flüchtig im kollektiven Gedächtnis Einzug.

Doch auch die generelle Angst behinderte nicht die unermüdlichen Bemühungen der Stadt, den Anschein von Normalität wiederherzustellen. In der Nähe des Central-Theaters, zu dem nur wenige Tage zuvor schrecklich verbrannte und geschrumpfte Körper mit Schubkarren herbeigekarrt worden waren, hatte man in einem der wenigen Gebäude, deren Substanz noch robust genug erschien, um darin zu arbeiten, eine provisorische Anlaufstelle für vermisste Personen eingerichtet. Hier konnten Informationen und Nachrichten ausgetauscht werden. Voneinander getrennte Familien, desorientiert durch all den Staub und in provisorischen Un-

terkünften hausend, konnten ihren Angehörigen Nachrichten über ihren Aufenthaltsort hinterlassen.

Ein weiterer Grund zur Sorge, vor allem bei denjenigen, die man draussen auf dem Land im Grünen einquartiert hatte, waren die Gerüchte, dass sowjetische Soldaten in den Wäldern gesichtet worden wären. In diesen Wäldern rund um Dresden bekamen die Evakuierten Soldaten zu Gesicht, die immer jünger wurden – pickelige, jugendliche Burschen, die merkwürdig teilnahmslos angesichts des schnell vorrückenden Rachefeldzugs aus dem Osten schienen. Hinzu kam die Furcht vor den Behörden, die mit eiserner Faust reagierten: Sie hatten Schilder aufgestellt, dass Plünderer stante pede erschossen würden.

Flüchtlinge aus dem Mittelstand, die ihr ganzes Leben lang die Annehmlichkeiten einer Vorstadt genossen hatten, stapften nun über eine gefrorene Ebene, umgeben von Landwirtschaft. Marielein Erler, die sich etwa fünfzig Kilometer ausserhalb der Stadt mit anderen wohlhabenden Dresdnern zusammengetan hatte, war merkwürdig lebhaft, obwohl sie immer noch nicht wusste, was aus ihrem Mann Georg geworden war. Ihr Plan sah vor, nach Norden zu ihrer Tochter in Lüneburg zu reisen; sie bewies einen unerschrockenen Einfallsreichtum, wenn es darum ging, von jungen deutschen Soldaten mitgenommen zu werden. Später erinnerte sie sich daran, dass sie sich lebendig gefühlt habe in dem beissend kalten Wind, der über die Felder strich, und welch eine Wohltat eine einfache, aber schmackhafte Schüssel mit Gulaschsuppe war¹. Ihre Route machte einen Abstecher über das elterliche Haus in Schöningen, wobei sie abwechselnd marschieren, per Anhalter oder mit der Reichsbahn fahren musste, Letzteres auf einem deutschen Schienennetz, das sich trotz äusserster Bemühungen der Al-

liierten, es zu zerstören, immer noch durchs Land schlängelte (auch wenn der Verlauf der Züge teils unberechenbar war). Mit grosser Erleichterung begrüsst die Eltern von Marielein Erler ihre Tochter, auch sie hatten vom Schicksal Dresdens erfahren. Das Glück der Familie war vollkommen, als es nach ein paar Tagen Pause in dieser gemütlichen Umgebung an der Tür klopfte: Es war Georg, und das Wiedersehen fiel überschwänglich aus².

Ihr Mann rekapitulierte den Albtraum, den die Trennung für ihn bedeutet hatte, die unzähligen Leichen, die er in den Flammen gesehen hatte, und die verschlungenen Wege, die ihn über Leipzig geführt hatten, bis gemeinsame Freunde ihm gesagt hatten, wo er seine Frau finden würde. Noch aussergewöhnlicher erscheint aus heutiger Sicht, dass Marielein selbst während ihrer Odyssee weiter an ihre Mutter und Tochter schreiben konnte: Briefe und Postkarten aus dem Sanatorium in Kreischa sowie von unterwegs aus den einzelnen Städten. Die sächsische Post arbeitete, wie die Reichsbahn, mit einer bemerkenswerten Effektivität.

Zu den Bürgern, die die Umstände zu Wandersleuten gemacht hatten, gehörten auch Victor und Eva Klemperer; sie wurden – wie so viele andere Dresdner – im ganzen Land von Stadt zu Stadt und sogar in kleine Dörfer geschickt, um für sie eine akzeptable Unterkunft und Verpflegung zu finden. Ihr Leben bestand nun aus einem Kreislauf aus Warten auf den nächsten Mitternachtszug und dem Aufenthalt in Dorfschenken, in denen sich die Wirte entweder grosszügig mit Essen und Räumlichkeiten zeigten oder sie mürrisch und feindselig begrüsst.

Die kleine Gisela Reichelt und ihre Mutter blieben unglücklicherweise auf dem ihnen zugewiesenen Hof; es war dort alles andere als behaglich, und hier gebar Giselas Mutter einen Sohn, Giselas Bruder, der jedoch aufgrund von Komplikationen schon we-

nige Monate später verstarb. Für eine Schwangerschaft waren diese Zeiten wirklich furchterregend. Margot Hille, die jede Nacht Zuflucht in der Felsenkeller-Brauerei suchte, bemerkte unter den Schutzsuchenden mehrere schwangere Frauen, die nur schlecht mit der ständigen Angst und Unsicherheit zurechtkamen.

Im April war eine Gruppe junger Soldaten – keiner älter als siebzehn Jahre – zusammen mit noch jüngeren Burschen aus der Hitlerjugend vorübergehend in einer der grossen Villen der Stadt einquartiert worden, die auf den Hügeln über der Elbe thronen. Einer der Jugendlichen hatte auf dem Dachboden der Villa eine aussergewöhnlich schöne Modelleisenbahn der Firma Märklin entdeckt, sodass ein Zimmer im Erdgeschoss leergeräumt wurde, wo die Jungen rasch die Schienen auslegten. Und plötzlich waren sie alle völlig von der Modelleisenbahn eingenommen: Die Jungen knieten oder lagen auf dem Boden und wechselten sich an der Steuerung ab, um die Miniaturlokomotiven fahren zu lassen³. Dies war zugleich ein regressives Verhalten als Gegenpart zu einer verkürzten Kindheit als auch ein Mittel, um zumindest in einer imaginären Welt etwas Kontrolle auszuüben. Sie alle wussten, dass sie bald an die Ostfront geschickt werden und einem brutalisierten Feind gegenüberstehen würden.

Die Kluft zwischen den Dresdnern und denjenigen, die Macht über ihr Leben hatten, wurde immer grösser. Mitte April liess Gauleiter Mutschmann die Bevölkerung auf der Titelseite in *Der Freiheitskampf* wissen, dass ihre Stadt nunmehr eine Festung sei: «Wir sind nicht bereit, uns einem grausamen Feind ohne Kampf und ohne Ehre auszuliefern.»⁴ Jeder Bürger, der auch nur Defätismus andeute oder falsche Gerüchte streue, müsse schreckliche

Strafen fürchten: Wer gefühlt mit diesen Mitteln «den Feind voranbringe», würde «rücksichtslos eliminiert» (solche Massnahmen wurden bereits in anderen Städten wie München angewendet, wo Personen, die angeblich die Moral zersetzten, am Galgen landeten). Sie führten einen Kampf «um Freiheit» und «für das Leben», fuhr er in dem Artikel fort; der Führer selbst habe einen General mit der Verteidigung Dresdens beauftragt, und Mutschmann würde in der «Festung» die Stellung halten und sicherstellen, dass in diesen schwierigen Tagen die Partei die Bevölkerung auch weiterhin unterstützt. In Teilen grollende Einschüchterung, in Teilen Durchhalteparole, mag der Artikel einige entschlossene und loyale Anhänger der NSDAP inspiriert haben. Aber ein anderer Artikel in derselben Ausgabe bewies, wie weit sich die Behörden von der Realität entfernt hatten. Darin wurde behauptet, dass alles, was die Deutschen für den Endsieg brauchten, nur noch etwas mehr Zeit sei; und er deutete an, dass Churchills Tage als Premierminister gezählt seien, weil er sich den Attacken von Aneurin Bevan aus der Labour-Partei ausgesetzt sehe und folglich ein «hochbrisanter Machtkampf» im Gange sei. Aber die Dresdner sahen sich mit einer unmittelbareren und furchterregenderen Bedrohung konfrontiert.

Am nächsten Tag, als die Rote Armee ihre Hatz auf Berlin fortsetzte, wurde Arnheim von den Alliierten erobert und das von den Nazis seinem Schicksal überlassene Konzentrationslager Bergen-Belsen von einer britischen Division befreit. Unter etwa sechzigtausend hungernden Häftlingen, deren Gesundheitszustand desolat war, entdeckten sie auch eine grosse Anzahl an Leichen, etwa dreizehntausend Opfer, für deren «Beseitigung» die Nazis keine Zeit gefunden hatten. Die allmähliche Enthüllung dieser nationalen Psychose sowie die Aufdeckung durch die Alliierten, welche

Ausmasse der Holocaust in Deutschland und Europa angenommen hatte, wurde von den Menschen in Städten wie Dresden – die ja immer noch unter NS-Kontrolle standen – nicht unbedingt wahrgenommen; es gab aber einige wenige, die Vermutungen hatten. Mischka Danos erinnerte sich zum Beispiel daran, dass er 1944 Freundschaft mit einer im Urlaub befindlichen jungen Krankenschwester schloss, die ganz in der Nähe von Dresden in einer Einrichtung arbeitete, deren Namen sie nicht preisgab; sie war blass und wirkte gehetzt, und Danos hatte sich gefragt, ob man sie einkaserniert hatte, um bei einigen der medizinischen Experimente am lebenden Menschen zu assistieren, von denen er gerüchteleweise gehört hatte⁵.

Für die Künstler der Stadt – auch für diejenigen, die das Regime als «entartet» eingestuft hatte – waren die Tage und Wochen nach der Zerstörung eine intensive Phase der kreativen Auseinandersetzung. Die Torturen, die Otto Griebel und seine Familie durchmachen mussten, ähnelten den Erlebnissen vieler anderer Dresdner; zunächst wieder vereint, wurde die Familie in den Wirren unmittelbar nach der Bombardierung erneut getrennt. Griebel wurde mit einigen seiner Kinder zu einem Block geführt, seiner Frau widerfuhr es genauso. Schliesslich waren die Griebels – allesamt unversehrt – dank den offiziellen und inoffiziellen Buschtrommeln wieder vereint und wurden in einen kleinen Ort namens Eschdorf evakuiert. Der Grossteil seines Werkes, das nicht bereits der nationalsozialistischen Besessenheit von Entarteter Kunst zum Opfer gefallen war, war verloren. Er erinnerte sich später daran, dass sich all dies um seinen fünfzigsten Geburtstag herum ereignete und es unter normaleren Umständen «üblich» gewesen wäre, solch einen Meilenstein mit feierlichen Ausstellungen und öffentlichen Ehrungen zu begehen. «All das blieb mir erspart»,

schrieb er⁶ und hielt fest, dass er nicht glaube, «neu anfangen» zu können, dass sein künstlerischer Antrieb zusammen «mit Dresden, das ich so sehr geliebt habe, untergegangen war»; gleichzeitig «meine Arbeit und alles, was ich je geliebt habe». Doch die nächsten Wochen – und eine sich wandelnde politische Landschaft – würden seinem künstlerischen Werdegang eine unerwartete neue Wendung verleihen.

Ähnlich erging es einem anderen Künstler der Stadt, der über seine Arbeit brütete, die in Flammen aufgegangen war. Doch für den sechsfünfzigjährigen Wilhelm Rudolph – einen ehemaligen Expressionisten, der sich ab den 1920er-Jahren in Bereichen der traditionellen sächsischen Volkskunst bedient hatte, die ihn zu Naturzeichnungen und aufwendigen Holzschnitten inspirierten – hatte der Luftangriff stattdessen einen zwanghaften Impuls ausgelöst, der sich in einer frisch gewonnenen Kreativität äusserte. Rudolph hatte, wie so viele andere auch, Schwierigkeiten mit den künstlerischen Gralshütern des NS-Regimes gehabt; obwohl er nicht ganz verboten war, musste er mit gebotener Vorsicht agieren. Nun entwickelte er sich in den Ruinen der Stadt zu einer der prominentesten Persönlichkeiten und kroch zwischen all dem Unkraut, das überall zwischen den Rissen des aufgebrochenen Strassenpflasters hervorspross, durch den Staub. Rudolph erkannte die Notwendigkeit, all dies mit Feder und schwarzer Tinte auf Papier festzuhalten. Er stellte sich vor die zertrümmerten Überreste des Bahnhofs und hielt akribisch die Dresdner Strassenzüge fest, gesäumt von ausgehöhlten Gebäuden, durch deren nunmehr leere Fensterausbuchtungen das Sonnenlicht fiel und ungewohnte Schatten warf.

Er zeichnete, obwohl er unter der argwöhnischen Beobachtung der Behörden stand: Die Schilder, die vor Plünderungen warnten, hingen überall, und die Polizei behielt ihn genau im Blick. Hinzu

kam der unausgesprochene Vorwurf, sich des Morbiden zu bedienen: Die Fotografie war eine Sache, mit ihr liess sich gewährleisten, dass die Gräueltat für die Geschichtsbücher festgehalten wurde. Aber war dies ein Ort, an dem die Kunst gedeihen konnte? Doch Rudolph liess sich nicht abschrecken, genauso wie die älteren Männer und Frauen, die täglich in den Trümmern herumgeisterten und nach ihren Liebsten suchten, die als vermisst galten. Seine Arbeit zeugte von einer freien, unerschrockenen Qualität.

«Für Trauer blieb keine Zeit», sagte Rudolph später.» 1945 trauerte niemand, es ging ums Überleben. Ich zeichnete, ich zeichnete wie besessen. Es war alles noch da, das ist das Unvorstellbare. Dresden stand noch. Das Feuer hatte dem Sandstein der Gebäude, die wie Skelette aufragten, nichts anhaben können. Erst später stürzten sie ein oder wurden gesprengt.»⁷

Und in einer Stadt, die vor allem für den reichen Schatz an musikalischen Werken bekannt war, entstand nur wenige Wochen später eine Trauermotette, die in einem gediegenen Tempo der Katastrophe gedachte. Der Kantor des Kreuzkirchenchors, Rudolf Mauersberger, hatte die Nacht überlebt, indem er mit den Chorknaben unweit der Leichenberge des Grossen Gartens Schutz gesucht hatte. In den folgenden Tagen nagte vor allem die Erinnerung an die elf Chorknaben und drei Priester an ihm, die bei dem Luftangriff gestorben waren. Während des allgemeinen Exodus wurde Mauersberger auf dem Land einquartiert, wo er sich mit dem Gedanken beschäftigte, wie das wichtigste Werk seines Lebens aussehen sollte. Mit *Wie liegt die Stadt so wüst...* macht die gleichnamige Trauermotette den Auftakt, die Dresden selbst gewidmet war und traditionell vor dem Dresdner Requiem gespielt wird⁸. Eine Textauswahl: *Wie liegt die Stadt so wüst, die voll*

Volks war... Wie liegen die Steine des Heiligtums vorn auf allen Gassen zerstreut? Das waren die Fragen, die die Menschen – immer noch völlig perplex – ihrem Gott stellen mussten: *Darum ist unser Herz betrübt und unsere Augen sind finster geworden. Ach Herr, siehe an mein Elend!* Im Gegensatz zur damals vorherrschenden Vorliebe für atonale Musik – natürlich abgesehen von NS-Deutschland – griff Mauersberger für das mehrfach überarbeitete Dresdner Requiem stattdessen auf bewegende Echos altdeutscher Hymnen zurück, die er mit dem tiefen Glockenklang der Kreuzkirche verwob, ein nachhallender, choraler Bariton, der für die herannahenden Bomber stand, sowie einige Takte, bei denen Perkussionsinstrumente wuchtig zum Einsatz kamen, die das Feuer symbolisierten.

Und als Dresden weiter in seinem Fiebertraum gefangen war, implodierte nach und nach – endlich – das Nazi-Regime: Am 30. April 1945 richtete Hitler im Berliner Führerbunker die Waffe gegen sich selbst. Doch damit war der Krieg noch nicht ganz vorbei; der vom Führer designierte Nachfolger, Admiral Karl von Dönitz, hatte zwar verstanden, dass eine Kapitulation unausweichlich war – seiner Einschätzung nach aber nur im Westen. An der Ostfront hingegen war es unerlässlich, den Kampf fortzusetzen und die anrückenden sowjetischen Truppen aufzuhalten, jedenfalls waren Dönitz und die übrig gebliebenen Mitglieder des NS-Regimes dieser Auffassung. Falls nicht, würden Millionen deutscher Soldaten in Gefangenschaft geraten und nach Sibirien deportiert, und die zurückbleibenden Frauen und Kinder wären von der Gnade jener Männer abhängig, die sie als Untermenschen betrachteten. In Schlesien und Pommern war es massenhaft zu Selbstmorden gekommen; in ihrer Furcht entschieden sich junge Familien dafür,

ihre eigenen Kinder entweder zu ertränken oder zu vergiften, um sich dem Zugriff der herannahenden Roten Armee zu entziehen.

In Dresden, wo die Menschen die Nächte in quälender, tödlicher Anspannung durchlebten – entweder in Erwartung weiterer Luftangriffe oder aufgrund des gespenstischen Geschützdonners, der von Schlachten in den fernen Hügeln herrührte –, wurde die Bevölkerung darüber informiert, wie die Ziele von Gauleiter Mutschmann aussahen. Selbst als die Nachricht von Hitlers Tod offiziell bekanntgegeben wurde, wobei man peinlich darauf bedacht war, die genauen Umstände zu verschweigen, war sich Martin Mutschmann offenbar mit der neuen Dönitz-Regierung eins. Auch wenn die Amerikaner vor Leipzig standen, war es eher unwahrscheinlich, dass sie in Sachsen weiter vordringen und noch vor der Roten Armee Dresden erreichen würden. Also mussten sich die Dresdner, jedenfalls nach Mutschmanns Ansicht, darauf vorbereiten, den sowjetischen Invasoren mit rücksichtslosem Widerstand zu begegnen: Die Stadt – oder zumindest die Teile, die noch halbwegs erhalten waren – sollte in ein Schlachtfeld verwandelt werden. Strasse um Strasse würden Scharfschützen auf den russgeschwärzten Dächern Position beziehen, während das Hakenkreuz weiterhin an jedem öffentlichen Gebäude, das die Bombardierung relativ unbeschadet überstanden hatte, flattern sollte. Doch selbst als diese strenge Order ausgegeben wurde, erzählten die zunehmend chaotischen Truppenbewegungen der Wehrmacht – Teile wurden nun nach Böhmen entsendet, eine vergebliche Anstrengung, um die Rote Armee aufzuhalten – den Dresdnern eine andere Geschichte. Glaubte Martin Mutschmann wirklich zu irgendeinem Zeitpunkt, dass die Menschen einer einzelnen Stadt über die mächtige Armee Stalins obsiegen konnten?

Oder dass er sich den Amerikanern ergeben könnte, aber nicht den Sowjets? Solch eine Hybris ist schwer vorstellbar.

Wilhelm Rudolph versuchte am 7. Mai, das Geratter von Truppenfahrzeugen sowie die Mixtur aus disziplinierten Soldaten und den Deserteuren (in anderen Winkeln der Stadt), die ihre Waffen niederlegten, zu ignorieren. «Die russische Artillerie hatte die Stadt bereits unter Beschuss genommen, es war gefährlich in den Trümmern», sagte er später. «Daneben hatte man sich in den Ruinen verschanzt, kaum zu erkennen; Dresden sollte verteidigt werden. Sie konnten dich wie einen Hasen abknallen.»⁹ Trotzdem fuhr er unbeirrt fort, seine obsessiven Zeichnungen zu erstellen. Ebenfalls an jenem 7. Mai war es Martin Mutschmann, der heimlich, still und leise aus der Stadt ins Erzgebirge floh – und damit all seinen wütenden Nazi-Fundamentalismus Lügen strafte. Dort wollte er sich im Haus eines Freundes verstecken. Als die Rote Armee nun Tausende und Abertausende von deutschen Soldaten südlich und östlich der Stadt gefangennahm, lag Dresden völlig wehrlos da.

Margot Hille und ihre Mutter hatten die Stollen der Brauerei verlassen und kehrten in ihre weitestgehend unbeschädigte Wohnung im Westen der Stadt zurück. Nachdem sie sowohl die Luftangriffe als auch deren makabre Folgen miterleben mussten, würde nie wieder Normalität in ihr Leben einkehren. Aber nachdem die Sowjets am 8. Mai – dem später sogenannten *Tag der Befreiung* – über das Blaue Wunder eingerückt waren, bekam die Siebzehnjährige einen weiteren Eindruck davon, wie erbarmungslos der Krieg war. Die Rote Armee zelebrierte einen triumphalen Einmarsch, und obwohl die Rotarmisten wohl unter Androhung der sofortigen Hinrichtung angewiesen waren, nicht zu stehen

oder übergriffig zu werden, schien die mögliche Strafe kaum als Abschreckung zu dienen. Fast sofort kamen abscheuliche Geschichten über sexuelle Übergriffe auf, die so brutal waren, dass sie zu bleibenden Verletzungen führten. In der Nähe der Hilles befand sich eine Villa, in der einige Rotarmisten untergebracht waren. Gegenüber wohnten zwei Freundinnen von Margot, die ebenfalls Lehrlinge bei Felsenkeller waren und die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich zogen. Margot erinnerte sich, dass die Soldaten in deren Wohnungen «ein und aus» gingen und mit ihnen «feierten». «Was dann geschah, muss ich nicht beschreiben.»¹⁰

Das hätte sie auch nicht gewollt. Nachdem die sowjetischen Soldaten die beiden Frauen mehrfach vergewaltigt hatten, bestanden sie auf weiteren Frauen, und es schien nur eine Frage der Zeit, bis sie an Margots Häuserblock klopfen würden. Margots Mutter baldowerte schnell einen Plan aus, um ihre Tochter zu schützen. Auf der Rückseite des Blocks befand sich eine Werkstatt, zu der Frau Hille Zugang hatte. Sie begann, die darin gelagerten Maschinen so umzustellen, dass sie sich als Verstecke für ihre Tochter und die anderen jungen Mädchen im Block eigneten. Als die Sowjets kamen, suchten Margot und ihre Nachbarinnen Schutz im feuchten, öligen Werkraum und warteten. Sie wagten kaum zu atmen, als die Männer forderten, dass die Maschinen angeschmissen werden sollten. Im Dunkel lagen die jungen Frauen unter rostigem Metall und lauschten dem harten Gebell, den Befehlen, dem gebrochenen Deutsch. Die Soldaten verloren die Geduld und richteten ihre Aufmerksamkeit auf den nächsten Häuserblock. Margot hörte später, dass eine junge Frau keinen anderen Ausweg sah, als aus ihrem Schlafzimmerfenster im ersten Stock die Hauswand hinunterzuklettern, um zu entkommen. In einem anderen Block sprang eine weitere Kollegin von Margot einfach aus ihrem

Fenster im dritten Stock, als sowjetische Soldaten auf der Suche nach Frischfleisch systematisch in Wohnungen einbrachen und sie durchkämmten. Margot erinnerte sich, dass der Schutzengel der Kollegin anwesend gewesen sein muss, denn unter ihrem Fenster befand sich ein Rasenstück, sodass sie mit ein paar gebrochenen Rippen davonkam¹¹.

Die Sowjets übernahmen in den ersten Tagen nach der bedingungslosen Kapitulation rasch die Kontrolle über die Dresdner Stadtverwaltung, und sie gaben ebenso schnell Kommuniqués heraus, die sich mit dem Wohlergehen des Volkes befassten; sie sorgten auch dafür, dass Nachschub an frischen Kartoffeln und Weizen in die zerstörte Stadt gebracht wurde. Während sich die Dresdner einer besseren Versorgungslage erfreuten, wurden die Gerichte, Schulen, Universitäten, also der gesamte bürokratische Apparat, sowie Radiosender, Lichtspielhäuser, Geschäfte, Cafés, Restaurants, Fabriken, Präzisionsfertigungsstätten und Werkstätten, bereits einer Restrukturierung unterzogen. Die «Goldfasane» und andere Funktionäre der Nazipartei wurden verhaftet und inhaftiert. Auf einige warteten die Arbeitslager in Russland, andere entschieden sich für Gift als letzten Ausweg. Auf ihre Posten wurden Bürger berufen, die die Ankunft der neuen Herrscher mit Wohlwollen betrachteten. Unter ihnen war die Buchhalterin der Zigarettenfabrik, Elsa Frölich, eine kommunistische Sympathisantin, unbeirrt in ihrer Abneigung gegenüber dem Nationalsozialismus (auch wenn sie diese Abneigung zuvor nicht hatte zeigen können). Am 8. Mai stellten sie und eine Freundin, Erna Fleischer-Gute, sich in den provisorisch errichteten Büros auf dem kleinen Platz vor dem Taschenbergpalais auf, von wo aus sowjetische Offizielle die Umstrukturierungsmassnahmen hinsichtlich

der Stadtverwaltung organisierten. Frölichs Hilfe war überaus willkommen, und eine ihrer ersten Aufgaben bestand darin, die Rückkehr von Insassen aus Konzentrationslagern in die Stadt zu überwachen¹².

Victor Klemperer und seine Frau Eva waren seit der Bombardierung scheinbar ziellos hin und her durchs Land gereist. Sie hatten die Ankunft der amerikanischen Soldaten und ihre irgendwie unbekümmerte Grosszügigkeit gegenüber deutschen Zivilisten miterleben dürfen, wobei Letztere wiederum von der Warmherzigkeit der schwarzen Soldaten gleichzeitig erschrocken und verzaubert waren. Die Rückkehr in ihr altes Haus hatte den Anflug eines «Märchens»¹³. Nach all den schauerlichen Jahren, in denen ihnen lediglich der Anschein von Sicherheit gewährt wurde, zu wissen, dass die schwere Last der Unterdrückung noch einmal abebben sollte, war aussergewöhnlich – und manchmal auch zum Fürchten, und zwar aus der Angst heraus, dass sich das Glück ganz schnell wieder drehen konnte.

Inmitten des allgemeinen Chaos gab es Symbole, die für eine tiefergehende Verwirrung standen: Damals, so Klemperer, war sich niemand in Dresden sicher, wie viel Uhr es genau war. Der Grund dafür war, dass Radio Berlin, das die Stunden verkündete, in einer Zeitzone lag, während in dem von den Briten besetzten Bremen Greenwich-Zeit galt und in Dresden die Moskauer Zeit. Es gab noch andere Anzeichen, dass Veränderungen in der Luft lagen. Klemperer hörte Geschichten über sowjetische Reparationsforderungen: Von den präzisen Fertigungsanlagen, die auf Züge verladen und nach Osten transportiert wurden, genauso wie die technischen Experten, die diese Wunderwerke konstruiert hatten und sich ebenfalls auf dem Weg nach Moskau befanden. Für Klemperer wurden Bedenken gegen den erzwungenen Gleich-

heitsgrundsatz des neuen Regimes jedoch durch die Hoffnung beiseitegewischt, dass die Universität in Dresden nicht nur wieder errichtet, sondern dank der Moskauer Forderung nach einer intellektuellen Elite auf ein ganz neues Level gehoben werden würde. Jede Befürchtung, dass die erlassenen Zwangsmassnahmen eine neuerliche nationalsozialistische Revolte zur Folge hätten, wurde durch die noch etwas benommene Freude darüber ausgeglichen, plötzlich mit so viel Freundlichkeit, Wärme und Respekt von jenen behandelt zu werden, die ihn zuvor gemieden hatten.

Wenige Tage später wurde auch der Aufenthaltsort des Gauleiters von den sowjetischen Truppen entdeckt, die ihn in Gewahrsam nahmen. Viele seiner Mitarbeiter und Freunde hatten sich für den Freitod entschieden, anstatt den Russen in die Hände zu fallen. Mutschmann zog es vor, auf seine Unschuld zu pochen, aber selbst, wenn er das Gefühl hatte, dass er keine Verbrechen zu verantworten hatte: Die Sowjets waren da anderer Ansicht. Mit dem Zug ging es für ihn nach Moskau, wo er verhört und in der Lubjanka inhaftiert wurde. Die Entscheidung über sein Schicksal fiel mit Bedacht, war doch erst 1947 seine Hinrichtung beschlossene Sache. Zu diesem Zeitpunkt war das unvorstellbare Ausmass nationalsozialistischer Gräueltaten bereits in Nürnberg aufgedeckt und die Täter verurteilt worden. Im Gegensatz zu Mutschmann kam der ehemalige Bürgermeister von Dresden, Hans Nieland, der ebenfalls kurz nach dem Luftangriff aus der Stadt geflohen war, mit einer mildereren Strafe davon. Nach vier Jahren Haft in diversen britischen Internierungslagern wurde Nieland nur als «Minderbelasteter» eingestuft, bereits 1950 aber folgte die weitere Entlastung als «Mitläufer». Nieland arbeitete zunächst als Volkswirt, später dann als Bankier und starb 1976 im Alter von fünfundsiebzig Jahren¹⁴.

Im Frühjahr und Sommer 1945 formierte das geräuschlose graue Stadtbild, das die dem Erdboden gleichgemachte Altstadt von der Elbe bis zum Grossen Garten bot, eine Landschaft, die die Dresdner mit Unbehagen betrachteten. Wenn es Nacht wurde und Gewitter über der Stadt lagen, deren Blitze die nackten Gerippe der Ruinen erhellten und deren Regengüsse zischend im Staub niedergingen, mieden viele Menschen die Trümmer. Es entstanden Legenden darüber, was in dieser öden Ruinenlandschaft nach Sonnenuntergang passieren konnte: Geschichten von böartigen Gestalten, die hinter Mauerresten lauerten und auf einen Überfall warteten. Alte Männer gingen als Schutzmassnahme Arm in Arm. Doch wenn man sagen kann, dass Städte eine eigene Seele besitzen, dann begann Dresden in den kommenden Jahren damit, sich zaghaft zu erholen und seine Seele zu erneuern, vor allem mit den Mitteln der Kunst und der Musik. Noch während das Vieh durch die Steinwüste mit den Überresten des Neumarktes getrieben wurde, gewann Dresden das Selbstverständnis als Ort der Kultur und hoher Ausdrucksformen zurück. Unterdessen begannen vor allem in England und Amerika die moralischen Debatten, die in einigen Bereichen mit neuer Kraft und auch Bitterkeit geführt werden sollten, über die grausame Zerstörung der Stadt. Zudem begann sich eine Sicht auf Dresden als einen Schatz zu festigen, der gnadenlos verwüstet worden war.

25 – Rückschlag

Wenn die Zerstörung Dresdens ein Verbrechen war, wer war dann der Schuldige? Allerdings war es zunächst so, dass der Schock zu tief sass, um eine dezidiert begründete Untersuchung einleiten zu können. Der berühmte Dresdner Schriftsteller Erich Kästner, dessen Bestseller *Emil und die Detektive* aus dem Jahre 1928 Millionen von Kindern verzaubert hatte, gehörte zu jenen, die in die Stadt zurückkehrten. In den Monaten nach der Katastrophe ging er voller Entsetzen durch die langen Schluchten aus willkürlich aufgestapelten Ziegelsteinen sowie Trümmerteilen und versuchte vergeblich, Orte in dieser seltsamen Wildnis zu finden, die er mit sentimentaler Erinnerung abgespeichert hatte. Voller Bitterkeit erinnerte er sich später an die Vergeblichkeit seines Versuchs, jemandem die Schuld für diese Gräueltat zuzuweisen.

Kästner wurde 1899 geboren: Sein Vater war Sattlermeister und seine Mutter Friseurin (ein altes und ein modernes Berufsfeld, ein interessantes Gespann um die Jahrhundertwende). Sie hatten sich auf der anderen Seite des Flusses, nahe dem Bahnhof Neustadt, niedergelassen. Kästners frühe Kindheit vor seinem Umzug nach Berlin war mit Erkundungen der grossen Strassen nahe der Kreuzkirche gekennzeichnet, mit Ausflügen zur Kuppel der Kunstakademie und hin zu den leuchtenden Farben der Blumenstände am Altmarkt. An dem Tag, als Kästner nach Dresden zu-

rückkehrte, versuchte er, seine alte Schule wiederzufinden, aber sie war verschwunden. Er spazierte über die graue Schotterprairie des Neumarkts und blickte auf die verbliebenen Trümmer der Frauenkirche, in der er einst als Schüler gesungen hatte.

Für ihn persönlich waren die Jahre der Nazierrschaft mit Gefahren behaftet; Anfang der 1930er-Jahre hatte er sich gegenüber den aufstrebenden Nationalsozialisten unerbittlich gezeigt und Goebbels als «humpelnden kleinen Teufel» beschrieben¹. Doch der Gang ins Exil und die damit verbundene Sicherheit kam für ihn nicht infrage. Kästners Erwachsenenromane – einer davon *Fabian. Die Geschichte eines Moralisten*, der im Berlin der Weimarer Republik spielt und berüchtigte Sexszenen enthielt – gehörten 1933 zu den Ersten, die öffentlich verbrannt wurden. Die NS-Diktatur hatte ihn geächtet, und ihm blieb nichts anderes übrig, als unter Pseudonym Drehbücher zu schreiben. Für Kästner waren Luftangriffe nichts Neues, nachdem er den Angriff auf seinen Lebensmittelpunkt München miterlebt hatte, aber die Einäscherung seiner geliebten Heimatstadt schockierte ihn zutiefst. Einige Jahre später schrieb er:

«Dresden war eine wunderbare Stadt... Geschichte, Kunst und Natur schwebten über Stadt und Tal... in einem unvergleichlichen Einklang... Und ihr müsst es mir glauben! Keiner von euch, und wenn sein Vater noch so reich wäre, kann mit der Eisenbahn hinfahren, um nachzusehen, ob ich recht habe. Denn die Stadt Dresden gibt es nicht mehr. Sie ist, bis auf einige Reste, vom Erdboden verschwunden. Der Zweite Weltkrieg hat sie, in einer einzigen Nacht und mit einer einzigen Handbewegung, weggewischt.»²

Kästner blieben die gegenseitigen Schuldzuweisungen unter den Siegermächten nicht verborgen, aber seiner Meinung nach war dieses «Gezanke» von einer schrecklichen Sinnlosigkeit. Es würde Dresden oder seine Schönheit auch nicht wieder zum Leben erwecken.

Und die Bürger, die diese höllische Nacht durchlebt hatten, verhielten sich ganz ähnlich, schienen sie doch – wenigstens vorerst – weder den Wunsch nach Rache oder auch nach Schuldzuweisungen zu hegen. Marielein Erler war mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Lüneburg wiedervereint und erstattete dort im Bett sitzend Bericht über die Bombardierung, ihre Sehkraft vielleicht dauerhaft durch ihre Tortur in der Feuerhölle geschädigt. Für sie lag die Verantwortung grösstenteils bei «diesem Verrückten» Hitler³, auch wenn sie glaubte, dass der Wille einer «höheren Macht» ebenfalls berücksichtigt werden müsse. Umgekehrt gab es für Gisela Reichelt auch Jahre später etwas rein Nihilistisches an dem Luftangriff, der im Wesentlichen «sinnlos» gewesen sei⁴. Sie betrachtete es aus der Sicht ihres zehnjährigen Selbst und aller anderen Kinder der Stadt, von denen viele getötet, andere wiederum schwer verletzt worden waren.

Die Luftangriffe fügten der Stadt eine seelische Wunde zu, von der sich die Überlebenden nie ganz erholen würden, aber in der unmittelbaren Nachkriegszeit blieb auch keine Zeit für eine Bewertung. Die Sowjets hatten sich in Büros eingerichtet, in denen nach Regenschauern Pfützen auf dem Boden zurückblieben, so löchrig waren die Dächer; sie zogen die Zügel innerhalb der zivilen Infrastruktur immer stärker an und zeigten sich nachgerade paranoid gegenüber den Absichten der Amerikaner, Franzosen und Briten, deren Besatzungszonen im Westen lagen. Es gab keine Gewissheiten in einer Nation, die zwar ideologisch zweige

teilt war, aber politisch noch eine Einheit verkörperte. In den Wochen und Monaten nach der Kapitulation hatten die Dresdner mit den schrecklichsten Nahrungsmittelengpässen und immer häufiger auch mit Stromausfällen zu kämpfen, sogar Brot wurde knapp. Da blieb weder Zeit noch Energie für öffentliche Trauerbekundungen und auch nicht für eine Auseinandersetzung mit den moralischen Dimensionen des Luftangriffs.

In Grossbritannien stiess der Luftkrieg jedoch in gewissen Kreisen bereits auf Ablehnung. Das galt nicht so sehr für Persönlichkeiten wie den Bischof von Chichester, George Bell, der immer wieder leidenschaftlich und freimütig dafür plädiert hatte, zwischen «Nazimördern» und dem «deutschen Volk» zu unterscheiden; nun kam im Nachgang der deutschen Kapitulation auch Kritik von hochrangigen Persönlichkeiten in Whitehall. Nachdem voller Stolz britische Erfolge wie bei der Luftschlacht um England, dem Wüstenkrieg, den Feldzügen in Italien sowie am D-Day und beim Durchmarsch in Europa hinausposaunt worden waren, fehlten die Feuerstürme in diesem nationalen, vor Galanterie und Mut strotzenden Wandteppich. Sir Arthur Harris reagierte ziemlich verschnupft auf diese Situation beziehungsweise auf die Tatsache, dass Churchill nicht ausdrücklich die Leistungen der Bomberbesatzungen in seiner Siegesansprache gewürdigt hatte und den Besatzungen am Boden kein spezieller Orden für den Kampf des Bomberkommandos verliehen werden sollte. Harris selbst hatte stolz an die gesamte ihm unterstellte Truppe geschrieben und die Anstrengungen aller hervorgehoben, von den Bodemannschaften bis zu den Fliegern, die sich «allein durch schwarze Nächte kämpften, Meile um Meile dem heftigsten Sperrfeuer ausgesetzt, das je abgegeben wurde... In jeder dunklen Minute von

diesen endlosen Meilen voll lauender Gefahren... hielt die Einsamkeit des Kampfeinsatzes die letzte Prüfung bereit, die ultimative Herausforderung an menschliche Unerschütterlichkeit und Entschlossenheit.»⁵

Es erschien Harris untragbar, dass die Regierungskreise in Whitehall solch monumentalen Mut mal eben ganz beiläufig abtaten. Die Angehörigen des Bomberkommandos sollten nur die Standardorden «The Defence Medal» erhalten, die – wie Harris später in seinen Memoiren festhalten sollte, Anlass zu vielen «bitteren» Kommentaren unter Boden-Besatzungsmitgliedern und Ingenieuren bot. Wie Harris ätzend (und snobistisch) hinzufügte: «Bei den Truppen in Übersee bekam jeder Angestellte, Metzger oder Bäcker die *Campaign Medal* verliehen.»⁶ Zur Ethik des Bombardements notierte er: «Mein Befehl lautete, Dresden anzugreifen, das als von höchster Bedeutung für die Offensive an der Ostfront galt.» Er fuhr jedoch fort: «Ich weiss, dass die Zerstörung einer so grossen und prächtigen Stadt in der Spätphase des Krieges von vielen Menschen als unnötig erachtet wurde, selbst von jenen, die zugaben, dass unsere früheren Luftangriffe mit derselben Berechtigung geführt wurden wie jede andere Kriegsoperation.» Harris verstand sich selbst als derjenige, der klare Ansagen machte und im Gegensatz zu einem scheinheiligen und zimperlichen Establishment Tacheles redete. Dennoch schien auch er betonen zu wollen, dass die Verantwortung woanders zu suchen sei. «Hier möchte ich nur festhalten, dass der Luftangriff auf Dresden damals als militärische Notwendigkeit angesehen wurde, und zwar von viel wichtigeren Menschen als mir selbst.»⁷

Harris wurde vom Königshaus zum *Knight Grand Commander of the Order of the Bath* ernannt, aber alle Ehren, die ihm von Whitehall aus zugetragen wurden, lehnte er beherzt ab. Wenn sei-

ne Besatzungen keine besondere Anerkennung erhielten, dann würde er solche auch nicht annehmen. Ausserdem äusserte er recht zeitnah den Wunsch, als Gouverneur von Rhodesien in sein koloniales Heimatland zurückkehren zu wollen, auch wenn der Posten nicht vakant war. Das Schweigen seiner Vorgesetzten in den kommenden Monaten und Jahren sprach Bände, und Churchill erwähnte den Luftangriff auf Dresden in *The Second World War* (dt. *Der Zweite Weltkrieg*) nicht ein Mal.

In dem Memo vom 28. März über die flächendeckenden Bombardierungen notierte der Premierminister den Aspekt der Scham; ihn habe ein Gefühl der Befürchtung überkommen, die Briten seien zu «Bestien» verkommen, wie er einst gewarnt hatte. Darin mischte sich auch die Sorge um die Zukunft Deutschlands selbst: Wie man sich selbst angesichts dieser Welle der Zerstörung mit speziell dafür angefertigten Auszeichnungen feiert und ehrt, wäre bei der besiegten Bevölkerung nicht gut angekommen.

Auch die Amerikaner schienen in dieser Hinsicht bestenfalls eine ambivalente Haltung einzunehmen, obwohl sie Harris mit einer gewissen Achtung begegneten und ihm den Orden *Distinguished Service* verliehen. Auch Harris pflegte eine von gegenseitiger Wertschätzung gekennzeichnete Korrespondenz mit Persönlichkeiten wie dem General Ira Eaker (er notierte später in seinen Memoiren, dass die Amerikaner «gegen Japan genau die gleiche Methode mit Brandbomben anwandten, um grosse Industriestädte zu zerstören, wie in Europa das Bomberkommando». Und das war noch vor den viel schrecklicheren Waffen, die sie bald einsetzen sollten)⁸. Aber es gab einige sehr angesehene Amerikaner, denen anscheinend daran gelegen war, die japanischen Feuerstürme von diesem einen bestimmten Inferno, das sich in

der Stadt an der Elbe abgespielt hatte, zu trennen. Zu ihnen gehörte Telford Taylor, der einen Teil des Krieges tief im geheimsten Winkel des alliierten Feldzugs verbracht hatte: als Dechiffrierer von Codes in Bletchley Park in Buckinghamshire. Oberstleutnant Taylor war ursprünglich Rechtsanwalt und war nach dem Krieg einer der Ankläger bei den Nürnberger Prozessen. Im Februar 1945 war er «in Teilen an der Diskussion über den bevorstehenden Angriff auf Dresden einbezogen». Die moralischen Fragen hatten seither unablässig an ihm gegagt:

Worin Sir Arthur Harris' Absichten bestanden, weiss ich nicht, aber die Briten sagten den Zweiflern, dass in oder um Dresden eine deutsche Panzerdivision stationiert war, die den sowjetischen Vormarsch von Osten her blockierte, und dass die Russen einen Luftangriff wollten, damit der Weg für sie frei sei.

Die britischen Dechiffrierer hatten jedoch die Information erhalten, dass jene deutsche Panzerdivision nicht in Dresden, sondern viel weiter südlich in Böhmen war. Ein leitender Luftwaffenoffizier der britischen Geheimdienstgruppe kam auf der Grundlage dieser und anderer Informationen zu dem Schluss, dass mit einem Luftangriff auf Dresden militärisch nichts zu erreichen sei. Darüber informierte er Sir Arthurs Hauptquartier, jedoch ohne Ergebnis.

Der britische Luftwaffenoffizier gab seine Informationen dann an den Stab von General Carl Spaatz weiter, Oberbefehlshaber der US Army Air Force in Grossbritannien. General Spaatz kam zu dem Schluss, dass der Angriff auf Dresden abgeblasen werden müsse, aber Sir Arthur blieb hartnäckig, und General Spaatz war nicht bereit, einfach zuzusehen, wenn die

Briten darauf bestanden, weiterzumachen wie geplant. Und so taten sich beide Luftstreitkräfte zusammen, mit den oft angeprangerten Konsequenzen.⁹

In diesem Brief von Taylor deutete er etwas Finsteres und Kaltes in Harris an, der einen Luftangriff befohlen hatte, obwohl er wusste, dass es dafür militärisch gesehen keinen Grund gab, auch wenn Taylor hier sowohl die Transportwege als Ziel sowie das Mass der sowjetischen Beteiligung ignorierte.

Und es hatte diejenigen im Herzen der USAAF gegeben, die sich mit dem Thema der Moral beschäftigt hatten. Generalmajor Robert Landry, der zuvor die Einsätze beim SHAEF überwacht hatte, wurde viele Jahre später zu den Dresdner Luftschlägen und darüber befragt, dass die amerikanischen Bomber eine Stadt angegriffen hatten, die im Wesentlichen bereits ausgelöscht war. Dabei fiel auch der Begriff des «Terrorangriffs», aber Landry wies schon die Andeutung sofort zurück. «Ich glaube nicht, dass es jemals um die Frage ging, ob einige Zivilisten getötet werden sollten oder nicht, denn die Deutschen hatten viele Fabriken mitten in den Städten errichtet, und wer sollte festlegen, ob es dort eine Fabrik gab oder nicht?», fragte er. «Niemand wollte auch nur eine Ladung dieser gottverdammten Bomben zurücknehmen und sie über der Nordsee abwerfen, wenn sie gegen jemanden wie die Deutschen kämpfen.»¹⁰

Andernorts war die aufkeimende Debatte gerade von der Frage der deutschen Gesinnung geprägt; viele in Grossbritannien waren der Auffassung, dass Deutschland als Nation besonders anfällig für Militarismus und brutales Vorgehen bei seinen Eroberungszügen sei – dass es eine spezifisch germanische Triebkraft gebe, die der Welt innerhalb kurzer Zeit zwei verheerende Konflikte be-

schert habe. Und einige befürchteten, dass alle Möglichkeiten gegeben waren, Deutschland würde es wieder tun. Der junge Wissenschaftler Freeman Dyson, der im Bomberkommando gedient hatte und vor allem wegen der gegen Ende des Krieges durchgeführten Bombardements einige Abscheu empfand, diskutierte die Luftangriffe auf Dresden mit einer «gut ausgebildeten und intelligenten» Frau eines leitenden Luftwaffenoffiziers. Dyson fragte sie, ob es richtig gewesen sei, dass die Alliierten eine grosse Zahl deutscher Frauen und Babys getötet hätten, und sie antwortete: «Oh ja, das ist gut, gerade die Babys im Besonderen. Ich habe nicht diesen Krieg im Kopf, sondern den nächsten in zwanzig Jahren. Wenn die Deutschen das nächste Mal einen Krieg anzetteln und wir sie bekämpfen müssen, werden diese Babys die Soldaten sein.»¹¹ Es gab etwas ganz aussergewöhnlich Primitives, das diesem vernichtenden Impuls innewohnte und das Dyson jahrzehntelang verfolgen sollte. Diese Stimmungslage hatte auch den schlimmsten Verdacht des *Bombing Restriction Committee* erhärtet, das einige Monate nach dem Tag der Befreiung eine Broschüre herausgab, in der behauptet wurde, dass zweihundert- bis dreihunderttausend Menschen – die Angabe entsprach der Propaganda Goebbels' und übertraf die tatsächlichen Opferzahlen in etwa um das Zehnfache – in Dresden getötet worden seien.

Es sollte noch einige Jahre dauern, bis der neue sächsische Ministerpräsident Max Seydewitz – mit dem Segen Moskaus – verfügte, dass der Luftangriff ein Akt des «angloamerikanischen Terrors» gewesen sei; dass die Briten und Amerikaner «brutale Kriegstreiber» gewesen seien; dass die Ruinen von Dresden als Ansporn für den «Kampf gegen den imperialistischen Gangsterkrieg» und den «Würgegriff des Faschismus» dienten; und dass

dieser terroristischen Freveltat mit einer jährlichen Schweigeminute gedacht werden müsse, bei der sogar der gesamte Verkehr stillstehen sollte¹². Da Deutschland nun zweigeteilt war und die Amerikaner und Sowjets gegenseitig versuchten, die Absichten des jeweiligen Gegenübers hinter dem von Churchill ausgerufenen Eisernen Vorhang zu erahnen, war der Luftangriff auf Dresden jetzt nicht mehr Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung. Er wurde instrumentalisiert und diente einer immer schärfer und giftiger geführten Propaganda, der eine Vielzahl von hässlichen politischen Ursachen zugrunde lag.

Nicht lange nach dem Krieg erhielt Sir Arthur Harris die Einladung, einen Vortrag in der Marktstadt Honiton in Devon zu halten, die sich ganz in der Nähe des Ortes befand, wo er einst zur Schule gegangen war. Die dort gehaltene Rede, deren Notizen Teil der *Harris Papers* sind, wies einen trotzigem Unterton auf, und sogar den des Mitgefühls für seine Flieger und Bodenbesetzungen. Er betonte besonders das grosse Opfer, das diejenigen erbracht hatten, die durch das unerbittliche Flakfeuer geflogen seien und eher «mit dem Kopf» als mit dem Körper einen Kampf auszutragen hatten¹³. Sie hätten dazu beigetragen, den Krieg schneller zu beenden, und damit unzählige Menschenleben gerettet. Von hundertfünfundzwanzigtausend Kameraden waren fünf- undfünfzigtausendfünfhundertdreiundsiebzig gefallen: Harris sorgte dafür, dass diese Statistik publik wurde.

Woanders bot sich den überlebenden Flugveteranen ein bitter-süßes Moment. Der Film *A Matter of Life and Death* von dem Filmemacherduo Michael Powell und Emeric Pressburger (dt. *Irrtum im Jenseits*) war ein übersinnliches Drama über einen Bomberpiloten, einen Poeten namens Peter Carter, der sich trotz fehlenden Fallschirms wie durch ein Wunder aus seinem bren-

nenden Flugzeug retten kann, sich aber während der letzten Minuten in der Luft über Funk in June verliebt, eine amerikanische Funkerin, die ihn zurück nach England geleitet. Carter überlebt den Sturz dank einer bürokratischen Verwechslung im Himmel, wird an einem englischen Strand angespült und begegnet kurz darauf verzückt June. Doch dann steigt ein himmlischer Emissär auf die Erde – Engel Nr. 71 – herab und versucht, ihn davon zu überzeugen, dass seine Zeit abgelaufen ist, während er protestiert, dass er jetzt zu verliebt sei, um das Leben hinter sich zu lassen. Es war der erste Film der *Royal Film Performance*, bei dessen Premiere Mitglieder des englischen Königshauses – in diesem Fall der König und die Königin – anwesend waren. Der gesprochene Prolog des Films – bei dem die Kamera im Weltraum einsetzt, dann auf die Erde niederschwebt und schliesslich, von sehr weit oben, auf Deutschland herabblickt – sprach von «Tausenden Luftangriffen», aber dieser Film begann über dem nebligen Ärmelkanal mit dem Rückflug von diesem Angriff. Und weil es ein Fantasyfilm war, umgab den von David Niven gespielten Bomberpiloten eine fast absurde Romantik, ohne dass das Publikum sich mit hässlichen moralischen Fragen belästigt sah. Im Film ging es auch um Erlösung und die Bedeutung des Vergessens: Nach dem Krieg, und mit den im Himmel glückseligen Toten, mussten sich die Menschen auf der Erde nun in alles Schöne vertiefen: von Stelldicheins an lauen Sommerabenden über die Poesie bis hin zu Shakespeare. Der Bomberpilot, dessen Tod eigentlich vorbestimmt war, durfte stattdessen leben, stand er doch für eine bestimmte Gattung der englischen Zivilisation.

Die moralischen Fragen, die den Dresdner Luftangriff begleiteten, verloren keineswegs an Aktualität, als die USA im August 1945

Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki abwarfen – bei deren Lichtblitz Menschen geblendet sowie viele im Bruchteil einer Sekunde atomisiert wurden, sodass deren Schatten an den Wänden haftenblieben –, um den Krieg rasch zu beenden. Dies waren die Waffen, die die Weltordnung veränderten und auf eine zukünftige Kriegsführung hindeuteten, die Arthur Harris vorhergesagt hatte, der nicht wusste, wie er selbst sie überleben konnte. Die Atombombe und alle ihre nachfolgenden Varianten (dank Spionage fiel die Technologie in Stalins Hände, sodass die Sowjets 1949 ihre erste eigene Bombe in Kasachstan testeten) versprachen, den Tod in einem Ausmass herbeizuführen, den man nie für möglich gehalten hätte; David Nivens Peter Carter war bereits antiquiert.

In den folgenden Jahren schien sich aufgrund von Hiroshima und Nagasaki im Westen eine stärkere Debatte über die Auswirkungen von Dresden zu entfachen, nicht zuletzt, weil es viele Menschen in Grossbritannien gab, die glaubten, dass die deutschen Opferzahlen bei den Luftangriffen jene der Atombombenexplosionen von Hiroshima überstiegen – ein Ergebnis der überzogenen Behauptungen der Nationalsozialisten wie auch des *Bombing Restriction Committees*. Trotz der Veröffentlichung des vierbändigen Werkes *The Strategic Air Offensive Against Germany* von Sir Charles Webster und Noble Frankland im Jahr 1961, die zu einem ausgewogenen Urteil über die Stärken und Schwächen von Harris' Strategie kamen, verfestigte sich in einigen Bereichen die Ansicht, dass das Bomberkommando für eine Sache verantwortlich sei, die in ihrem Grauen einzigartig sei. 1963 verfasste der Historiker David Irving – der später heftigsten Kontroversen ausgesetzt war – *The Destruction of Dresden* (dt. Der Untergang Dresdens: Feuersturm 1945), in dem er Mutmas-

sungen anstellt, dass die Zahl der Todesopfer hundertfünfunddreissigtausend und vielleicht sogar bis zu zweihunderttausend Menschen betragen haben könnte¹⁴. In einer Rezension für den *Observer* pflichtete der ehemalige Politiker und Diplomat Harold Nicolson Irvings umfassender These bei und kam in dem Artikel dem Vorwurf, dass es sich bei dem Luftangriff um ein Kriegsverbrechen handele, sehr nahe.

«Die britische Öffentlichkeit möchte sich gerne davon überzeugen, dass wir selbst, während andere Nationen Gräueltaten frönen, niemals gottlose Taten begehen», schrieb Nicolson. «Doch es sind wohl kaum weniger Akte des Krieges denkbar, die so grundlos, so sinnlos und grausam sind wie der Angriff auf Dresden.» Nicolson war nicht daran interessiert, Sir Arthur Harris die Verantwortung in die Schuhe zu schieben, für ihn ging die Sache höher. «Es ist sehr schwer, sich des Eindrucks zu erwehren, dass dieser riesige Einsatz durchgeführt wurde, um die Russen mit der Schlagkraft der Royal Air Force zu beeindrucken.» Ausserdem betrat Nicolson – einmal in Rage geschrieben – jenes Terrain, das später den Neonazis Schützenhilfe leisten sollte: Er schrieb, dass der Luftangriff auf Dresden, selbst im Vergleich zu Hiroshima, «der grösste durch den Krieg verursachte Holocaust war»¹⁵. Selbst wenn er bei der Auswahl des Begriffs schlampig vorgegangen war: Auf eine solche Formulierung zurückzugreifen, zeugte von ungestümer Geschmacklosigkeit und törichter Provokation.

Als Antwort auf Nicolson's Beitrag erreichte in der folgenden Woche die Zeitung ein Leserbrief von E. Birkin, abgeschickt aus dem Londoner Postleitzahlbezirk SW6. Birkin hatte den Holocaust überlebt:

Durch ganz Europa schleppte ich mich, zusammen mit vielen anderen Insassen aus den Konzentrationslagern, vor den anrü-

ckenden Russen, als wir die Flammen von Dresden und die Ruinen der Stadt sahen. Es machte uns deutlich, dass das Ende nahe war. Die Moral unserer Wachen und der Deutschen, denen wir unterwegs begegneten, verschlechterte sich zusehends, und ihre Einstellung uns gegenüber verbesserte sich erheblich, als sie endlich erkannten, dass Hitlers Versprechen falsch waren. Ausserdem gab es uns neue Hoffnung und Kraft, um die letzten Monate des Krieges zu überleben. Tatsächlich haben wir noch in dieser Nacht mit Suppe auf unsere Verbündeten angestossen.¹⁶

Ebenfalls in den 1960er-Jahren begann der ehemalige Bombenschütze Miles Tripp damit, sich wieder mit seinen ehemaligen Besatzungsmitgliedern zu treffen. Nach dem Krieg und der damit verbundenen Truppenreduzierung hatte Tripp seine Freundin Audrey geheiratet, mit der er so viele Nächte in Bury St Edmunds verbracht hatte. Er wurde Rechtsanwalt und schrieb in seiner Freizeit Thriller, mit denen er einigen Erfolg vorweisen konnte¹⁷.

Tripp war sich dessen bewusst, dass die Bombardierung Dresdens zu einem Kürzel für gedankenlose Zerstörung geworden war, aber er und seine ehemaligen Besatzungsmitglieder waren anderer Ansicht; im Grossen und Ganzen vertraten sie die Auffassung, dass ein solcher Krieg niemals mit Truppen hätte geführt werden können, die hermetisch von der Zivilbevölkerung abgetrennt waren, sodass man zivile Opfer hätte ausklammern können; dass der Nationalsozialismus ein Tumor gewesen war, den es zu entfernen galt und dessen Wachstum nicht gebremst werden konnte, ohne auch das umgebende Fleisch mit herauszuschneiden. In Wahrheit erinnerten sich die Flieger nicht daran, dass dieser eine spezielle Luftangriff eine grosse Sache gewesen sei, vielleicht abgesehen

von der ungewöhnlich langen Flugdauer. Hinzu kam, dass ihre hauptsächliche Sorge bei jedem Einsatz dem eigenen Überleben galt; so viele Tausend Fuss hoch am Himmel war es für sie schwierig, sich den Einzelnen am Boden vorzustellen, als ihre Bomben fielen.

Es entstand ein merkwürdiges Paradoxon: Sie erinnerten sich allesamt an die Angst, die schlechten Träume, und bei vielen hatte sich nach dem Krieg der Gesundheitszustand verschlechtert, was sich direkt auf die heftige Stresssituation eines Einsatzes zurückführen liess – Geschwüre, Magenprobleme, Wirbelblockaden, zitternde Hände. Doch gleichzeitig erklärte jeder in Tripps Crew ohne Zögern, dass es sich um eine aussergewöhnliche Zeit ihres Lebens handelte, die sie niemals missen wollten. Sie erkannten an, wie die Welt auf Dresden sah, doch gaben zu bedenken, dass angesichts der unendlichen Gräueltaten des Feindes das allumfassende Ziel eines jeden Einsatzes darin bestanden hatte, die Nazis auszulöschen, eben jeden noch verbliebenen Nazitumor, der vielleicht wieder aufgetreten wäre und zu unzähligen weiteren Gräueltaten in der Zukunft führen konnte. Die Kameraden von Tripp hatten einen bunten Bogen an Laufbahnen eingeschlagen, vom Gemeindeangestellten bis zum Antiquitätenhändler, und alle waren stolz auf den geleisteten Militärdienst.

Dennoch setzte sich vor allem in Künstlerkreisen in Grossbritannien in den späten 1960er-Jahren die Ansicht durch, dass die Bombardierung Dresdens ein ungemein beschämendes Kapitel in diesem Krieg war; der Dramatiker Rolf Hochhuth schrieb *Soldaten: Nekrolog auf Genf*, eine Tragödie über Churchill, die Luftangriffe und Dresden¹⁸. Auffallend ist, dass der Journalist, der den Hintergrundbericht dazu verfasste, Dresden als «grösstes und schnellstes einzelnes Massaker der Geschichte» beschreibt und

hinzufügt, dass die Atombombe über Hiroshima «nur einundsiebzigtausend Menschen getötet» habe¹⁹. Ein weiteres Element, das die damalige Stimmung gegen die Bombardements weiter anheizte, war vielleicht der immer tiefer werdende moralische Sumpf, in dem die Amerikaner bei ihrem Krieg in Vietnam steckten; in der jüngeren Generation dieser Zeit waren Bombenangriffe zunehmend gleichbedeutend mit einem rücksichtslosen Imperialismus.

Sir Arthur Harris, der 1953 auf Drängen Churchills schliesslich einwilligte, den Titel des Baronet anzunehmen, wurde 1977 von Tony Mason für ein internes Projekt der Royal Air Force interviewt. Der damals vierundachtzigjährige Sir Arthur, dessen Gedächtnis noch absolut intakt war, machte wiederum deutlich, dass er nicht für die Auswahl der Ziele verantwortlich gewesen sei und während seiner gesamten Zeit am Steuer stand des Bomberkommandos «eine Flut von Direktiven» auf ihn eingepresselt sei. Wenn die Sprache auf Dresden wie auch andere Städte kam, so bestand er auf seiner Haltung, dass der unerbittliche Druck seiner Luftangriffe die Schlagkraft der Wehrmacht geschwächt habe, denn für die Flugabwehr, die Herstellung neuer Waffen und Reparaturarbeiten wurden Männer benötigt. Sir Arthur, der in den 1950er-Jahren mit seiner Familie aus Südafrika nach Grossbritannien zurückgekehrt war, lebte in der von Weiden gesäumten Stadt Goring-on-Thames. Er zeigte kein Bedauern, ausser seiner 1977 geäusserten, recht schroffen Ansicht, dass Krieg letztendlich «nie jemandem etwas Gutes gebracht hat»²⁰. Er starb 1984 im Alter von einundneunzig Jahren.

Im Dresden der Nachkriegszeit, als sich die Bürger an Repressalien einer neuen Welt, einer neuen Politik, einer neuen Philosophie und an ein neues System der Unterdrückung gewohnt hatten,

wuchs das Bewusstsein für die Bedeutung, die die Erinnerung einnahm, und tatsächlich würden die Kämpfe um deren Deutungshoheit mit erbitterter Intensität geführt werden. Zur gleichen Zeit erholte sich die Stadt, wurde wieder aufgebaut und entdeckte für sich eine neue Aesthetik, die im Gegensatz zu anderen Bereichen des öffentlichen Lebens nicht völlig vom Gewicht der sowjetischen Ideologie erdrückt wurde.

26 – «Der Stalin-Stil»

In den harten Wintern verschwanden die Ruinen unter einer Schneeschicht; die Landschaft wurde monochrom, wie unpassenderweise auch das Innere der Wohnungen; selbst jene Gebäude, die teilweise abgedeckt worden waren, zeigten sich anfällig für Schneestürme. Erst 1955, also zehn Jahre, nachdem eine Bombe das Hauptdach durchschlagen hatte, sollte die Kreuzkirche wiederaufgebaut und restauriert werden; aber unter den Kommunisten bildete der Kreuzchor, der in öffentlichen Räumen ausserhalb der Altstadt auftrat, unter seinem Kantor Rudolf Mauersberger einen wesentlichen Bestandteil im neu aufblühenden Leben der Stadt.

Neben Mauersbergers *Dresdner Requiem* führte der Chor Interpretationen zahlreicher neuer Kompositionen auf und adaptierte Leitmotive aus der traditionellen Volksmusik. Einer Aufführung wohnte Victor Klemperer bei, der sie sichtlich genoss; er hatte die akademischen Meriten wiedererlangt, arbeitete wieder als Professor – und sah sich widerwillig in die rigiden Prozeduren der neuen Behörden hineingezogen¹. Er war betört von den schwarz-weissen Uniformen der Sängerknaben und ihren stilisierten Auftritten, obwohl er die Jungen eher als Automaten wahrnahm (das war bei Weitem nicht der Fall: Einige von ihnen – darunter Peter Schreier – machten später eine herausragende Karriere im Musikzirkus. Schreier wurde einige Monate nach dem Bom-

benanschlag im Chor aufgenommen, da war er zehn Jahre alt. Auch unter so vielen anderen jungen Talenten hob sich seine Stimme ab, sodass Ende der 1940er-Jahre erste Solos aufgenommen wurden. Nach dem Stimmbruch startete Schreier eine schillernde Opernkariere, die ihn durch ganz Europa führte; Dresden blieb aber immer seine Heimat. Eine interessante Kurzbiografie über Schreiers Laufbahn findet sich auf der Seite:

www.bach-cantatas.com/Bio/Schreier-Peter.htm.

Was Victor und Eva Klemperer betrifft, so war die Welt, die sie in den Nachkriegsjahren durchstreiften, abwechselnd erstaunlich und erdrückend. Erstaunlich wegen der täglich gemachten Erfahrung, höflich und respektvoll behandelt zu werden; wegen der neuen Phase in Klemperers Karriere, die ihn zu Tagungen von Wissenschaftlern in ganz Europa und sogar nach China führte; wegen der veröffentlichten Monografien, der gehaltenen Vorträge. Aber es blieb auch erdrückend, weil Evas Gesundheitszustand weiterhin sehr schlecht war, und weil sie sich auch in diesem neuen Dresden der ehemaligen jüdischen Einwohner bewusst waren, die die Nationalsozialisten ins Gas geschickt hatten. Ihre Schatten waren immer da, zusammen mit der Angst, dass die Kräfte, die sie ermordet hatten, wiederauferstehen könnten. Anfang der 1950er-Jahre starb Eva an einem Herzinfarkt – sie hatte ein Nickerchen gemacht, und Klemperer entdeckte sie mit geöffneten Augen und ganz ruhig daliegend, als er ihr einen Schlummertrunk bringen wollte. Er war vor Trauer wie betäubt, aber obwohl er auch für sich das Ende seines eigenen Weges gekommen sah, stürzte er sich, gemartert vor Einsamkeit, in seine Arbeit. Das Jahrzehnt schritt voran, und Klemperer fand eine neue Partnerin an seiner Seite, Hadwig. Klemperer lebte bis Anfang 1960

und starb mit achtundsiebzig Jahren. Sein Überleben – und das Überleben seiner aussergewöhnlichen und detailreichen Tagebücher, die von all den Jahren in der Finsternis berichten – trug so sehr dazu bei, die volle elendige Bandbreite von nationalsozialistischen Grausamkeiten aufzudecken.

Klemperers Eintrag, uniformierte Kreuzchorsänger als Automaten zu bezeichnen, mag nicht gerade höflich gewesen sein, aber bestimmte Personen in den unmittelbar folgenden Nachkriegsjahren ähnelten sicherlich überlebensgrossen Marionetten: jene Arbeiter, die man entsendet hatte, die Trümmer zu bergen. Einige Zeit nach dem Luftangriff wurden spezielle Schmalspurschiensstränge verlegt, die sich durch die aufgetürmten Schutthalden schlängelten. So konnten Waggons mit den Trümmern beladen und weggeschafft werden, sodass die Steinwüste für neue Gebäude frei wurde. Neben den Arbeitern, die mit der Räumung der Trümmer beauftragt waren, wurden ahnungslose Passanten, die nicht alle erforderlichen Ausweispapiere bei sich trugen, manchmal von sowjetischen Soldaten dazu gezwungen, zur Strafe eine Sonderschicht einzulegen. Doch den Behörden war daran gelegen, dass der Neuaufbau als Heroismus einer neuen Zeit verstanden wurde: Auf Plakaten waren breitschultrige Männer und lächelnde Frauen zu sehen, die den Wiederaufbau auf eine Weise anpackten, die darauf hindeutete, dass auch breiteren Gesellschaftsschichten ein saubererer und gesünderer Neustart bevorstand.²

Es gab einen Mann, der sich all das seit Langem herbeigesehnt hatte: der Kommunist Walter Ulbricht mit seiner irritierend hohen Stimme sowie seinem irritierendem «sächsischen Akzent»³, wie es einigen in den Ohren klang. Ulbricht hatte die 1930er-Jahre in ganz Europa im Exil verbracht und sich während des Krieges in Moskau aufgehalten. Als das NS-Regime besiegt war, kehrte er

zügig nach Deutschland zurück. Unter seiner Führung wurde die Kommunistische Partei Deutschlands gewaltsam mit ihrem gemässigeren Konkurrenten auf dem linken Flügel, den Sozialdemokraten, zur Sozialistischen Einheitspartei SED verschmolzen. Moskau gab alle Gesetze und Vorschriften vor – ungeachtet dessen, dass anfänglich das Bedürfnis nach Demokratie abgenickt wurde. Der Kreml war ganz deutlich und unangefochten das Machtzentrum. In Dresden, wie auch in anderen Städten, waren die Lebensmittel so streng rationiert, dass das Brot teilweise aus Eicheln hergestellt werden musste; es fehlte an Energie, um diesem neuen Regime die Stirn zu bieten. Ulbricht war ein überzeugter Vertreter des Totalitarismus, und es war sein Porträt, das recht bald jedes Klassenzimmer, jeden Hörsaal, jedes Rathaus zieren sollte. Sein Konterfei ersetzte auf allen Briefmarken jenes von Hitler (bevor Ersatz verfügbar war, war Hitlers Bild von Hand auf jeder einzelnen Briefmarke mit einem Stift überkritzelt worden).

In Westdeutschland gab es Entnazifizierungsprogramme, bei denen Zivilisten Fotos und Filme von den Vernichtungslagern gezeigt wurden. Mit gebotenem Ernst machten sich in der Sowjetzone hochgestellte sowjetische Offiziere und Technokraten daran, die Bevölkerung auf verschiedenen Wegen umzuerziehen: Ehemalige Nazibeamte wurden schnell zusammengetrieben, verhört und in russische Straflager deportiert. Eine Ebene tiefer suchte man jene Bürger ausfindig zu machen, die vor allem durch ihre Arbeit besonders enge Verbindungen zu den Nationalsozialisten eingegangen waren; oftmals wurden sie auch denunziert. Sie wurden aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen und zur Arbeitslosigkeit verdammt.

Der Rest der Zivilbevölkerung sah sich schnell mit den uner-

müdlischen Anstrengungen konfrontiert, etablierte Denkmuster in den Köpfen zu verändern: Egal ob im Theater oder in der Werkhalle, egal ob es um die vulgäre Ausdrucksweise der Arbeiter in Kneipen oder selten gewordene Diskussionen der Akademiker ging, überall wurden Ausschüsse gebildet, um die politische Haltung aufzuzeichnen und zu überwachen, der Mittelschicht den Respekt vor der Arbeiterschaft zu vermitteln, begreiflich zu machen, warum die Enteignung privater Wirtschaftsgüter wünschenswert ist, die Grundsätze des Marxismus und des dialektischen Materialismus zu vermitteln und umzusetzen sowie Bücher, Zeitungsartikel, Radiosendungen und alle Kunstwerke zu zensieren, die unter der neuen Führung als nicht ausreichend optimistisch für die Zukunft angesehen wurden (in Bezug auf den Gebrauch einer obszönen Ausdrucksweise rieten sowjetische Beamte den Fachkräften aus der Mittelschicht ernsthaft, nicht dem Beispiel der Arbeiter zu folgen; sie vermuteten, dass sich eher ein spöttischer Beigeschmack einstelle statt der gewünschten Geschlossenheit)⁴. Es gab Räte für jeden Lebensbereich, an jedem Arbeitsplatz, in jedem Wohnviertel; die Männer und Frauen, die bei schwachem Licht die Agenda vorgaben, waren hartnäckig und zeigten sich unversöhnlich, wenn vom vorgegebenen Diskurs abgewichen wurde; Anstellungen konnten sofort und ohne Erklärung gekündigt werden; ganze Verwaltungsabteilungen wurden über Nacht ausgetauscht. Die wichtigsten Behörden gaben sich bewusst launisch und unberechenbar: Die Angst, die die Unsicherheit begleitete, sorgte dafür, dass die Leute die Vorschriften einhielten und spurten. Neben alten und etablierten Läden entstanden neue, staatlich geführte Geschäfte, und den Kinogängern wurden nun untertitelte Filme aus russischer Produktion gezeigt.

In pädagogischer Hinsicht war für die Kinder und die Studenten der Zeitpunkt gekommen, sich vom Westen abzuwenden und stattdessen auf Moskau zu schauen – und zwar zügig. Russisch wurde als zentrale Säule des Unterrichts in den Lehrplan aufgenommen, und die Dresdner Familien erkannten, dass zukünftige Beschäftigungs- und Aufstiegsmöglichkeiten direkt von den Russischkenntnissen abhingen. Der Englischunterricht hingegen wurde sukzessive zurückgefahren; vielleicht nahm man an, dass die vulgäre Ausdrucksweise der Amerikaner schon von allein dazu beitrüge, unerwünschte Flausen einzuschleppen. Im Laufe der kommenden Generation wurde die russische Sprache immer gebräuchlicher und vertrauter. In den 1950er- und 1960er-Jahren stellte sich ein weiterer, wenn auch subtiler kultureller Wandel ein, als sich die Familien daran gewöhnen mussten, bei der Urlaubsplanung den Blick gen Osten zu richten und lange Zugreisen zu den neuen Ferienorten auf der Krim und an der Schwarzmeerküste zu unternehmen⁵.

Die freie Meinungsäußerung war im Wesentlichen verboten, und es sollte nicht lang dauern, bis jemand in einer Kneipe seinen Kumpan erst nach draussen winken würde, fernab fremder Ohren, bevor er einen leicht antiautoritären Witz zu erzählen wagte. Seit 1933 hatte es für niemanden in der Stadt richtige Freiheit gegeben, obwohl sich den wenigen Überlebenden, die vom NS-Regime verfolgt oder einfach kaltgestellt worden waren, nun wahrhaft neue Möglichkeiten boten. Von den Krankenhäusern bis zu den Kunstgalerien – überall herrschte ganz einfach eine neue und gesteigerte Lebensfreude; die Dresdner genossen den Wiederaufbau des Botanischen Gartens und die Frühlingsblüte im verbliebenen, immer noch reichlich vorhandenen Baumbestand der Stadt. Darüber hinaus gab es in ganz Europa keine andere Möglichkeit, wo-

hin sich die Dresdner wenden konnten, ausser vielleicht die amerikanische Besatzungszone, wo es, so die Gerüchte, eine reichliche Versorgung mit Nahrungsmitteln geben sollte. Im britischen Sektor war alles, wie in Grossbritannien selbst, streng rationiert, und die nicht ausgebombten Dresdner wussten zumindest noch um die Sicherheit, die ihnen ihre Häuser und Wohnungen boten. Auf einem Kontinent, der in den unmittelbaren Nachkriegsjahren mit Millionen von Flüchtlingen zu kämpfen hatte, darunter die gewaltsam aus der Tschechoslowakei vertriebenen Sudetendeutschen, blieb die Situation unter den neuen Machthabern in der Stadt an der Elbe zumindest stabil.

Mit Ausrufung der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland wurde 1949 die Zweiteilung Deutschlands auch offiziell besiegelt. Im Laufe des folgenden Jahrzehnts würden sehr viele DDR-Bürger nach Westdeutschland flüchten, aber es gab auch sehr viele andere, die diese Gelegenheit verstreichen liessen, darunter der renommierte Experte für Elektronik, Professor Heinrich Barkhausen, der ein Jahr nach dem Luftangriff nach Dresden zurückgekehrt war. Ursprünglich sahen er und seine Kollegen aus der Wissenschaft, die an der noch immer von den Bomben ramponierten Universität tätig waren, sich einem Regime gegenüber, dem wenig daran gelegen war, dass Dresden auf dem Spezialgebiet der Ingenieurwissenschaften zu alter Blüte zurückfand; aber im Laufe der Jahre wurde diese Haltung aufgeweicht. Tatsächlich wurde Barkhausen neben der Verleihung des DDR-Staatspreises (eine Auszeichnung, die sich sein Universitätskollege Professor Klemperer kurzzeitig erhofft hatte) auch die Ehre zuteil, dass ein neues Universitätsgebäude nach ihm benannt wurde. Der Barkhausen-Bau, vor dem die Studenten auf der breiten Allee hinauf- und hinunterradeln konnten, wurde im

nüchtern kargen, aber hellen und geradlinigen Stil der 1950er-Jahre errichtet. Der Bau beherbergte das Institut für Starkstromtechnik und expandierte vor allem im sich schnell entwickelnden Bereich der Transistortechnik⁶. Vielleicht gelang es dem 1956 verstorbenen Wissenschaftler Barkhausen leichter als den meisten anderen, sich von der endlosen ideologischen Gängelei fernzuhalten; in hochtechnisierten, elektronischen Diagrammen und Blaupausen tauchten Debatten zur korrekten politischen Gesinnung einfach nicht auf. Die Arbeit konnte als direkte Hilfe angesehen werden, den Fortschritt im Ostblock voranzutreiben. Darüber hinaus ist es der Stadt gelungen, als wirtschaftliches Zentrum einer breiten Palette an Präzisionsanfertigungen und technologischer Innovation ein für Dresden charakteristisches Merkmal zu bewahren. Im Laufe der Jahre erlangte die Stadt wieder ihre Reputation zurück, beispielsweise für Waren wie jene hochwertigen Fotoapparate, womit sie Besucher aus weniger begünstigten Regionen des Ostblocks anzog, die selbst ein solch ausgeklügeltes Wunderwerk der Technik ihr Eigen nennen wollten.

Auch auf medizinischem Gebiet hielt Dresden in den Nachkriegsjahren eine der bedeutendsten Persönlichkeiten die Treue: Albert Fromme, dessen Heimat in dieser Nacht in den lodernen Flammen aufgegangen war, hatte sein neues Zuhause einfach und unkompliziert im Gebäudekomplex des Krankenhauses Friedrichstadt eingerichtet, dessen Direktor er war. Er und sein wiederaufgebautes Krankenhaus leisteten angesichts der finanziell eingeschränkten Möglichkeiten jener Zeit eine bemerkenswerte Arbeit, darunter einen grossen Beitrag zur Krebsforschung, über die er 1953 ein Buch veröffentlichte⁷. Trotz der spärlich vorhandenen Technologie konnte das Krankenhaus Friedrichstadt einige be-

merkwürdige Erfolge bei der Behandlung von Brustkrebs mit Röntgenstrahlen und Strahlentherapie erzielen, und es überlebten Patientinnen, deren Diagnose noch kurz zuvor gleichbedeutend mit einem Todesurteil gewesen wäre. Und da Fromme, der bis in seine Siebziger arbeitete, immer weitermachte, dankten es ihm die ansonsten so strengen Behörden mit reichlich Lorbeeren: 1954 wurde er zum Rektor der Medizinischen Akademie Carl Gustav Carus berufen und noch im selben Jahr zum «Hervorragenden Wissenschaftler des Volkes» ernannt⁸.

Albert Fromme beschäftigte sich intensiv mit der naturwissenschaftlichen Forschung in anderen ostdeutschen Städten, von Ost-Berlin bis Leipzig. Wenn er Zweifel an dem neuen Regime oder an den Idealen des Sozialismus hegte, dann muss er dies sehr diskret geäußert haben; da er sich jedoch geweigert hatte, der NS-DAP an einem Punkt beizutreten, an dem eine solche Aktion die Karriere ruinieren konnte, ist es immerhin denkbar, dass Fromme für das sozialistische Ideal und die Einführung einer allgemeinen Gesundheitsversorgung Sympathien hegte. Erst in den 1960er-Jahren ging er in den Ruhestand und zog, gesundheitlich bereits geschwächt, zu seiner Familie nach Westdeutschland.

Ein weiterer Überlebender, der sowohl den Luftangriff als auch die Pestilenz des NS-Regimes überlebte, war nach seiner Evakuierung in die Stadt zurückgekehrt. Der Künstler und Marionettenmacher Otto Griebel war 1946 wieder mit seiner Frau und seinen Kindern vereint und wurde in Dresden zum Dozent an der Hochschule für Bildende Künste ernannt⁹. Wo andere Unbehagen und Beklemmungen über die abwesende, aber ausserordentlich prägnante Sowjetherrschaft empfanden, sah Griebel stattdessen die natürliche Gerechtigkeit in der Welt wiederhergestellt; und für

sich die Aussicht, wieder zu malen, im Gleichklang mit den sozialistischen Idealen. Zu seinen Kollegen gehörten nun Künstler wie Curt Querner, ein langjähriger Kommunist, und als die DDR ihr neues Selbstbild gefestigt hatte, versuchten die neuen Machthaber, die Künstler in die «richtige» Richtung zu lenken. Das innovative Zeitalter der Moderne aus den 1920er-Jahren floss nun in Werke ein, die mit sozialistischem Realismus angereichert werden mussten, zusammen mit der Beschränkung auf «geeignete» Sujets. Und dennoch fühlte sich Griebel in diesem Umfeld freier: So hielten beispielsweise seine früheren Darstellungen von Arbeitern, obwohl stilisiert, immer noch eine Essenz des proletarischen Heldentums fest. Darüber hinaus zeigte er sich begeistert von der Idee, dass die Kunst der Verbreitung und Verfestigung des Sozialismus dienen sollte. Die in Dresden entstandenen Gemälde der 1950er- und 1960er-Jahre zeigten für Landwirtschaft und Industrie Zukunftsvisionen, die in den Farbtönen Dunkelgrün, Braun, Grau und Ocker gehalten waren, und natürlich blieb der Luftangriff auf Dresden von 1945 eine Quelle der Inspiration¹⁰. Rund um den Formalismus entstanden zahlreiche Diskurse, und schon der kleinste Pinselstrich bekam eine politische Bedeutung zugewiesen; darüber hinaus war es von grosser Wichtigkeit, nicht den Weg einzuschlagen, den die amerikanische Kunst eingeschlagen hatte, die selbstredend im kapitalistischen Imperialismus eingebettet war. Man bemühte sich, dass die Kunst bis zur Arbeiterschaft vordrang. Wie seine Zeitgenossen aus dem Bereich der Wissenschaft schien Griebel mit bemerkenswertem Erfolg die gefährlichen Stromschnellen zu umgehen, die in einem unerbittlichen Regime lauerten: Er unterrichtete bis in die 1960er-Jahre und starb 1972.

Sein Sohn Matthias, zum Zeitpunkt des Luftangriffs acht Jahre alt, ging in den 1950er-Jahren mit vierzehn Jahren absichtlich von

der Schule, um Erfahrungen in der Landwirtschaft zu machen und auf Bauernhöfen zu arbeiten; später wurde er landwirtschaftlicher Berater. Nichts hätte makelloser sozialistisch daherkommen können. Und doch hatte er seinen eigenen, unzählbaren künstlerischen Impetus, der ihn in den 1960er-Jahren zum politischen Kabarett brachte¹¹. Er tingelte in der DDR durch kleine Klubs und wurde engmaschig von der Stasi überwacht, die in einem grossen Komplex – u.a. mit der berüchtigten Haftanstalt Bautzen – an den nördlichen Elbhängen mit Blick auf die Ruinen der Altstadt ihren Sitz hatte. Andere Jugendliche zogen in den Fünfziger- und Sechzigerjahren noch mehr Aufmerksamkeit auf sich: Das DDR-Strafgesetzbuch, das asoziales Verhalten und Gesinnung besonders hervorhob, sah unter anderem lebenslange Haftstrafen hierfür vor. Der kleinste Ausrutscher bei der Umsetzung des Klassenkampfes, und schon lagen heimliche Denunziation, Verhöre und Zerstörung von Familien durchaus im Bereich des Möglichen. Auch nach Stalins Tod im Jahre 1953 war das Leben in Dresden nicht minder beklemmend und von Repressionen geprägt. Das Ministerium für Staatssicherheit verfügte über ausreichend Zellen und Verhörräume, womit es teilweise an die vorherige NS-Diktatur anknüpfte und eine gewisse Kontinuität herstellte. Als die DDR schliesslich in sich zusammenfiel, schätzte man, dass zwischen zwölf- bis fünfzehntausend Gefangene – meist Regimekritiker oder (gescheiterte) Republikflüchtlinge – die Haftanstalt in Bautzen durchlaufen hatten, bevor sie in andere Gefängnisse und Lager gesteckt wurden.

Trotz der allgegenwärtigen Überwachung und dem Druck der ständigen Bedrohung versuchten die meisten Dresdner einfach, ihr Leben zu leben. Und um sie herum erhob sich die Stadt wieder. Selbst für diejenigen, wie die Künstlerin Eva Schulze-Knabe,

die einen perversen Zauber darin gefunden hatte, abends bei Sonnenuntergang die «rosa Ruinen»¹² mit dem blauen Himmel darüber zu betrachten, war davon fasziniert, den Bau der neuen Wohnprojekte mitzuverfolgen. In Johannstadt, Neustadt und Friedrichstadt wurden grosse sechs- und siebengeschossige Kästen mit Mehrfamilienwohnungen errichtet, teilweise mit Balkon. Der Baustil war vorgegeben und musste sich an strenge geometrische Vorgaben halten. Die Gleichheit spiegelte sich in der Architektur wider, die mit technokratischer Liebe zum Detail aufwartete: mit kleinen quadratischen Rasenflächen und Spielplätzen vor den hohen Plattenbauten sowie pragmatisch-bescheidenen Ladenzeilen. In dem neu angebrochenen Zeitalter sollten allen Bewohnern – vom Fabrikarbeiter über den Handwerker bis zum Bankmanager – dieselben Annehmlichkeiten und Einrichtungen mit einheitlicher Aesthetik zur Verfügung stehen. Es gab auch breite Alleen, so breit natürlich, dass problemlos Panzer auffahren konnten.

Selbst in einer Atmosphäre, in der sorgfältigst auf Gleichheit geachtet wurde, existierten darüber hinaus einige neue Wohnungen, die bevorzugt wurden. Dazu zählten die grossen Wohnungen an den Flanken des Altmarktes, die auf staubigem und vor Unkraut strotzendem Boden errichtet worden waren. Diese Beamten vorbehaltenen Wohnungen verfügten über viele Zimmer und boten einen wunderbaren Blick auf die anderen Wiederaufbauarbeiten. Auch die grossen Kaufhäuser wurden restauriert, obwohl sie sich nun in staatlichem Besitz befand), und es entstanden fortwährend Kontroversen über Engpässe, insbesondere bei Textilien und Bekleidung. Herrenanzüge waren schwer zu bekommen, und einmal sorgte das Angebot – wie in einer Lokalzeitung beworben – von fünf Regenmänteln für Damen «und ein paar kolorierte

Staubmänteln» in einem staatlichen Kaufhaus für derart tumultartige Szenen, dass selbst die ausländische Presse darüber berichtete. «Verkaufsstände und Auslagen wurden umgeworfen», als Frauen um diese Raritäten kämpften¹³.

Auch der Impuls einer derart dramatischen Abkehr von der Vergangenheit ist für die Zeit nicht ungewöhnlich zu nennen, begannen doch beide Supermächte damit, die Tiefen des Weltraums zu erkunden und Satelliten sowie Menschen ins All zu schiessen; da schien dieses Bedürfnis eher natürlich. Die ehemalige Prager Strasse wurde in den 1960er-Jahren zu einer modernistischen Einkaufsstrasse umgebaut, selbstredend in staatlichem Besitz: eine von riesigen rechteckigen Wohnblöcken gesäumte Beton-schlucht, mit Brunnen und Blumenbeeten verziert. Doch falls dieser Hauch von Futurismus überhaupt seine unharmonische Wirkung auf ältere Menschen entfaltete, einzigartig war er nicht; diese neue Stilrichtung urbanen Lebensraums kannte Seelenverwandte, die in ganz Westeuropa und vor allem in Grossbritannien von Croydon bis Dundee verstreut lagen. Darüber hinaus kamen Besucher der Stadt aus dem Westen, die 1965 anlässlich des zwanzigsten Jahrestages des Luftangriffs auf Dresden anreisten, aus dem Staunen nicht mehr heraus, so wie der junge Reporter des *Observer*, Neal Ascherson. «Wenn man durch die Altstadt schlendert, verliert man sich schnell zwischen den ausgeweideten Mauern, die einst Paläste oder Kathedralen waren», schrieb er. «Die Stadt öffnet sich in eine beige Ebene aus Steinstaub, auf die man neue und elegante Mietskasernen gesetzt hat.» Der Altmarkt war inzwischen teilweise mit «wichtigen, verschnörkelten, aber nicht unansehnlichen Häuserblöcken im Stalin-Stil» wiederaufgebaut worden¹⁴.

Das alte Flair der Stadt war jedoch nicht völlig verschwunden.

Eines der bekanntesten und beliebtesten Wahrzeichen Dresdens wurde wiederaufgebaut – nach eingehender Prüfung, ob es politisch auch genehm sei. Der Zwinger, in dem die Kunstschatze der Stadt aufbewahrt wurden, lag in den 1940er- und frühen 1950er-Jahren noch in Trümmern; aber auch auf Bürgermeisterebene herrschte unter den linientreueren Hardlinern die Erkenntnis vor, dass es ein wichtiges öffentliches Bedürfnis nach klassischer Kunst gab, dessen Genuss sich nicht auf den intellektuellen Mittelstand beschränken durfte. Ganz abgesehen von der Restaurierung der Galerien selbst stellte sich zunächst das viel drängendere Problem, wo sich die Alten Meister befanden, die Martin Mutschmann lange vor dem Luftangriff aus der Stadt hatte abtransportieren lassen.

Viele der Sammlungen hatten – ähnlich wie viele technische und landwirtschaftliche Geräte – die Sowjets in die UdSSR verbracht, nachdem sie von sowjetischen Trophäenjägern aus ihren Verstecken ausgebuddelt worden waren. Einige lagerten in den Kellern grosser Schlösser, während andere doch recht schnell über stille Kanäle und klandestine Händlerkreise nach Westeuropa gelangten. Es bestand der berechtigte Zweifel, ob die etwa tausendzweihundert Gemälde, die sich zum damaligen Zeitpunkt in den Händen der Sowjets befanden, auch in Moskau bleiben würden, aber Mitte der 1950er-Jahre, nach einer sorgfältigen Werbekampagne für die rekonstruierten Galerien, konnten die Gemälde wieder im Zwinger besichtigt werden. In einer Stadt, die nunmehr berüchtigt für das Ausmass ihrer Zerstörung war – begleitet von der ständigen Warnung, dass sich die Bürger an den Ruinenkult gewöhnten, wie die Dichter des 18. Jahrhunderts –, bildete dieses Ereignis einen wichtigen, vitalisierenden Moment: eine Erkenntnis, dass die Kunst in all ihren Erscheinungsformen

das Herz der Stadt ausmachte. Mit der Rückführung der Alten Meister setzte eine breitere künstlerische Restaurierungsbewegung ein: Rund sechstausend weitere Kunstwerke aller Art wurden nach und nach der Dresdner Stadtverwaltung zurückgegeben, darunter das eine oder andere Gemälde, das in Londoner Auktionshäusern aufgetaucht war und für dessen Rückerstattung sich die DDR-Regierung erfolgreich einzusetzen wusste¹⁵.

Musik war ebenfalls im Herz der Stadt heimisch gewesen, aber das Schicksal der zerbombten und ausgehöhlten Semperoper direkt neben dem Zwinger war weit weniger gewiss. 1947 hatte ein Stadtbeamter vorgeschlagen, sie wiederaufzubauen und umzugestalten, damit sie nicht nur als Oper, sondern auch als Kino für das Volk genutzt werden konnte; dagegen erhoben sich Stimmen, denen sehr daran gelegen war, auch die letzten Trümmerreste der Semperoper mit Dynamit in die Luft zu jagen, weil das alte Opernhaus mit seinen üppigen Logen über dem Saalparkett einen nicht auszumerzenden bürgerlichen Geist verströme. Wenn die Oper wiederaufgebaut werden sollte, wäre sie nicht besser in einem Gebäude untergebracht, das die Klassengrenzen nicht verschärft? Das einzige Argument, das die völlige Zerstörung der Überreste verhinderte, war das Gefühl, dass die Gesamtheit der Dresdner die Oper als identitätsstiftend sowohl für das Selbstbild als auch die Geschichte der Stadt erachteten; dass ihre Beseitigung in gewisser Weise eine Vergangenheit ausradieren würde, von der bereits grosse Teile unter der traumatischen Erfahrung des Luftangriffs dem Erdboden gleichgemacht worden waren. Und so blieb die Ruine erhalten, nahe der dahinfließenden Elbe. Und erst Mitte der 1980er-Jahre, nach jahrelanger Lobbyarbeit, wurden endlich die ersten Restaurierungsarbeiten aufgenommen.

In den späten 1960er-Jahren spielte die Musik – buchstäblich – an anderen Orten: Kraftvolle Auftritte und erstklassige Aufführungen waren im neu erbauten Kulturpalast am Altmarkt zu hören, mit Blick auf den Ort, an dem Leichenberge auf Scheiterhaufen verbrannt worden waren. Das Gebäude wurde unter Kurt Masur, dem Chefdirigenten der Dresdner Philharmoniker, mit einer Aufführung von Beethovens Neunter Symphonie eröffnet. Als Veranstaltungsort war der Saal mit seiner schlanken Linienführung, der Glasfassade, dem kupfernen Dach und dem aufwendig gestalteten Wandmosaik, das stolze sozialistische Momente in der Geschichte der DDR darstellte, ein bewusster ästhetischer Bruch zum vorherrschenden Stil der Altstadt, auch wenn er Besucher aus dem ganzen Land anzog (neben dem multifunktionalen Festsaal mit Klappbestuhlung und Kippparkett, der sich in eine Tanzfläche umwandeln liess, gab es auch ein Studiotheater). Der Kulturpalast war das sozialistische Ideal: hohe Kunst für die Massen. Die Dresdner Philharmonie wurde in den Westen eingeladen, um auch das dortige Publikum zu begeistern und den althergebrachten bourgeoisen Hunger nach Kunst zu stillen. In der Nacht stach das Gebäude heraus: das helle Licht, das sich vom Eingang und den Glasfronten der beiden Obergeschosse in der Nachbarschaft von Altmarkt und Kreuzkirche ausbreitet. Erstmals seit Februar 1945 kehrte kurz vor seiner Fertigstellung Kurt Vonnegut – nun als Autor und mit einem Guggenheim-Stipendium zwecks Weiterentwicklung als Schriftsteller im Gepäck – nach Dresden zurück. Beim letzten Mal war er noch im «Leichenbergbau» tätig gewesen.

Vonneguts aussergewöhnlicher Roman *Schlachthof 5* nahm zu diesem Zeitpunkt in seiner Gedankenwelt Formen an; jener Roman, in dem der fiktive Billy Pilgrim im Amerika der 1960er-Jah-

re durch sein eigenes Leben in der Zeit vor und zurück springt und ihn unvermeidlich zurück zum 13. Februar 1945 führt; zwar hatte Vonnegut Pilgrim erdacht, ihn aber bewusst in den Mittelpunkt seiner eigenen Erfahrungen gestellt, mitsamt den Luftangriffen und den apokalyptischen Folgen. Diese Abschnitte des Romans sollten wortwörtlich als Wahrheit gelesen werden. Es war jener Roman, der nicht nur Vonneguts Status als Schriftsteller mit makabrem Humor und überzeugender literarischer Qualität festigte, sondern auch die wütenden moralischen Debatten neu entfachte, was der Stadt angetan worden war. Als Vonnegut 1967 erstmalig wieder in Dresden war, traf ihn die schiere Ungeheuerlichkeit dessen, was sich damals ereignet hatte – und dessen Ausmass er als Kriegsgefangener nicht erfassen konnte –, wie ein Schlag. Aus der Fiktion war ein aschener, lakonischer Zorn erwachsen. Im Roman liess Vonnegut Figuren auftreten, die ständig wiederholten, dass die Zahl der Todesopfer bei hundertfünfunddreissigtausend anzusiedeln sei – die kleinere, aber immer noch übertriebene Angabe, die seit Anfang des Jahrzehnts in der Luft hing, als der Historiker David Irving diese Zahl in seinem Bericht über die Luftangriffe verwendete. Und diese Zahlenangabe selbst gehörte zu jenen Elementen, die dazu beitrugen, eine schreckliche revisionistische Bewegung ins Leben zu rufen, die darauf bestand, die Zerstörung Dresdens sei mit dem Holocaust gleichzusetzen; dass auch die Deutschen Opfer waren.

Diese Sichtweise, die mit einiger Verzweigung von den Dresdener Behörden zurückgewiesen wurde, sollte für die Stadt zu einem wachsenden Problem werden, da sich in den 1960er- und 1970er-Jahren die Erinnerung an den 13. Februar immer mehr als jährliche Gedenkfeier etablierte. Für Vonnegut waren solche Fol-

gen kaum absehbar gewesen; das breiter angelegte Sujet von *Schlachthof 5* behandelte weniger nackte Zahlen als vielmehr die Obszönitäten des Infernos und das Entsetzen bei dem Versuch, sich danach ein neues Leben aufbauen zu müssen, ob nun in Dresden oder Hiroshima. 1969 erschien der Roman und wurde sofort zu einem Klassiker, auch wenn er unter seinen vielen Lesern die Vorstellung noch verfestigte, dass Dresden mehr als jede andere bombardierte deutsche Stadt einzigartige und aussergewöhnliche Verluste zu beklagen hatte.

Graue, in den Himmel aufragende Büros aus Beton, unzuverlässige Warmwasserversorgung, Gemeinschaftstische in Restaurants – das war Dresden in den Jahren der Entspannung. Doch in den 1980er-Jahren hatte die Stadt bereits so viel von ihrem alten ästhetischen Leben wiedergewonnen, dass Dresden nicht nur Besucher aus Russland und dem Ostblock anlockte, sondern auch aus dem Westen; linksgerichtete Touristen, die nicht allergisch auf die UdSSR mit ihren Satellitenstaaten reagierten und den Eisernen Vorhang überschritten, um ein kulturelles Wahrzeichen zu geniessen, das nicht in die Fänge des glänzenden Materialismus geraten war. Als 1985 schliesslich mit dem Wiederaufbau der Semperoper begonnen wurde, erhielt Dresden aus heutiger Sicht ganz besonderen Zuzug: Der damals noch junge KGB-Offizier Vladimir Putin, der bereits fliessend Deutsch sprach, verbrachte mit seiner ersten Frau Ljudmila und ihren beiden kleinen Kinder vier Jahre in der Stadt. Seine Geheimdienstaktivitäten – Abhörmassnahmen, verwanzte Telefone – galten als unbedeutend, und im Vergleich zur Stasi waren sie es vielleicht auch. Das junge Paar genoss lieber die Stadt und empfand die Strassen und die umliegende Grünlandschaft als ausgesprochen ansprechend¹⁶. Sie spar-

ten für ein Auto, und Putin soll hier eine Vorliebe für das heimische Radeberger entwickelt haben (die Familie lebte im Osten der Neustadt, nahe dem Nordufer der Elbe und unweit der Radeberger Exportbierbrauerei).

In diesem Sinne kann man sagen, dass Putin als etwa dreissigjähriger KGB-Offizier in Dresden ein sehr viel angenehmeres Leben genoss als praktisch jeder der Bürger, die ihm auf der Strasse begegnete. Der einzige Moment, an dem es für ihn ernst wurde, kam im Herbst 1989, als der Staatsapparat der DDR die Kontrolle über seine Bürger verlor, was zum Fall der Berliner Mauer führte. In Dresden richtete sich der Zorn der aufgebracht Menge bereits gegen die Stasi-Zentrale. Putin behielt recht mit seiner Vorahnung, dass die DDR-Bürger auch auf die KGB-Villa zumarschieren würden; er war es auch, der sich – allein – der Menge stellte, um sie ruhig und auf Deutsch zu bitten innezuhalten: Scharfschützen hätten Position bezogen, und sie würden nicht zögern, den Abzug zu betätigen. Putin gelang es, die Situation zu entschärfen. Die nächsten drei Tage verbrachte er damit, belastendes KGB-Material zu verbrennen.

In all diesen merkwürdigen Jahren – das künstlerische Herz der Stadt, das zunächst nur schwach, dann aber vor dem Hintergrund eines stets repressiveren Regimes, das an Altersschwäche litt, immer stärker und selbstbewusster schlug – stach ein melancholisches Wahrzeichen heraus, das alle Dresdner fortwährend an den 13. Februar 1945 erinnerte: die Ruine der Frauenkirche, die den trostlosen Neumarkt überragte. In all den langsam dahinfließenden Jahrzehnten des Wiederaufbaus genoss dieser fröhliche barocke Tempel seitens der Behörden keine Priorität; vielmehr waren seine amputierten Stümpfe ständige Mahnung an die Boshaf-

tigkeit der imperialistischen Amerikaner und Briten, die eine solche Schönheit grundlos ausradiert hatten. Anfang der 1980er-Jahre war die Ruine zu einem Treffpunkt für die Dresdner Friedensbewegung geworden; ebenso wie im Westen, wo junge Menschen gegen die nuklearen Arsenale lautstarke Friedensmärsche organisierten, protestierten ihre Dresdner Gesinnungsgenossen mit gleichem Eifer gegen die Atomwaffen. Sebastian Feydt – der heutige Pfarrer der Frauenkirche – beteiligte sich ebenfalls, zusammen mit Freunden und Bannern. Deutsche Soldaten, unbewaffnet und aufgrund einer Verwundung zeitlebens behindert, schlossen sich ihnen an. Möglicherweise gestatteten die Behörden solche Demonstrationen, weil sich durch die Stationierung amerikanischer Mittelstreckenraketen in Westdeutschland die Sowjets permanent verunsichert zeigten, was jedoch die Aufrichtigkeit der jungen Demonstranten und ihre eigenen Ängste wegen ungewisser Zukunftsaussichten keinesfalls in Abrede stellte. Die Vernichtung Dresdens noch in lebendiger Erinnerung, da bedurfte es keiner ausgeprägten Vorstellungskraft, sich den Doppelblitz und die glühende radioaktive Druckwelle bei der Explosion einer Atombombe bildlich vor Augen zu führen. Es kursierten bereits Theorien, dass die Alliierten während des Krieges mit dem Gedanken gespielt hatten, Dresden als «Testgelände» für die allererste Atombombe zu nutzen.

Doch Feydts Grossmutter, die die Frauenkirche geliebt hatte, blieb optimistisch: Sie sah voraus, dass irgendwann in der Zukunft das Gotteshaus in seiner ganzen Pracht restauriert werden würde. Ob sie sich auch vorgestellt hat, wie wundersam eines Tages so viele Gebäude wieder aus den Ruinen auferstehen konnten? Nicht nur die perfekten barocken Verzierungen an restaurierten Bauten von Zwinger bis Japanischem Palais, sondern auch die restaurier-

ten Stadtvillen, die neu eingesetzten Bäume, sogar die sorgfältige Renovierung dessen, was ansonsten wohl ein düsteres Beispiel für billige Sowjetarchitektur geblieben wäre? Im Mittelpunkt all dessen residiert die Frauenkirche; denn was auch erreicht wurde, und das gilt in weiten Teilen bis heute, waren dauerhafte Versöhnung, Zusammenarbeit und gemeinsam unternommene Anstrengungen seitens Deutschlands und Grossbritanniens – auch wenn die leidenschaftlichen Debatten darüber, ob und inwiefern der Luftangriff ein Verbrechen darstellt, weitergehen werden. Dresden hat schlussendlich einen Weg gefunden, seine dunkelsten Stunden im Gedächtnis angemessen zu bewahren, sodass die ganze Welt darauf schauen und verstehen kann, ohne davor zurückzuschrecken.

27 – Schönheit und Erinnerung

Eine lange Kette von Menschen, die Arm in Arm den Platz säumen: Mäntel, Steppjacken, Hüte, Atemwölkchen in der Kälte. Es ist der Abend des 13. Februar. Die Sonne ist längst untergegangen, und der tiefe Widerhall der Glocke durchbricht die Stille in der Dunkelheit. Der Glockenschlag erklingt wieder und wieder, und jeder, der in den dunklen Himmel schaut, sieht das Gleiche: Bomber überfliegen die Stadt. Sie sind nicht wirklich da, aber die unerbittlich lärmende Glocke beschwört das kollektive Gedächtnis. Unter all diesen Menschen auf dem Altmarkt, ganz in der Nähe der Kreuzkirche, sind sogar Besucher, die aus Übersee angereist sind, von Amerika bis China. Jeder hier, egal woher er kommt, weiss, was sich damals abgespielt hat. Dies ist die jährliche Gedenkfeier, die an den Luftangriff erinnert.

Die Idee der Menschenkette ist auch eine Reaktion auf die allgegenwärtigen Versuche derjenigen, das Jahrestagsgedächtnis für ihre Zwecke zu kapern; der ganz rechte Flügel des politischen Spektrums, der erreichen will, dass Deutsche als Märtyrer eines Kriegsverbrechens angesehen werden. Extremisten gibt es in jeder Gesellschaft, aber die Dresdner sind sich darüber im Klaren, dass ihre Stadt ein ungewöhnlich feinfühliges Altar ist, und dass Altäre entweiht werden können, wenn die Wachsamkeit nachlässt. Es hat viele Jahrzehnte gedauert, aber man kann wirklich

behaupten, dass Dresden sowohl in ästhetischer als auch in spiritueller Hinsicht wiederhergestellt wurde. Und die Toten werden niemals der Vergessenheit anheimfallen.

An diesem Tag gibt es jedes Jahr noch weitere Veranstaltungen: Ansprachen von Politikern vor dem Dresdner Rathaus; eine Interpretation in der vollbesetzten Kreuzkirche von Mauersbergers *Dresdner Requiem* (das Stück dauert etwa eine Stunde und ist so bewegend, dass es einen fast überwältigt); dann, etwas später gegen 21 Uhr 45, also in dem Augenblick, als 1945 der Fliegeralarm in voller Lautstärke ertönte, beginnen alle Glocken in der Stadt zu läuten. Der Lärm ist zutiefst beunruhigend; in diesem akustischen Zwiespalt der verschiedenen Töne und Klänge, die von restaurierten Mauern und aus neu angelegten Strassen widerhallen, hinterlässt er einen widersprüchlichen Beigeschmack aufsteigender Angst, als näherte sich das Grauen mit rasender Geschwindigkeit. Wenn Sie sich an der Frauenkirche aufstellen und die Glocken ertönen, dann werden Sie Teil einer festgewachsenen Menschenmasse auf dem grossen Platz davor, die erneut in den Himmel startt. Das Glockengeläut der Stadt drängt zur Flucht; sie künden von einer Welt der Ordnung, die gewaltsam gestürzt wird. Sie ertönen bis 22 Uhr 03, als die ersten Bomben fielen. In der plötzlich aufkommenden Stille werden Hunderte Kerzen angezündet und in einem speziell dafür vorgesehenen Bereich auf das Kopfsteinpflaster gestellt. Für die einen ist der Moment des Gebets gekommen, in Verbundenheit mit den in dieser Nacht verstorbenen Vorfahren; für die anderen bietet sich ein aussergewöhnlich eindringlicher Blick darauf, über welchen Tiefgang die Gefühlswelt dieser Stadt immer noch verfügt.

Aber all das klingt so, als hätte die Nekrose Dresden im Griff, obwohl das genaue Gegenteil der Wahrheit entspricht: Die Stadt

präsentiert sich heute aussergewöhnlich hell, lebendig und fröhlich. Und das Merkwürdige ist: Die Restaurierung soll ja eigentlich wie ein Ersatz erscheinen, aber der Moment stellt sich nicht ein, an dem etwas anders als völlig authentisch erscheint, von den wiederaufgebauten Strassenzügen der Altstadt bis hin zur erstaunlichen Umgestaltung des Dresdner Residenzschlosses (heute ein Prachtbau, der mehrere Museen beherbergt: Königliche Parade-räume und Porzellankabinett, Historisches und Neues Grünes Gewölbe, Münzkabinett, Kupferstich-Kabinett und Rüstkammer mit Türkischer Cammer). Das Opernhaus ist, wie auch schon im gesamten 19. und frühen 20. Jahrhundert, immer noch weltweit bekannt für seine künstlerische Bandbreite und Erneuerungsfähigkeit. Nochmals: Dresden ist eine Stadt, die die Kunstliebhaber in grosser Zahl besuchen. Neben den Alten Meistern in den Galerien des Zwingers bietet das Albertinum eine brillante Ausstellung von Werken des 19. und 20. Jahrhunderts, in der man die eindringlichsten und beunruhigenderen Landschaften von Caspar David Friedrich nur ein Stockwerk entfernt von der rauen Härte in den Bildern von Otto Dix aus dem Ersten Weltkrieg bewundern kann. Und auch die Porträts und Studien der kommunistischen Künstler der Nachkriegszeit, die heute sowohl ihre eigene politische Vielschichtigkeit als auch ästhetischen Tiefgang mitbringen, werden geehrt. Es entsteht der allgemeine Eindruck, dass die Stadt in der Lage war, die Zeiten miteinander zu verweben, die Vergangenheit der Gegenwart näher zu bringen und mit der riesigen Baustelle fertigzuwerden, die die Nationalsozialisten und die Katastrophe vom Februar 1945 hinterlassen hatte.

Es war jedoch nicht einfach, bis zu diesem Punkt der Versöhnung zu gelangen, und in den geduldigen und unendlich liebevollen Restaurationsarbeiten an der Frauenkirche finden sich alle in-

einandergreifenden Stränge von Trauer, Verlust, Schuld und Verantwortung. Seit dem Einsturz der Kuppel gab es Dresdner, die sich nichts sehnlicher wünschten, als dass sie wieder errichtet werden möge, aber die Prioritäten der DDR lagen ganz woanders. Zudem fehlten die finanziellen Mittel, ob von der evangelischen Kirche oder den örtlichen Behörden, um eine solche Massnahme überhaupt in Erwägung zu ziehen, während sich für die Katholische Hofkirche als auch die Kreuzkirche Finanziars fanden. Während sich bei den beiden Gotteshäusern die Arbeiten relativ unkompliziert gestalteten, bedurfte es bei dem exzentrischen Barockbauwerk am Neumarkt neben viel Geld auch wahrer Ingenieurskunst. In einer Zeit, in der dringend Wohnungen gebaut werden mussten, wäre solch eine frivole Massnahme nicht toleriert worden. Einmal kam sogar der Vorschlag auf, die Trümmer und Mauerreste einfach wegräumen zu lassen.

Aber nichts dergleichen geschah, und vier Jahrzehnte lang war dieses gespenstische Wahrzeichen ein Symbol für eine Stadt im Dämmerzustand. Mit dem Zusammenbruch der DDR (sowie der Sowjetunion) und der anschliessenden Wiedervereinigung Deutschlands änderte sich diese Einstellung, auch weil sich nun ein über die Welt verstreutes, breiteres Publikum dafür interessierte. 1992 hatte man Einigkeit erzielt: Die Frauenkirche sollte – in allen Einzelheiten – genau so wiederaufgebaut werden, dass sie dem ursprünglichen Entwurf des Architekten George Bähr von 1726 entsprach. Man könnte leicht annehmen, dass moderne Bautechnologien die Arbeiten bei dieser gewaltigen Unternehmung erleichtern sollten, tatsächlich aber mutierte das Projekt bald zu einer Herausforderung in angewandter Mathematik und Geometrie, da es Architekten und Ingenieuren gelingen musste, das ausserordentlich fein tarierte Gleichgewicht aus Druck und Ge-

gendruck wiederherzustellen, um die grossartige Barockkuppel und die aufwendigen Emporen im Innern der Kirche wieder aufzurichten. Es war eine Rückkehr zu den Ursprüngen des Bauhandwerks, auch wenn Computer die Arbeit erleichterten; aber letztendlich handelte es sich um eine Konstruktion, die auf menschlicher Genialität und Sorgfalt beruhte.

Die Arbeiten begannen: Zunächst wurden die Trümmer geborgen, um so viel Mauerwerk wie möglich aus dem 18. Jahrhundert zu erhalten; der übrige – und gleiche – Sandstein stammte aus einem nur wenige Kilometer entfernten Steinbruch; eine Glocke konnte gerettet werden, andere wurden in Werkstätten restauriert. Es war in dieser Phase, als der *Dresden Trust* im Rahmen einer entschlossenen Versöhnungsarbeit seinen eigenen wunderbaren Beitrag leistete.

Die Idee war zum Teil erst durch ein umstrittenes Ereignis aufgekommen, das sich in London abgespielt hatte: 1992 wurde eine durch private Mittel finanzierte Statue von Sir Arthur Harris an der Londoner Strasse *Strand* enthüllt. Die Queen Mum leitete die Zeremonie, flankiert von Gegendemonstranten, die sich darüber empörten, dass eine solche Ehre einem Mann zuteilwurde, den sie als Kriegsverbrecher betrachteten. Es war der Beginn einer länger andauernden Kontroverse über das Bomberkommando und die Art und Weise, in welcher Erinnerung man die Besatzungen behalten sollte, die in einem Krieg, der von beiden Seiten erbittert geführt wurde, gegeneinander gekämpft hatten. Zum Teil prallten hier Kulturen aufeinander, denn es waren die jungen Linken, die ihre Opposition am schärfsten zum Ausdruck brachten. Flüchtig betrachtet diente die Bomber-Harris-Statue, die später nach und nach von Aktivisten mit Farbe besprüht wurde, als Katalysator für den *Dresden Trust*, um die jüngere Generation über die Bombar-

dierung der Stadt und den breiter angelegten Konflikt aufzuklären, der sich daraus ergab. Die Stiftung wurde zu einem Vorschlag inspiriert: Sie machte ein Angebot zur Nachbildung des goldenen Kuppelkreuzes. Der Auftrag ging an Grant Macdonald aus London; und welch glückliche Fügung: Es stellte sich heraus, dass der Handwerker, der für die Arbeit an diesem Projekt ausgewählt wurde, ein Silberschmied namens Alan Smith war, der Sohn eines jener Bomberpiloten, die am Luftangriff auf Dresden teilgenommen hatten.

Wie bei der Konstruktion des Hauptgebäudes gab es eine Reihe von Herausforderungen zu bewältigen, die eine Form der intellektuellen Zeitreise erforderten, um dieses Meisterwerk aus Gold aus dem 18. Jahrhundert wiederauferstehen zu lassen. Es war etwa sieben Meter hoch und setzte sich aus aufwendigem Zierwerk zusammen: ein inliegender Strahlenkranz mit dem durchbrochenen Jehova, ein Gewölkkrantz, ein vierteiliger äusserer Strahlenkranz sowie Kreuzarme mit inliegendem Schlingwerk¹. Das Ergebnis der Fertigstellung im Jahre 1999 war so schön anzusehen, dass man sich dazu entschloss, dass das «Versöhnungskreuz» erst einmal durch Grossbritannien reisen sollte, bevor es seinem endgültigen Bestimmungsort zugeführt wurde. Hinzu kam die Schirmherrschaft der königlichen Familie, als sie das Kreuz auf Schloss Windsor präsentiert bekam und entsprechend würdigte. Im folgenden Jahr überführte der Herzog von Kent das Kreuz nach Deutschland und überreichte es den Dresdnern im Rahmen einiger grosser Zeremonien. Dr. Alan Russell, einer der führenden Persönlichkeiten des *Dresden Trust*, der für diese Arbeit so viele Spenden eingesammelt hatte, war sich sicher, dass es nicht nur zur Versöhnung beitragen, sondern auch als Anerkennung der britischen Verantwortung dienen würde, als eine Art Geste, die die Briten selbst als Zeichen der Busse auffassen könnten.

Die Restaurierung der Frauenkirche war bis 2005 abgeschlossen und ist in jeder Hinsicht so perfekt gelungen, dass Touristen und Pilger schon allein bei ihrem Anblick in Staunen verharren. Pfarrer Sebastian Feydt gibt lachend zu bedenken, dass es einige wenige gibt, die das Innere der Kirche für zu bunt und das Weiss und das Gold für zu grell erachten, aber so sah die Kirche nun mal ursprünglich aus. Gleichsam steht der helle Sandstein im Kontrast zu Fotos der Frauenkirche aus den 1930er-Jahren, auf denen die mit Russ geschwärzte Fassade zu sehen ist. Aber die Zeit wird diese Unterschiede schon heilen, und der Sandstein wird zusehends dunkler werden, wie auch in den kommenden Jahrzehnten die hellen Rosa- und Blautöne des Kircheninterieurs von Natur aus an Intensität einbüßen; und dann wird die Kirche genau so aussehen wie einst.

Jede Restaurierungsarbeit von so komplexem Ausmass lässt den unwürdigen Gedanken aufkommen, dass sie nicht mehr als ein aufwendig geschaffenes Trugbild ist, und dass das neue Gebäude aus philosophischer Sicht niemals dem alten gleichen wird, sodass jeder Versuch der Wiederherstellung in einer zugegeben hochwertigen Version von Histo-Kitsch enden muss. Aber dem Besucher bietet sich ein anderes Bild, denn wenn er den Reichtum der kreisförmig gestalteten Emporebenen auf sich wirken lässt und die schmale Wendeltreppe neben dem Altarbereich in einen der Glockentürme hinaufsteigt, ergreift ein Gefühl von Solidität und tiefem Stolz von ihm Besitz, das jede Vorstellung von fehlender Authentizität beiseitewischt. Und dann ist da noch der Ausblick von hoch oben: Nicht jedes rekonstruierte Gebäude in den Strassen der Altstadt wurde genau in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzt, aber die Form der Dächer und die Anordnung der Strassen selbst entsprechen denen der 1930er-Jahre. Von

dort oben richtet sich der Blick auf die sich ruhig dahinschlängelnde Elbe und die bewaldeten Hügel dahinter.

Vor dem Wiederaufbau der Frauenkirche war allerdings bereits ein Schritt erfolgt, um die Beziehungen zu England zu normalisieren: 1959 schlossen Dresden und Coventry eine Städtepartnerschaft. Coventry, dessen mittelalterlicher Stadtkern nach dem Luftangriff von 1940 ausgebrannt war, wobei die Kathedrale zerstört wurde und das Eisen derart geschmolzen wurde, dass es in Rinnsalen an den glühenden Mauern herabfloss. In Dresden reagieren die Menschen – vor allem die älteren unter ihnen – meist bekümmert, wann immer das Gespräch auf Coventry und Luftangriffe kommt; es gibt in der Tat Dresdner, die sich weitaus mehr Gedanken über Coventry machen als die meisten Menschen in England.

In den letzten Jahren ist die Debatte um die Frage, ob die Bombardierung Dresdens ein Kriegsverbrechen war, konkreter geworden. Von den Züricher Vorlesungen des verstorbenen W.G. Sebald, *Luftkrieg und Literatur* über die entzweierenden These aus Jörg Friedrichs *Der Brand* (dass die deutsche Zivilbevölkerung tatsächlich Opfer war) bis zu einem philosophischen Werk von A.C. Grayling *Among the Dead Cities* wurden die moralischen Fragestellungen mit einigem Elan, teils auch mit Melancholie und Furor erforscht. Der Begriff «Kriegsverbrechen» hat eine juristische Konnotation, die der Wissenschaftler Donald Bloxham² in diesem Zusammenhang untersucht hat: Er wägt die Verurteilung gegenüber möglichen Rechtfertigungen für flächendeckende Bombardierungen ab und stellt Dresden in den Kontext anderer Gräueltaten, die sowohl von Deutschen als auch von Briten begangen wurden.

Wir könnten auch, nach fünfundsiebzig Jahren, Folgendes sa-

gen: Der Terminus «Kriegsverbrechen» impliziert vor allem vorsätzliches Handeln und rationale Entscheidungsfindung, und das wirft eine weitere Möglichkeit auf. Kriege besitzen eine ihnen eigene, ekelerregende Schwerkraft, und gegen Ende eines sechsjährigen Konflikts mit Millionen von Toten sind alle beteiligten Parteien masslos erschöpft. Mag es vielleicht so gewesen sein, dass diese Luftangriffe nicht rachsüchtig oder bewusst gnadenlos erfolgten, sondern immer verzweifelteren, reflexartigeren Entscheidungen folgten? Und die nur getroffen wurden, um dem Feind einfach *Einhalt* zu gebieten? So wie man niemals davon ausgehen kann, dass der Einzelne immer absolut rational und vernünftig handelt, so muss man das Gleiche für ganze Organisationen annehmen, die mit einem Willen handeln. So wie die Frauenkirche und ihre Kuppel von unsichtbaren, widerstreitenden statischen Kräften gehalten wurden (und werden), so könnte der Krieg gleichsam als Verlagerung des feinen Gleichgewichts der Kräfte, das die Gesellschaft zusammenhält, angesehen werden; dass jeder militärische Konflikt von solcher Dauer und solchem Ausmass letztendlich Auswirkungen zeitigt, die die Grundlagen der Vernunft selbst angreifen und auf diese Weise offenbaren, welch inhärent zartes Gefüge die Zivilisation doch ist. Die Frage nach all der Zeit lautet: Gibt es angesichts des unveränderlichen Entsetzens über fünfundzwanzigtausend Todesopfer in einer einzigen Nacht und angesichts der Tatsache, dass der Luftangriff zweifellos eine Gräueltat war – ob vorsätzlich begangen oder nicht –, jetzt überhaupt etwas in Bezug auf Trost oder Wiedergutmachung zu gewinnen, indem man juristisch genau abgegrenzten Anschuldigungen nachgeht?

Für einige Deutsche gab es möglicherweise schon immer ein ausgewogeneres Verhältnis der Argumente. In seinem 1947 erschienenen Roman *Doktor Faustus: Das Leben des deutschen*

Tonsetzers Adrian Leverkühn lässt Thomas Mann den genialen Komponisten, der den Aufstieg Hitlers beobachtet, Folgendes sagen: «Unterdessen haben wir die Zerstörung unserer würdigen Städte aus der Luft erlebt, die zum Himmel schreien würde, wenn nicht wir Schuldbeladenen es wären, die sie erleiden. Da aber wir es sind, erstickt der Schrei in den Lüften und kann, wie König Claudius' Gebet, 'nicht zum Himmel dringem.»

Es gibt heute viele Menschen in Dresden, die Anfänge und Entstehung des Krieges anerkennen, bevor sie sich ein umfassenderes Urteil über die Bombardierung erlauben. In jedem Fall hat die Stadt Dresden selbst deutlich gemacht, dass der Schlüssel im Denken liegt, und dass der Luftangriff nicht als singuläres Ereignis, sondern im Allgemeinen als universelles Symbol für das Grauen des Krieges verstanden werden muss. Dresden verfügt über ein wunderschön gestaltetes Museum, das Militärhistorische Museum der Bundeswehr, das nördlich der Stadt auf dem sanften Hügel liegt und einen Blick auf die ferne Silhouette der Stadt freigibt. Das Gebäude – eine ehemalige Kaserne aus dem 19. Jahrhundert – weist eine markante Ergänzung oder Erweiterung auf, einen riesigen, von Daniel Libeskind entworfenen Stahlkeil, der auf der Vorderseite des Gebäudes herausragt. Im obersten Stockwerk durchbricht der Keil die Kaserne, dort ist auch eine Dauerausstellung beheimatet, die dem Luftangriff gewidmet ist: nichts weiter als eine Reihe von Steinen und Kopfsteinpflaster, verstreut auf dem Boden.

Wenn Sie das Museum verlassen und den Hügel hinunter zur Altstadt und zum Fluss gehen, flanieren Sie durch fröhliche Straßen aus dem 19. Jahrhundert mit Studenten und trendigen Cafés und kleinen Handwerksläden, ein Schaubild an Vielfalt und Jugend und Entspannung. Seit der Wiedervereinigung flossen Dres-

den viele Mittel aus den Töpfen des Bundes zu: Die Strassenbahn ist schnell und schick, die Museen und Galerien sind reichhaltig und erstrahlen, ein neuer modernistischer Synagogenkomplex steht an der Brühlschen Terrasse, und sowohl Theater als auch Oper locken Künstler aus aller Welt. Es gibt Touristen im Überfluss; und auf viele andere Arten hat Dresden seine alte weltmännische Seele zur Gänze wiedergefunden und umarmt. In der Nähe des Kulturpalastes und der Frauenkirche erklingen die Strassen im Sommer von den Darbietungen der Strassenmusiker, die hier noch mal eine ganz andere Qualität mitbringen als in jeder anderen europäischen Stadt. Violinisten spielen Klassiker des 19. Jahrhunderts; a-cappella-Tenöre geben aus dem Stegreif Auszüge aus Opern zum Besten. Im bernsteinfarbenen Glühen eines warmen Sonnenuntergangs kann schon mal ein schwindelerregender Jubel aufbrausen, und wenn sich die exquisite Musik kurz mit den läutenden Glocken der Katholischen Hofkirche verbindet, vermittelt dieses Arrangement eine tiefe Ahnung vom Sinn des Lebens.

Selbst in der eisigen Dezemberluft ist Dresden gut besucht und blüht vor jener Art von weihnachtlichem Kitsch auf, der Kindheitsträume widerspiegelt. An den kurzen Nachmittagen, wenn der Himmel zunächst in saphirrote und später noch dunklere Farbtöne getaucht wird, verändert sich der weitläufige Altmarkt zu einem bezaubernden Labyrinth aus hölzernen Marktständen, die Glühwein und allerlei weihnachtlichen Krimskrams verkaufen, während der gesamte Platz in satten Rot- und Grüntönen erleuchtet ist. Zu jeder vollen Stunde ertönt im klirrend kalten Dunkel der tiefe Schlag der schweren Kreuzkirchen-Glocke. Dann wird den Menschen augenblicklich bewusst, dass die Vergangenheit nie mehr als nur ein paar Schritte entfernt liegt.

Danksagung

Zunächst gilt mein ausserordentlicher Dank dem Dresdner Stadtarchiv und allen, die dort arbeiten; seine umfangreiche Sammlung reicht weit über all die eindringlichen Tagebücher und Berichte der Nacht vom 13. Februar 1945 hinaus. Hier, nur eine kurze Fahrt durchs Grüne mit der Linie 7, finden sich Bücher, Karten, Dokumente, ja sogar Geschäftsbücher, die sich über achthundert Jahre der reichen und bunten Dresdner Geschichte erstrecken. Mein besonderer Dank gilt dem Leitenden Archivdirektor Thomas Kübler, dessen unermüdliche Energie und Einsicht mir den richtigen Weg gewiesen haben, und der überaus sachkundigen und ebenso scharfsinnigen Claudia Richert.

Ebenfalls in Dresden gilt mein grosser Dank Peter Schaffrath, sowohl für die herzliche Gastfreundschaft als auch für seine unschätzbar wertvolle Stadtführung, die mir die Augen für andere Bereiche in Dresdens Geschichte geöffnet hat; Maximilian Limburg, der mich mit Thomas Kübler und Peter Schaffrath bekannt gemacht hat und mir darüber hinaus wichtige Aspekte der Dresdner Kultur, Architektur und Industrie erläuterte. Mein Dank gilt auch dem Dresdner Frauenkirchenpfarrer Sebastian Feydt, der sich viel Zeit für mich genommen und mir bei unseren Treffen so viele faszinierende Geschichten erzählt hat.

Ich wurde ihm von Eveline Eaton vorgestellt, der Vorsitzenden

des *Dresden Trust*; ebenso unermesslich hilfreich war die Künstlerin Monica Petzal, die ebenfalls dem *Dresden Trust* angehört. Der Trust ist eine britische Wohltätigkeitsorganisation, die sich, wie es heisst, der «Heilung der Kriegswunden» verschrieben hat und bei vielen grossartigen Projekten in der Stadt beteiligt war, von der Herstellung der im letzten Kapitel erwähnten exquisiten Kugel und Kreuz bis hin zur erst kürzlich erfolgten Baumbepflanzung am Neumarkt. Ausführliche Informationen über ihre reichhaltigen und vielfältigen Projekte in der Stadt finden Sie auf der Seite www.dresdentrust.org.

Mein Dank gilt auch dem Christ Church College in Oxford, in dem sich die Papiere des Viscount Portal befinden, und Steven Archer, der mich in der Bibliothek herzlich willkommen hiess. Mein Dank gilt den Archivaren des RAF Museums auf dem Flugplatz Hendon im Londoner Stadtteil Barnet, wo die privaten Notizen von Sir Arthur Harris aufbewahrt werden. Ebenso faszinierend sind die Sammlungen der Erinnerungen und Erfahrungen von Fliegerbesatzungen im Londoner *Imperial War Museum*. Ein weiterer Dank gilt der London Library, die tief in ihren Regalen mit einigen unerwarteten und äusserst nützlichen Schätzen aufwarten konnte, der British Library, die mich während meiner Zeitungsrecherche derart süchtig gemacht hat, dass es schwierig war, sie vor Schliesszeit zu verlassen, sowie den National Archives in Kew, wo die Vielfalt und Fülle an Primärquellen gleichermassen faszinierend ist.

Gegenüber dem Verleger Daniel Crewe von Viking stehe ich in grosser Schuld, vor allem, weil die Idee für das Buch von ihm stammt. Darüber hinaus bin ich sehr dankbar für sein Argusauge und sein scharfes Urteilsvermögen in Bezug auf die ersten Entwürfe. Vielen Dank auch dem Lektoratsassistenten Connor

Brown, der scharfsinnige Ideen und Vorschläge beisteuerte. Für eine messerscharfe Überprüfung und Lebendigkeit hinsichtlich Geschichte und Macht der Sprache, unzählige Dankeschöns an Trevor Horwood; des Weiteren an Emma Brown für die hervorragende redaktionelle Leitung, an Sarah Scarlett für ihre Arbeit an der Rechteinholung im englischen Sprachraum, an Sam Fanaken für die Konzeption eines Marketingprofils; und an Rose Poole im Marketing und an Olivia Mead in der Werbung, die dazu beitragen, dass der Jahrestag des Luftangriffs auf Dresden in Erinnerung bleibt und hervorgehoben wird.

Vielen Dank wie immer an meine brillante Agentin Anna Power, die das alles initiiert hat, sowie an Helene Butler, die unermüdlich auf den verschiedensten Gebieten tätig war.

Kurz möchte ich mich noch bei meinem Vater entschuldigen, dass sich die ihm fest versprochene Reise nach Dresden verspätet – wir werden sie sehr bald nachholen. Und ein Dankeschön an meine Mutter, die die versprochene Reise nach Dresden bereits *gemacht hat* und unter anderem von dem riesigen Wandbild «Der Weg der Roten Fahne» an der Fassade des Kulturpalasts fasziniert war. Dresden selbst ist so gastfreundlich und so schön, so reich an Kunst und Musik und auch an faszinierenden Spaziergängen durch einladende Strassen, dass ich mir wünschte, wir könnten jetzt alle dort sein.

Anmerkungen

1 - Am Vorabend der Schreckensnacht

- 2 Aus einem Interview mit Gerhard Ackermann in der BILD-Zeitung vom 1. Januar 2018; der Artikel geht mehr auf Ackermanns lebenslanges Faible für das Kino als auf die Situation in Dresden ein.
- 3 Corey Ross: *Mass Culture and Divided Audiences – Cinema and Social Change in Inter-War Germany*. In: *Past and Present* no. 193 (November 2006).
- 4 Ebenda.
- 5 Aus einem Interview mit Churchills Dolmetscher Hugh Lunghi für das *National Security Archive* vom 1. Juli 1996.
- 6 Ebenda.
- 7 Jörg Arnold: *The Allied Air War and Urban Memory* (Cambridge University Press, 2011).
- 8 Stadtarchiv Dresden (im Folgenden StA Dresden), Signatur 6.4.53.1 (Zeitzeugenarchiv), Nr. 500.
- 9 StA Dresden, Nr. 477.
- 10 Tami Davis Biddle: *Dresden 1945: Reality History and Memory*. *Journal of Military History*, 72. Ausgabe, no. 2 (2008).
- 11 StA Dresden, Nr. 107.
- 12 Victor Klemperer: *To the Bitter End – The Diaries of Victor Klemperer 1942-45*, trans. Martin Chalmers (Weidenfeld and Nicolson, 1999). Anm. d. Übersetzers: Zur Zitierweise der verwendeten Literatur siehe auch Ausgewählte Bibliografie, in der – sofern vorhanden – ebenfalls die deutschen (Original-)Ausgaben aufgelistet sind. *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-45* (Berlin, 1999)
- 13 StA Dresden, Nr. 500.
- 14 Ebenda.
- 15 Klemperer: *To the Bitter End*, a.a.O.

- 16 StA Dresden, Nr. 107.
- 17 Ein Artikel in der Kunstzeitschrift *The Burlington Magazine* vom April 2007 beschreibt den Bahnhof als einen der erhabensten Europas.
- 18 Siehe www.das-neue-dresden.de/kaufhaus-alsberg für weitere Informationen zur Architektur und auch zur NS-Zwangsentwöhnungsgeschichte des Gebäudes.
- 19 Es gibt von Elsa Frölich und ihrer Tochter Sunni ein eindrückliches Porträt, Mitte der 1930er-Jahre gemalt von der kommunistischen Mitstreiterin Lea Grundig. Sowohl Frölich als auch Grundig blühten in der Nachkriegs-DDR auf.
- 20 StA Dresden, Nr. 475. Erfreulicherweise wurden die Brauereistollen erst kürzlich von Physikern der Dresdner Universität, die hier Atomkerne aufeinanderprallen lassen wollen, wieder in Betrieb genommen.
- 21 Die Molkerei hat eine eigene Webseite (www.pfunds.de) und ist – auch in ästhetischer Hinsicht – erfreulicherweise noch immer eine Dresdner Institution.
- 22 Heute ein stattliches und ziemlich altmodisches Hotel: www.schlosseckberg.de.

2 - In den Wadern der Gauleiter

- 1 In einer Notiz von Lord Cherwell an Churchill vom 30. März 1942 spekuliert er darüber, dass circa ein Drittel der Deutschen vom «dehousing» betroffen sei. Zitiert aus Richard Overy: *Der Bombenkrieg, Europa 1939-1945* (Rowohlt Berlin, 2014).
- 2 Harris Papers, Archiv des RAF-Museums. Hendon, Nr. 40.
- 3 Harris Papers – aus der Korrespondenz mit dem *Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force*, kurz SHEAF.
- 4 Sir Arthur Harris: *Bomber Offensive* (Collins, 1947).
- 5 Ebenda. Harris, der sich selbst als rauer Kolonialist präsentierte, besass ein Gespür für leidenschaftliche und emotionale Rhetorik. Ein Widerhall fand sich in seiner Nachricht an das Bomberkommando vom 10. Mai 1945 – der *Special Order of the Day*. Harris Papers, Ordnernummer 40.
- 6 Harris, *Bomber Offensive*, a.a.O.
- 7 Ebenda.
- 8 Ebenda. Er liess den Begriff in seiner Korrespondenz mit Ranghöheren fallen.

- 9 StA Dresden, Nr. 101.
- 10 StA Dresden, Nr. 802.
- 11 Victor Klemperer: *I Shall Bear Witness: The Diaries of Victor Klemperer 1933-41*, trans. Martin Chalmers (Weidenfeld and Nicolson, 1998).
- 12 Die Künstlerin Monica Petzal – eine Schlüsselfigur innerhalb des *Dresden Trust* – hat faszinierend über ihre Mutter Hannelore Isakowitz geschrieben, die in der Stadt aufgewachsen ist. Als Mädchen konnte Hannelore Dresden auf der Höhe seiner Zeit genießen, stilvoll und reich an Kunst. Die Arbeiten von Monica Petzal, die in einer Reihe von Galerien ausgestellt sind, zeigen den gespenstischen Nachhall jener vergangenen Stadt. Für weitere Informationen siehe www.monicapetzal.com.
- 13 Dr. Margarete Blank wird häufig in deutschen Zeitschriften thematisiert, und zwar nicht nur aufgrund ihrer Ermordung durch die Nationalsozialisten. Daneben taucht sie in Porträts von weiblichen Ärztinnen im frühen 20. Jahrhundert auf sowie in Artikeln über die Art und Weise, wie ihr Angedenken durch die Nachkriegs-Kommunisten instrumentalisiert wurde. Eine knappe, aber dennoch aufschlussreiche Biografie findet sich auf der Seite www.leipzig.de.
- 14 Für eine präzise Kurzbiografie siehe www.spitzenstadt.de.
- 15 Bizzarrerweise wurde das Buch als Exponat im Februar 2017 im Online-Auktionshaus www.liveauctioneers.com angeboten, zusammen mit einem Schnappschuss von Mutschmanns Widmung.
- 16 *Daily Telegraph* vom 27. Januar 1933.
- 17 E.T.A. Hoffmanns *Die Automate* wurde 1814 veröffentlicht, zwei Jahre später folgte *Der Sandmann*. Diese noch gruseligere Novelle dreht sich um die junge Olimpia, die den jungen Helden verführen möchte. Dieser verfällt dem Wahnsinn, als er Olimpias Augen auf dem Boden entdeckt und ihm klar wird, dass sich hinter Olimpia eine Automatenpuppe verbirgt.
- 18 Eine faszinierende Abhandlung über den Furor, mit dem die Nazis den Jazz bekämpften, ist nachzulesen in: Michael H. Kater: *Forbidden Fruit? Jazz in the Third Reich*. *American Historical Review*, 94. Ausgabe, no. 1 (Februar 1989).
- 19 Patrick Merziger: *Humour in Nazi Germany: Resistance and Propaganda?; International Review of Social History*, 52. Ausgabe (Dezember 2007).
- 20 *Daily Telegraph* vom 25. Mai 1935.
- 21 *Daily Telegraph* vom 25. April 1935.

- 22 *Daily Telegraph* vom 20. Oktober 1937.
- 23 Eine interessante Kurzbiografie findet sich auf der Seite www.db.yadvashem.org/deportation/supervisors/Details.html?language=en &itemId=7448828.
- 24 Ein beängstigendes Porträt von Hans Clemens ist in Klemperers *Tagebüchern* zu finden, und ein faszinierender Artikel im *Spiegel* vom 16. Februar 2011 beleuchtet seine dunkle Karriere als Doppelagent.
- 25 Eine interessante und aufschlussreiche Kurzbiografie findet sich bei: Christel Hermann: «Kluge, Ferdinand Rudolf», in: *Sächsische Biografie*, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi/> (1.11.2019).
- 26 Ebenda, siehe [saebi.isgv.de/biografie/Hans_Nieland_\(1900-1976\)](http://www.isgv.de/biografie/Hans_Nieland_(1900-1976)).
- 27 Siehe Christel Hermann: «Kluge, Ferdinand Rudolf», a.a.O.

3 – Die Entthronung der Vernunft

- 1 Für ein aussergewöhnliches Essay zu Wagner, seiner Freundschaft zum Architekten Semper sowie seinem dringlichen Wunsch, eine Kopie der Lampe zu erhalten, die vor der Tabernakeltür hing, siehe: Colin Eisler: *Wagner's Three Synagogues; Artibus and Historiae*, 25. Ausgabe, no. 50 (Januar 2004).
- 2 Helen Rosenau: *Gottfried Semper and German Synagogue Architecture; The Leo Baeck Institute Year Book*, Band 22 (Januar 1977).
- 3 Ebenda.
- 4 Ebenda.
- 5 Ebenda.
- 6 Zur Restauration der Synagoge und dem Stern siehe auch *Dresden Synagogue Rises Again* auf der Seite news.bbc.co.uk/1/hi/world/europe/1647310.stm.
- 7 Die Sprengung wurde vom Technischen Hilfswerk gefilmt; Schnipsel finden sich bis heute auf youtube.com – obwohl es zu jener Art von Filmmaterial gehört, die ein widerwärtiges Publikum anzieht.
- 8 Die Künstlerin Monica Petzal hat die Geschichte ihres Grossvaters Erich Isakowitz festgehalten. Neben kräftigen und fesselnden Kunstwerken, die von ihrer Familie inspiriert sind, hat sie über ihre Familie in Broschüren geschrieben, um einen Beitrag zum Projekt *Indelible Marks: The Dresden Project* zu leisten. Für weitere Informationen, siehe www.monicapetzal.com.

- 9 Ebenda.
- 10 Ebenda.
- 11 Klemperer: *I Shall Bear Witness*, a.a.O.
- 12 Ebenda.
- 13 Stefan Zweig: *The World of Yesterday – Memoirs of a European*; Cassell, 1943; repr. Pushkin Press 2009.
- 14 Timothy W. Ryback: *Hitler's First Victims: And One Man's Race for Justice*; Bodley Head, 2015.
- 15 Siehe www.monicapetzal.com.
- 16 Klemperer: *I Shall Bear Witness*, a.a.O.
- 17 Zweig, a.a.O.
- 18 Klemperer: *I Shall Bear Witness*, a.a.O.
- 19 Ebenda.
- 20 Diese und andere Erkenntnisse wurden diskutiert von: John Wesley Young: in *From LTI to LQI: Victor Klemperer on Totalitarian Language*; *German Studies Review*, 28. Ausgabe (Februar 2005).
- 21 Henry Ashby Turner jr. in: *Victor Klemperer's Holocaust*; *German Studies Review*, 22. Ausgabe (Oktober 1999).
- 22 Young, a.a.O.
- 23 Einzelne Bilder von Filmrollen, die den Krieg überlebt haben, sind auf der Seite der Saxony Memorial Foundation zu sehen: en.stsg.de/cms/node/815.

4 - Kunst und Entartung

- 1 Eine Diskussion zur Thematik *Hamlet* in Dresden sowie weitere Shakespeare-Adaptionen im deutschen Reichsgebiet im 17. Jahrhundert findet sich bei Simon Williams: *Shakespeare on the German Stage*; Cambridge University Press, 2004.
- 2 StA Dresden, Nr. 802.
- 3 Ebenda.
- 4 Solch reich mit Juwelen bestückte Schwerter und andere Wunderwerke aus Gold sowie Porzellan und Gobelins sind in der permanenten Ausstellung im Residenzschloss Dresden zu bestaunen. Homepage: <http://www.schloesserland-sachsen.de/de/schloesser-burgen-gaerten/residenzschloss-dresden/>.
- 5 Wie das Residenzschloss Dresden und sein Grünes Gewölbe wurde auch der Dresdner Zwinger, der sich buchstäblich auf der gegenüberliegenden Stras-

- senseite befindet, derart aufwendig restauriert, dass man Tage darin verbringen kann. Eine Übersicht über die ausgestellten Werke findet sich auf der Seite <http://www.der-dresdner-zwinger.de/de/startseite/>.
- 6 Ebenda.
 - 7 Ebenda.
 - 8 In Dresdens Museum für Moderne Kunst, dem Albertinum, finden sich neben zahlreichen schillernden Exponaten auch Werke von Friedrich. Siehe auch: <https://prod.skd.museum/>.
 - 9 Eine Diskussion zu Nolde findet sich bei Michael Hoffmann: *At One with the Universe; London Review of Books* vom 27. September 2018.
 - 10 Siehe Ian Buruma: «Art of a Degenerate World»; *New York Review of Books* vom 27. September 2018.
 - 11 Dix' Alpträume und der psychologische Einfluss des Krieges auf seine Arbeiten sind in fantastischer Detailfülle nachzulesen bei Paul Fox in *Confronting Post War Shame in Weimar Germany: Trauma, Heroism and the Art of Otto Dix; Oxford Art Journal*, 29. Ausgabe, no. 2 (Juni 2006).
 - 12 Felixmüller war ein Freund der Familie Isakowitz; Beispiele zu seinen Arbeiten finden sich auf www.monicapetzal.com.
 - 13 Für einen kurzen, illustren Überblick von Griebels Werk siehe www.weimarart.blogspot.com/2010/06/otto-griebel.html.
 - 14 Eine weitreichende Analyse der Ausstellung und der internen ästhetischen Konflikte liefert Neil Levi: *Judge for Yourselfes – the Degenerate Art Exhibition as Political Spectacle*; *October*, 85. Ausgabe (Sommer 1988).
 - 15 Es gibt einen interessanten Blogspot zur Ausstellung «Entartete Kunst» und seinen Werken sowie zur Entwicklung der Verfolgung jener Kunst auf www.hausderkunst.de/en/notes/beschlagnahme-der-entarteten-kunst-1937-1938.
 - 16 Neben der erhellenden Palette an Arbeiten im Albertinum (siehe Fussnote 5) findet sich ein schöner Aufsatz zu früheren Sujets, mit denen sich Dix vor seiner Entlassung und widerwilligen Hinwendung zur Landschaftsmalerei befasste, bei Sabine Rewald in: *Dix at the Met; Metropolitan Museum Journal*, 31. Ausgabe (1996).
 - 17 Eine Kurzbiografie sowie zahlreiche Fotografien aus verschiedenen Dekaden bietet die Seite www.bach-cantatas.com/Bio/Mauersberger-Rudolf.htm.
 - 18 Ein interessanter Blog zu Mauersberger und dem Kreuzchor findet sich auf

www.overgrownpath.com/2006/02/dresden-requiem-for-eleven-young.html.

- 19 Siegfried Gerlach: *George Bähr: der Erbauer der Dresdner Frauenkirche; Ein Zeitbild* (Bohlaus 2005).
- 20 Vielleicht ziemlich überraschend: Es gab eine Aufnahme von dieser Aufführung, die sogar bis in die 1990er-Jahre erhältlich war.
- 21 Robert Giddings: *Wagner and the Revolutionaries; Music and Letters*, 45. Ausgabe, no. 4 (Oktober 1964).
- 22 Hans Rudolf Vaegt: *Wagnerian Self-Fashioning: The Case of Adolf Hitler; New German Critique*, 101. Ausgabe (Sommer 2007).
- 23 Elena Gerhardt: *Strauss and His Lieder; Tempo*, 12. Ausgabe (Sommer 1949). Die Autorin gibt eine charmante, persönliche Reminiszenz, die auch die Reise der Dresdner Operngesellschaft nach London im Jahre 1936 thematisiert.
- 24 Hier und im Folgenden: Stefan Zweig, a.a.O.
- 25 In *Vor der Morgenröte* aus dem Jahr 2016 verfilmte Maria Schrader Zweigs Zeit als Exilant in Brasilien.
- 26 Thomas Eisner: *Fritz Busch: A Friend Remembered; The Musical Quarterly*, 85. Ausgabe (Herbst 2001).
- 27 Raffaele de Ritis: *Circus Sarrasani*; www.circopedia.org/Circus_Sarrasani.
- 28 Ebenda.
- 29 Hays Memoiren – *An Old Airman's Tale* as told to Malcolm Brooke – ist als PDF abrufbar auf http://www.bomberhistory.co.uk/assets/pdf/an_airmans_tale.pdf.

5 - Der Gläserne Mensch und der Physiker

- 1 Eine Kurzbiografie gibt die Seite https://ethw.org/Heinrich_Barkhausen.
- 2 Für weitere Informationen siehe <https://tu-dresden.de/ing/elektrotechnik/die-fakultaet/profil/100-jahre-schwachstromtechnik>.
- 3 Sheila Fitzpatrick: *Mischka's War: A Story of Survival from War-Torn Europe to New York*; I. B. Tauris Verlag, 2017.
- 4 Ebenda.
- 5 Ebenda.
- 6 Clare le Corbeiller: *German Porcelain of the Eighteenth Century. Metropolitan Museum of Art Bulletin*, 47. Ausgabe (Frühling 1990).

- 7 Ebenda.
- 8 Ebenda.
- 9 Ein bewegender Artikel von Edmund de Waal zu diesem Thema findet sich in einer Ausgabe des *Guardian* vom 18. September 2015.
- 10 Ebenda.
- 11 Ebenda.
- 12 Eike Reichardt: *Health, 'Race' and Empire: Popular Scientific Spectacles and National Identity in Imperial Germany* (Lulu.com, 2008).
- 13 Ebenda.
- 14 Ebenda.
- 15 Paul Weindling, *Health, Race and German Politics Between National Unification and Nazism 1870-1945* (Cambridge University Press, 1993).
Das «wachende Auge» stammt von Franz von Stuck.
- 16 Wunderschöne Fotografien alter Exemplare finden sich auf zahlreichen Internetseiten. Mehr zur Firmengeschichte bietet das Werk von Michael Buckland: *Histories, Heritages and the Past: The Case of Emanuel Goldberg*. In W. Boyd Rayward and Mary Ellen Bowden (Hrsg.) *The History and Heritage of Scientific and Technological Information Systems* (Chemical Heritage Foundation, 2002).
- 17 Ebenda; Bucklands Essay legt den Fokus darauf, wie Goldbergs Name sowohl systematisch als auch zufällig aus allen Werken verschwand, die sich mit wissenschaftlichen Innovationen befassen.
- 18 Klemperer: *I Shall Bear Witness*, a.a.O.

6 - Eine Art Klein-London

- 1 Hier und im Folgenden: StA Dresden, Nr. 855.
- 2 StA Dresden, Nr. 107.
- 3 Tami Davis Biddle: *Sifting Dresden's Ashes*, *The Wilson Quarterly*, Band 29 (Frühling 2005).
- 4 Jeremy Black: *The British and the Grand Tour*; Routledge Revivals, 2011.
- 5 Walter A Reichart: *Washington Irving's Influence in German Literature*; *Modern Language Review*, 52. Ausgabe, Nr. 4 (Oktober 1957).
- 6 Nadine Zimmerli: «The Anglo-American Colony in Dresden Before WW1»; in Jason Coy et al. (Hrsg.), *Migrations in the German Lands* (Berghahn Books, 2016).
- 7 Ebenda.

- 8 Digitale Ausgaben dieser Werbeanzeigen, wie sie im *Daily Telegraph* und der *Daily Mail* zu lesen waren, sind im British Library Newspaper Archive einsehbar.
- 9 Charles Shields: *And so It Goes – Kurt Vonnegut, a Life*; Henry Holt, 2011.
- 10 *Kurt Vonnegut: Letters*; hrsg. von Dan Wakefield. Vintage, 2013.
- 11 Ebenda.
- 12 Hier und im Folgenden zitiert aus: Victor Gregg mit Rick Stroud: *Dresden, a Survivor's Story*; Bloomsbury, 2019.
- 13 Hier und im Folgenden: Miles Tripp: *The Eighth Passenger: A Flight of Recollection and Discovery*; Heinemann, 1969 (Neudruck Leo Cooper, 1993).

7 - Die Wissenschaft vom Weltuntergang

- 1 Hier und im Folgenden: Sir Arthur Harris: *Bomber Offensive*; Collins, 1947.
- 2 Ebenda.
- 3 Zitiert aus Abigail Chantier, *E. T. A. Hoffmann's Musical Aesthetics* (Routledge, 2006). *E.T.A. Hoffmann, Kreisleriana*, Philipp Reclam Junior, Stuttgart 1996.
- 4 Ein interessanter Aufsatz von Patrick Wright – «Dropping Their Eggs» im *London Review of Books* vom 23. August 2001 – untersucht, wie Hugh Trenchard von der RAF vor Ende des Ersten Weltkriegs diese überraschende Phrase gebraucht, um zu beschreiben, wie Bomben auf die Innenstädte herabregnen würden.
- 5 Malcolm Smith: «A Matter of Faith – British Strategic Air Doctrine Before 1939»; *Journal of Contemporary History*, 15. Ausgabe (Juli 1980).
- 6 Die Befürchtungen rund um die Möglichkeit, Städte aus der Luft zu bombardieren, werden untersucht in Richard Overy: *The Bombing War*, a.a.O.
- 7 Aus: Philip K. Lawrence: *Modernity and War: The Creed of Absolute Violence* (Macmillan 1997).
- 8 Zitiert aus: Hew Strachan, «Strategic Bombing and the Question of Civilian Casualties», in Paul Addison and Jeremy A. Crang (eds.), *Firestorm: The Bombing of Dresden 1945* (Pimlico, 2006).
- 9 Ebenda.
- 10 Ebenda.

- 11 Ebenda.
- 12 Das Buch von Stewart Holbrook, *The Peshtigo Fire, American Scholar*, vol. 12, no. 2 (Frühjahr 1944) berichtet sehr anschaulich über die Katastrophe. Siehe auch «Nature's Nuclear Explosion» in: Denise Gess and William Lutz, *Firestorm at Peshtigo: A Town, Its People, and the Deadliest Fire in American History* (Holt, 2003).
- 13 Philip G. Terrie, «The Necessities of the Case»: *The Response to the Great Thumb Fire of 1881, Michigan Historical Review*, vol. 31, no. 2 (Herbst 2005).
- 14 Ebenda.
- 15 Ein faszinierender Artikel über das Erdbeben findet sich im *The Smithsonian-Magazine* auf der Seite <https://www.smithsonianmag.com/history/the-great-j-apan-earthquake-of-1923>.
- 16 Ebenda.
- 17 Ebenda.
- 18 Ebenda.
- 19 Churchill spekulierte 1924 in einem Artikel der *Pall Mall Gazette* über die Zukunft der Rüstung.
- 20 Strachan, «Strategic Bombing», a.a.O.
- 21 Ebenda.
- 22 Harris: *Bomber Offensive*, a.a.O.
- 23 Ein bemerkenswerter Ausschnitt von Manns Radiobeitrag findet sich auf www.dialoginternational.com/dialog_international/2012/12/listen-germany-thomas-mann-on-the-firebombing-of-lubeck.html.

8 - Die idealen Wetterbedingungen

- 1 Laut Pia de Jongs charmantem Artikel für das *Institute of Ideas* war es der junge Dyson höchstselbst, der die Phrase formte: Sein Vater schnappte sie zufällig auf, fand sie bemerkenswert und sendete sie der Zeitschrift *Punch*. Der Artikel findet sich auf www.ias.edu/ideas/2013/de-jong-dyson.
- 2 Britisches Nationalarchiv, AIR 40/1680.
- 3 Erzählt in Freeman Dyson: «A Failure of Intelligence», *MIT Technology Review* vom 1. November 2006.
- 4 Aldous Huxley, *Ends and Means – An Inquiry into the Nature of Ideals and*

- into the Methods Employed for Their Realisation* (Chatto and Windus, 1947).
- 5 Dyson: *A Failure of Intelligence*, a.a.O.
 - 6 Ebenda.
 - 7 Ebenda.
 - 8 Ebenda.
 - 9 David Lodge: «Dam and Blast» (1982); aus seiner Sammlung *Write On* (Seeker and Warburg, 2012). Lodge legt zudem dar, dass sein Vater es immer irgendwie schaffte, nicht in die Luft gehen zu müssen – obwohl er bei der Royal Air Force war.
 - 10 Tami Davis Biddle: «Bombing by the Square Yard: Sir Arthur Harris at War.» *International History Review*, Ausgabe 21, no. 3 (September 1999).
 - 11 Jörg Friedrich: *The Fire: The Bombing of Germany* (Columbia University Press, 2006).
 - 12 Ebenda.
 - 13 Britisches Nationalarchiv, AIR 20/4831.
 - 14 Ebenda.
 - 15 Ebenda.
 - 16 Lord Portal Papers. Christ Church, Oxford; Verzeichnis 10, Akte Nr. 3a.
 - 17 Ebenda, Akte Nr. 3b.
 - 18 Ebenda.
 - 19 Ebenda.
 - 20 Ebenda, Akte Nr. 3c.
 - 21 Ebenda.
 - 22 Ebenda.
 - 23 Ebenda, Akte Nr. 3d.

9 - Mit dem Schlauch ausgespritzt

- 1 Daniel Swift: *Bomber County*; Hamish Hamilton, 2010.
- 2 A.C. Grayling: *Among the Dead Cities: Is the Targeting of Civilians in War Ever Justified?* (Bloomsbury, 2006).
- 3 Vera Brittain: *Seeds of Chaos: What Bombing Really Means* (New Vision, 1944).
- 4 Lord Dowding, ein Spiritualist, behandelte dieses Thema – neben anderen Büchern – in *Twelve Legions of Angels*; Jarrolds, 1946.

- 5 Aus einem Brief von Michael Scott, RAF Wattisham, veröffentlicht in Andrew Roberts (Hrsg.): *Love Tommy: Letters Home from the Great War to the Present Day*; Imperial War Museum, 2012.
- 6 Frank Blackman, zitiert aus Swift: *Bomber County*.
- 7 Tripp, a.a.O.
- 8 Ebenda.
- 9 Russell Margerison: *Boys at War*; Northway Publications, 2009.
- 10 Swift, a.a.O.
- 11 Hay, a.a.O.
- 12 Ebenda.
- 13 Ebenda.
- 14 Swift, a.a.O.
- 15 Ebenda.
- 16 Bill Burke: *The Sheer Thrill of Being a Member of an Operational Marking Team*, www.627squadron.co.uk/afs-bookpart-III-SheerThrill.html.
- 17 Tripp, a.a.O.
- 18 Burke, a.a.O.

10 - Keine Verschnaufpause dem Teufel

- 1 www.iwm.org.uk/history/tips-for-american-servicemen-in-britain-during-the-second-world-war.
- 2 Siehe www.americanairmuseum.com, die zur Webseite des Imperial War Museums gehört.
- 3 Fielders Nachruf, der von diversen Zeitungen in Pittsburgh veröffentlicht wurde, findet sich auch auf: <https://jewishchronicle.timesofisrael.com/morton-fiedler/>.
- 4 Aus einem Interview mit Gordon Fenwick im *384th Group magazine*. Neben seinem Eintrag auf der Seite des American Air Museum gab Fenwick häufig gegenüber der US-Presse sowie dem US-Fernsehen Interviews.
- 5 Ebenda.
- 6 Erfreulicherweise hat sich die Idee einer «freundlichen Invasion» heute zu einer Touristenattraktion in Norfolk entwickelt. Siehe auch: www.visitnorfolk.co.uk/things-to-do/Friendly-Invasion-in-Norfolk.aspx.
- 7 Der Terminus «verschüttet» (engl. *spillage*) taucht auf bei Charles W. Mac

Arthur: *Operations Analysis in the United States Army Eighth Air Force in World War II* (American Mathematical Society, 1990).

- 8 Aus einer Einführung in die Thematik von Carl Warner am Imperial War Museum, abzurufen auf:
www.iwm.org.uk/history/american-airmen-in-britain-during-the-second-world-war.
- 9 Weitere Informationen sowie Bildmaterial auf der Webseite des American Air Museums: <http://www.americanairmuseum.com/place/136207>.
- 10 In *The Secret Life of Bletchley Park* (Aurum, 2010) erinnern sich Wrens daran, wie erpicht sie auf einen Konzertbesuch von Glenn Miller und seiner Band in Bedford waren, das nicht weit von der *British Government Code and Cypher School* in Bletchley Park entfernt war.
- 11 Fenwick, a.a.O.
- 12 Eugene Spearman auf:
www.2awartobewon.com/wwii-articles/bremen-mission-3-84th-bomb-group/.
- 13 Es gibt von Geoffrey O'Brien in: *The New York Review of Books* vom 2. November 2006 einen sehr interessanten Aufsatz über James Stewarts Schauspielkarriere, sowohl vor als auch nach dem Krieg, der – obwohl er seine Erfahrungen als Bomberpilot nur anschneidet – dennoch anklingen lässt, dass es nach dem Krieg Parallelen zu Stewarts Persönlichkeit auf der Leinwand gibt.
- 14 Thomas Childers: «*Facilis descensus averni est*»: The Allied Bombing of Germany and the Issue of German Suffering». *Central European History*, 38. Ausgabe, no. 1 (März 2005).
- 15 Ebenda.
- 16 Ebenda.
- 17 Für weitere Informationen siehe auch Smithsonian Institute:
www.airandspace.si.edu/collection-objects/messerschmitt-me-262-la-schwalbe-swallow.
- 18 Fenwick, a.a.O.

11 - Der Tag der Finsternis

- 1 StA Dresden, Nr. 803.
- 2 Ebenda.
- 3 StA Dresden, Nr. 107.
- 4 StA Dresden, Nr. 802.
- 5 StA Dresden, Nr. 133.

- 6 StA Dresden, Nr. 855.
- 7 StA Dresden, Nr. 523.
- 8 StA Dresden, Nr. 477.
- 9 StA Dresden, Nr. 475.
- 10 Ebenda.
- 11 StA Dresden, Nr. 855.
- 12 StA Dresden, Nr. 500.
- 13 Klemperer: *To the Bitter End*, a.a.O.
- 14 Ebenda.
- 15 Ebenda.
- 16 StA Dresden, Nr. 802.
- 17 Ebenda.
- 18 Ebenda.
- 19 Ebenda.
- 20 Ebenda.
- 21 Fitzpatrick, a.a.O.
- 22 Tripp, a.a.O.
- 23 Ebenda.
- 24 Ebenda.
- 25 StA Dresden, Nr. 107.
- 26 Ebenda.
- 27 StA Dresden, Nr. 133.
- 28 StA Dresden, Nr. 472.
- 29 StA Dresden, Nr. 104.
- 30 Tripp, a.a.O.
- 31 Ebenda.
- 32 Ebenda.
- 33 Klemperer: *To the Bitter End*, a.a.O.
- 34 Vonnegut: *Letters*, a.a.O.
- 35 Ebenda.
- 36 Gregg: *Dresden*, a.a.O.
- 37 *Bild* vom 17. Februar 2017.
- 38 Hay, a.a.O.

12 - Fünf Minuten vor Fliegeralarm

- 1 StA Dresden, Nr. 107.
- 2 Mehr zur Bob Gerry Troupe und ihrer interessanten Karriere nach dem Krieg auf: http://www.circopedia.org/Bob_Gerry_Troupe.
- 3 Griebels Memoiren *Ich war ein Mann der Strasse. Lebenserinnerungen eines Dresdner Malers* (Röderberg, 1986) sind viel zitiert für seine intensiven und zeitweise groteske Schilderung jener Schreckensnacht.
- 4 Fitzpatrick, a.a.O.
- 5 StA Dresden, Nr.802.
- 6 StA Dresden, Nr.133.
- 7 StA Dresden, Nr.477.
- 8 StA Dresden, Nr.116.

13 - Hinein in den Höllenschlund

- 1 StA Dresden, Nr. 109.
- 2 Ebenda.
- 3 StA Dresden, Nr. 803.
- 4 Ebenda.
- 5 StA Dresden, Nr. 477.
- 6 Vonnegut: *Letters*, a.a.O.
- 7 StA Dresden, Nr. 802.
- 8 Ebenda.
- 9 StA Dresden, Nr. 533.
- 10 Ebenda.
- 11 StA Dresden, Nr. 472.
- 12 Ebenda.
- 13 Klemperer: *To the Bitter End*, a.a.O.
- 14 Erfreulicherweise sind einige von Mauersbergers Volksliedern auf CD erschienen.
- 15 StA Dresden, Nr. 847.
- 16 Ebenda.
- 17 Ebenda.
- 18 StA Dresden, Nr. 107.
- 19 Ebenda.
- 20 Ebenda.

14 – Schatten und Licht

- 1 Das Imperial War Museum verfügt über ein ausführliches und absolut faszinierendes Interview mit William Topper, anzuhören auf:
www.iwm.org.uk/collections/item/object/80015851.
- 2 StADresden, Nr.104.
- 3 StADresden, Nr.802.
- 4 StADresden, Nr.107.

15 – Zweiundzwanzig null drei Uhr

- 1 StA Dresden, Nr. 109.
- 2 StA Dresden, Nr. 803.
- 3 Fitzpatrick, a.a.O.
- 4 StA Dresden, Nr. 475.
- 5 Ebenda.
- 6 StA Dresden, Nr. 477.
- 7 Ebenda.
- 8 Ebenda.
- 9 StA Dresden, Nr. 107.
- 10 Ebenda.
- 11 StA Dresden, Nr. 802.
- 12 Ebenda.
- 13 Ebenda.
- 14 StA Dresden, Nr. 472.
- 15 Klemperer, *To the Bitter End, a.a.O.*
- 16 Ebenda.
- 17 StA Dresden, Nr. 477.

16 – Das Brennen in den Augen

- 1 StA Dresden, Nr. 477.
- 2 Ebenda.
- 3 StA Dresden, Nr. 475.
- 4 Ebenda.
- 5 Ebenda.
- 6 StA Dresden, Nr. 472.

- 7 Ebenda.
- 8 StA Dresden, Nr. 104.
- 9 Ebenda.
- 10 Obwohl derzeit vergriffen, hat Griebels *Ich war ein Mann der Strasse* zahlreiche Geschichten vorzuweisen, die oftmals von Bewunderern zitiert wurden.
- 11 Fitzpatrick, a.a.O.
- 12 Aus einem Interview mit Michal Salomonovic auf *Czech Radio* (www.radio.cz).
- 13 StA Dresden, Nr. 506.
- 14 Ebenda.
- 15 Ebenda.
- 16 Ebenda.
- 17 Ebenda.
- 18 StA Dresden, Nr. 533.
- 19 StA Dresden, Nr. 109.
- 20 StA Dresden, Nr. 802.
- 21 Ebenda.
- 22 Ebenda.
- 23 Ebenda.
- 24 Ebenda.
- 25 Ebenda.
- 26 StA Dresden, Nr. 107.
- 27 Ebenda.
- 28 Ebenda.
- 29 Ebenda.
- 30 Ebenda.
- 31 Ebenda.
- 32 Klemperer: *To the Bitter End*, a.a.O.
- 33 Ebenda.

17 – Mitternacht

- 1 Wie zitiert in Tripp, a.a.O.
- 2 Fitzpatrick, a.a.O.
- 3 Friedrich, a.a.O.
- 4 Ursula Elsner in einem Interview im *Daily Telegraph* vom 8. Februar 2015.

- 5 Biddle: *Sifting Dresden's Ashes*, a.a.O.
- 6 StA Dresden, Nr. 506.
- 7 StA Dresden, Nr. 109.
- 8 StA Dresden, Nr. 472.
- 9 Friedrich, a.a.O.
- 10 StA Dresden, Nr. 104.
- 11 Aus einem Bericht des Dresdner Zooinpektors Otto Sailer-Jackson, zitiert in Alexander McKee: *The Devil's Tinderbox* (Souvenir Press 2000).
- 12 Fitzpatrick, a.a.O.

18 - Die zweite Welle

- 1 Hier und im Folgenden: Tripp, a.a.O.
- 2 Hay, a.a.O.
- 3 Tripp, a.a.O.
- 4 Eine Hommage an Harry Irons findet sich auf der Seite:
www.bbc.co.uk/news/uk-england-london-46201076.
- 5 Fitzpatrick, a.a.O.
- 6 Hier und im Folgenden Klemperer: *To the Bitter End*, a.a.O.
- 7 StA Dresden, Nr. 472.
- 8 StA Dresden, Nr. 104.
- 9 StA Dresden, Nr. 477.
- 10 Ebenda.
- 11 StA Dresden, Nr. 107.
- 12 Ebenda.
- 13 Hier und im Folgenden: StA Dresden, Nr. 802.
- 14 Hier und im Folgenden: StA Dresden, Nr. 533.
- 15 Fitzpatrick, a.a.O.
- 16 Ein erschütternder Bericht aus der Feder des Zooinpektors, Tierfängers und späteren Schriftstellers Otto Sailer-Jackson findet sich in diversen Quellen, darunter auch in Alexander McKee: *The Devil's Tinderbox: Dresden 1945*. (Souvenir Press, 2000).
- 17 Friedrich, a.a.O.
- 18 StA Dresden, Nr. 109.
- 19 Ebenda.
- 20 Ein faszinierender Bericht sowohl über Dorothea Speths Erfahrungen als auch das Leben der Mormonen in Dresden findet sich auf der Seite:

www.atrsc.byu.edu/archived/harm-s-way-east-german-latter-day-saints-world-war-11/dresden-district/dresden-altstadt.

- 21 StA Dresden, Nr. 475.
- 22 Klemperer: *To the Bitter End*, a.a.O.

19 - Aus dem Reich der Toten

- 1 StA Dresden, Nr. 802.
- 2 Ebenda.
- 3 StA Dresden, Nr. 472.
- 4 Fitzpatrick, a.a.O.
- 5 StA Dresden, Nr. 477.
- 6 Ebenda.
- 7 StA Dresden, Nr. 109.
- 8 StA Dresden, Nr. 475.
- 9 Fitzpatrick, a.a.O.
- 10 Hier und im Folgenden Klemperer: *To the Bitter End*, a.a.O.

20 - Die dritte Welle

- 1 Holbrook wurde von diversen US-Zeitungen interviewt. Seine Kriegsaufzeichnungen sind auf der Seite 384thbombgroup.com einsichtbar.
- 2 Ebenda.
- 3 Ebenda.
- 4 Overy, a.a.O.
- 5 Zitiert aus Childers: «*Facilis descensus averni est.*» 1982 schrieb Fussell einen wuchtigen, beissenden Essay über seine Kriegserlebnisse – und den Horror des Kriegswinters 1944/45 – für das *Harper's Magazine*, nachzulesen auf der Seite www.harpers.org/sponsor/thewar/wwiiharpers/my-war-how-i-got-irony-in-the-infantry/.
- 6 Overy, a.a.O.
- 7 Hier und im Folgenden: StA Dresden, Nr. 107.
- 8 StA Dresden, Nr. 533.
- 9 Hier und im Folgenden: StA Dresden, Nr. 802.
- 10 Siehe auch americanairmuseum.com.
- 11 StA Dresden, Nr. 475.
- 12 StA Dresden, Nr. 477.

21 – Untote und Träumer

- 1 StA Dresden, Nr. 107.
- 2 Ebenda.
- 3 StA Dresden, Nr. 475.
- 4 StA Dresden, Nr. 802.
- 5 Klemperer, *To the Bitter End*, a.a.O.
- 6 StA Dresden, Nr. 116.

22 - Glühende Gräber

- 1 Ralph Blank and Karola Fings: *Germany and the Second World War* (Clarendon Press, 2008).
- 2 Klemperer, *To the Bitter End*, a.a.O.
- 3 Friedrich: *The Eire*, a.a.O.
- 4 Vonnegut: *Letters*, a.a.O.
- 5 Kurt Vonnegut: *Slaughterhouse Five; or The Children's Crusade – a Duty-Dance With Death* (Cape, 1970).
- 6 Ebenda.
- 7 StA Dresden, Nr. 107.
- 8 Gregg: *Dresden*, a.a.O.
- 9 StA Dresden, Nr. 477.
- 10 Matthias Griebel in einem Interview der *The New York Times* vom 11. Februar 1995.
- 11 Ebenda.
- 12 Klemperer: *To the Bitter End*, a.a.O.
- 13 StA Dresden, Nr. 802.
- 14 Ebenda.
- 15 StA Dresden, Nr. 109.

23 – Der Sinn des Terrors

- 1 *Daily Mirror* vom 15. Februar 1945.
- 2 *Daily Telegraph* vom 15. Februar 1945.
- 3 Ebenda.
- 4 Ebenda.
- 5 Tripp: *The Eighth Passenger*, a.a.O.

- 6 Ebenda.
- 7 Biddle: *Sifting Dresden's Ashes*, a.a.O.
- 8 Ebenda.
- 9 *Daily Telegraph* vom 17. Februar 1945.
- 10 *Daily Telegraph* vom 5. März 1945.
- 11 *Daily Mail* vom 5. März 1945.
- 12 Ronald Schaffer: *American Military Ethics in WW2: The Bombing of German Civilians*. *Journal of American History*, 67. Ausgabe, no. 2 (September 1980).
- 13 *Manchester Guardian* vom 7. März 1945.
- 14 Ebenda.
- 15 Ebenda.
- 16 *The Harris Papers*, a.a.O., Ordnernummer H55, Akte 71A.
- 17 Ebenda, Akte 73A.
- 18 Ebenda, Akte 72A.
- 19 Ebenda, Ordnernummer 4B; das Dokument ist auf den 28. März 1945 datiert.
- 20 Ebenda.
- 21 Ebenda, Dokument ist auf den 29. März 1945 datiert.
- 22 Ebenda.
- 23 Ebenda, Dokument ist auf den 1. April 1945 datiert, zusammen mit dem Stempel «Persönlich».

24 - Die Musik der Toten

- 1 StA Dresden, Nr. 802.
- 2 Ebenda.
- 3 StA Dresden, Nr. 115.
- 4 Hier und im Folgenden: *Der Freiheitskampf*, Dresdner Ausgabe vom 16. April 1945.
- 5 Fitzpatrick, a.a.O.
- 6 Griebel: *Ich war ein Mann der Strasse*, zitiert in einem fantastischen Essay von Francesco Mazzaferro, einsehbar auf der Seite <https://letteraturaartistica.blogspot.com/2018/10/otto-griebel29.html>.
- 7 Aus einem fesselnden Aufsatz von Johannes Schmidt: «Dresden 1945: Wilhelm Rudolph's Compulsive Inventory.» *Art In Print*, 5. Ausgabe, no. 3, artinprint.org/article/wilhelmrudolph/.
- 8 Der CD des *Dresdner Requiem* (Carus Classic) liegt ein interessanter

Kommentar von Matthias Herrmann bei, der einen detaillierten Blick auf Mauersbergers musikalisches Werk liefert.

- 9 Schmidt, a.a.O.
- 10 StA Dresden, Nr. 475.
- 11 Ebenda.
- 12 Im Sommer 1945 sass Elsa Frölich bereits in der Redaktionskommission der kommunistischen Dresdner Zeitung *Volksstimme*. Ein faszinierendes Porträt, das sowohl Intelligenz als auch Humor verrät (Letzteres ja nicht gerade eine Paradedisziplin in der DDR), findet sich auf der Seite www.deutsche-digitale-bibliothek.de/item/PVNCFFCZ-5NVRDGLNQI44NUJH6BCGZ5J3.
- 13 Victor Klemperer: *The Lesser Evil: Diaries 1945-59* (Weidenfeld and Nicolson, 2003).
- 14 Weitere Informationen über Hans Nieland finden sich bei: Christel Hermann: «Nieland, Hans Heinrich», in: *Sächsische Biografie*, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. Online- Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi/> (24.10.2019).

25 – Rückschlag

- 1 Ein interessanter – und beängstigender – Artikel über seine Beziehung zum Nationalsozialismus und die Bücherverbrennung findet sich auf Spiegel Online: www.spiegel.de/international/zeitgeist/nazi-book-burning-anniversary-erich-kaestner-and-the-nazis-a-894845.html.
- 2 Erich Kästner: *When I Was a Little Boy* (Jonathan Cape, 1959); *Als ich ein kleiner Junge war* (München, 2003).
- 3 StA Dresden, Nr. 802.
- 4 StA Dresden, Nr. 477.
- 5 *The Harris Papers*. Archiv des RAF-Museums. Hendon, Ordnernummer 40. Das Dokument ist auf den 10. Mai 1945 datiert.
- 6 Harris: *Bomber Offensive*, a.a.O.
- 7 Ebenda.
- 8 *The Harris Papers*, Archiv des RAF-Museums. Hendon, Ordnernummer 3A. Der Brief ist auf den 18. Juni 1945 datiert.
- 9 In einem Brief Taylors an die *The New York Times*, veröffentlicht am 18. Januar 1992.
- 10 Die zitierten Passagen sind Teil eines legendären, von James R. Fuchs von der Harry S. Truman Library mündlich aufgezeichneten Interviews. Das

Transkript ist nachzulesen auf:

www.trumanlibrary.gov/library/oral-histories/landryr_b#145.

- 11 Dyson: *A Failure of Intelligence*, a.a.O.
- 12 Aus einer Rede von Max Seydewitz im Februar 1950; über die Rede wurde umfassend in den britischen Zeitungen berichtet.
- 13 *The Harris Papers*, Archiv des RAF-Museums. Hendon, Ordernummer 40, «Vorträge, Ansprachen, Reden etc.».
- 14 David Irving: *The Destruction of Dresden* (Kimber, 1963).
- 15 *Observer* vom 5. Mai 1963.
- 16 *Observer* vom 12. Mai 1963; Birkin gehörte zu diversen Lesern, die Nicolson scharf widersprachen.
- 17 Tripp: *The Eighth Passenger*, a.a.O.
- 18 In einer Besprechung von Mark Arnold-Foster im *Guardian* vom 14. Februar 1967.
- 19 Ebenda.
- 20 Dieses faszinierende Interview wurde von der BBC am 11. Februar 2013 ausgestrahlt.

26 – «Der Stalin-Stil»

- 1 Klemperer: *The Lesser Evil*, a.a.O.
- 2 Einige der stilisierten und markanten Propaganda-Plakate aus dieser Zeit sind im Militärhistorischen Museum der Bundeswehr in Dresden ausgestellt.
- 3 Der Akzent fand sogar Erwähnung in seinem Nachruf in der *The New York Times* vom 2. August 1973.
- 4 Klemperer: *The Lesser Evil*, a.a.O.
- 5 Ebenda.
- 6 Wie so viele Gebäude der Architektur der sowjetischen Nachkriegsära, umgibt auch den Barkhausen-Bau etwas seltsam Aufrüttelndes; Fotos finden sich auf der Seite:
www.navigator.tu-dresden.de/gebaeude/bar?language=en.
- 7 Für eine Kurzbiografie von Albert Fromme siehe: Harald Thulin: «Fromme, Albert Bernhard», in: *Sächsische Biografie*, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi/> (22.10.2019).
- 8 Ebenda.
- 9 Griebel war dort an der *Fakultät für Arbeiter und Bauern* tätig.

- 10 Die jetzigen Räumlichkeiten im Albertinum, die die Nachkriegsmalerei beherbergen, fesseln und werfen die weitere Frage auf, inwieweit Kunst und Ideologie weltweit vielleicht öfter eine Symbiose eingehen, als wir gemeinhin vermuten.
- 11 Später wurde Matthias Griebel Direktor des Dresdner Stadtmuseums; er wurde oft interviewt, und es gibt bewundernde Porträts wie jenes für das Stadtmagazin *Disy* unter: at www.disy-magazin.de/Matthias-Griebel.337.0.html.
- 12 Klemperer: *The Lesser Evil*, a.a.O.
- 13 Ein Bericht über den Aufruhr findet sich im *Daily Telegraph* vom 27. März 1953.
- 14 Neal Ascherson im *Observer* vom 13. Februar 1965.
- 15 In den Galerien des Zwingers bildet die schrittweise erfolgte Rückführung heutzutage eine Art Mini-Ausstellung.
- 16 Solcherart Einblicke liefert seine Exfrau Ljudmila Putina in dem Buch Vladimir Putin: *First Person* (auf dt. erschienen unter dem Titel *Aus erster Hand: Gespräch mit Vladimir Putin*), einem «Selbst-Porträt» des damals gerade gewählten Präsidenten. Daneben existiert eine interessante Berichterstattung der BBC vom September 2015, die an Chris Bowlbys Radio-4-Beitrag *The Moment That Made Putin* anknüpft.

27 - Schönheit und Erinnerung

- 1 Anm. d. Übersetzers: Für die kunsthistorisch korrekten Begrifflichkeiten gilt der Dank Herrn Thomas Gottschlich, Leitender Architekt der Stiftung Frauenkirche Dresden.
- 2 Donald Bloxham: *Dresden as a War Crime*. In: Addison and Crang (Hrsg.): *Firestorm*.

Ausgewählte Bibliografie

- Addison, Paul and Jeremy A. Crang (Hrsg.): *Firestorm: The Bombing of Dresden, 1945*. (Pimlico, 2006)
- Arnold, Jörg: *The Allied Air War and Urban Memory – The Legacy of Strategic Bombing in Germany*. (Cambridge University Press, 2011)
- Betts, Paul: *Within Walls: Private Life in the German Democratic Republic*. (Oxford University Press, 2010)
- Bowman, Marin: *Castles in the Air: The Story of the B17 Flying Fortress Crews of the US 8th Air Force*. (Patrick Stephens, 1984)
- Douhet, Giulio: *The Command of the Air* (Faber and Faber, 1943)
- Dyson, Freeman: *Disturbing the Universe* (Harper and Row, 1979)
- Fitzpatrick, Sheila: *Mischka's War: A Story of Survival from War-Torn Europe to New York*. (I. B. Tauris, 2017)
- Freeman, Roger: *Bases of Bomber Command Then and Now* (Battle of Britain International, 2001)
- Friedrich, Jörg: *The Fire: The Bombing of Germany* (Columbia University Press, 2006); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*. (Hamburg, 2007)
- Fulbrook, Mary and Andrew Port (eds.): *Becoming East German: Socialist Structures and Sensibilities After Hitler* (Berghahn Books, 2013)
- Garrett, Stephen A.: *Ethics and Airpower in World War II: The British Bombing of German Cities* (St. Martin's Press, 1993)
- Gerwarth, Robert: *The Vanquished: Why the First World War Failed to End* (Allen Lane, 2016)
- Grayling A.C.: *Among the Dead Cities: Is the Targeting of Civilians in War Ever justified?* (Bloomsbury, 2006)
- Harris, Sir Arthur: *Bomber Offensive* (Collins, 1947)
- Hoffmann, E.T.A.: *Selected Writings of E.T.A. Hoffmann*, trans. Leonard Kent and Elizabeth Knight (University of Chicago Press, 1969)
- Judt, Tony: *Post-War: A History of Europe Since 1945* (Heinemann, 2005)
- Kästner, Erich: *When I Was a Little Boy*, trans. Isabel and Florence McHugh

- (Jonathan Cape, 1959); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Als ich ein kleiner Junge war* (diverse)
- Kershaw, Ian: *The End: Hitler's Germany 1944-45* (Allen Lane, 2011); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Das Ende* (München 2014)
- Klemperer, Victor: *I Shall Bear Witness: The Diaries of Victor Klemperer 1933-41*, trans. Martin Chalmers (Weidenfeld and Nicolson, 1998)
- To The Bitter End: The Diaries of Victor Klemperer 1942-45*, trans. Martin Chalmers (Weidenfeld and Nicolson 1999)
- The Lesser Evil: The Diaries of Victor Klemperer 1945-59*, trans. Martin Chalmers (Weidenfeld and Nicolson, 2003)
- [die Zitate der deutschen Ausgabe sind entnommen aus: Klemperer, Victor: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945*. (Berlin, 1999)]
- Löffler, Fritz: *Otto Dix – Life and Work* (Holmes and Meier, 1982); der Titel ist auf Deutsch erschienen unter: *Otto Dix: Leben und Werk* (diverse)
- Magirius, Heinrich: *Die Dresdner Frauenkirche von Georg Bähr: Entstehung und Bedeutung* (Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft, 2005)
- Mann, Thomas: *Doctor Faustus* (Seeker and Warburg, 1949); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Doktor Faustus* (Berlin, 1947)
- Masterpieces from Dresden*, guide accompanying the Royal Academy exhibition of art from the Gemäldegalerie Alte Meister (Thames and Hudson, 2003)
- McElvoy, Anne: *The Saddled Cow: East Germany's Life and Legacy* (Faber and Faber, 1992)
- McKinstry, Leo: *Lancaster: The Second World War's Greatest Bomber* (John Murray, 2009)
- Menzhausen, Ingelore: *Early Meissen Porcelain in Dresden* (Thames and Hudson, 1990); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Alt-Meissner Porzellan in Dresden* (Berlin, 1990)
- Miller, Donald: *The Eighth Air Force: The American Bomber Crews in Britain* (Aurum, 2007)
- Miller, Michael and Andreas Schulz: *Gauleiter: The Regional Leaders of the Nazi Party and Their Deputies* (James Bender Publishing, 2012)
- Moorhouse, Roger: *Berlin at War: Life and Death in Hitler's Capital 1939-45* (Bodley Head, 2010)
- Overy, Richard: *The Bombing War: Europe 1939-1945* (Allen Lane, 2013); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Der Bombenkrieg, Europa 1939-1945* (Berlin 2014)

- Probert, Henry: *Bomber Harris: His Life and Times – the Biography of Marshal of the Royal Air Force, Sir Arthur Harris* (Greenhill Books, 2001)
- Reichart, Walter: *Washington Irving and Germany* (University of Michigan Press, 1957)
- Russell, Alan: *An Englishman Speaks Out – On Dresden, On Destruction, On Reconciliation and Rebuilding* (Dresden Trust, 2015)
A Trust For Our Times: The Story Of The Dresden Trust (Dresden Trust, 2015)
- Sebald, W. G.: *On the Natural History of Destruction* (Hamish Hamilton, 2003); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Luftkrieg und Literatur* (München, 1999)
- Strauss, Richard and Stefan Zweig: *A Confidential Matter: The Letters of Richard Strauss and Stefan Zweig 1931-35*, trans. Max Knight (University of California Press, 1977); eine deutsche Ausgabe des Briefwechsels ist unter dem Titel erschienen: *Richard Strauss / Stefan Zweig: Briefwechsel*. (S. Fischer 1957)
- Swift, Daniel: *Bomber County* (Hamish Hamilton, 2010)
- Syndram, Dirk: *The Green Vault in Dresden: Renaissance and Baroque Treasury Art*, trans. Daniel Kletke (Staatliche Kunstsammlungen Dresden, 2004)
- Taylor, Frederick: *Dresden: Tuesday 13 February 1945* (Bloomsbury, 2004)
- Tooze, Adam: *The Deluge: The Great War and the Remaking of Global Order 1916-31* (Allen Lane, 2014)
- Tripp, Miles: *The Eighth Passenger: A Flight of Recollection and Discovery* (Heinemann, 1969; repr. Leo Cooper, 1993)
- Vonnegut, Kurt: *Slaughterhouse Five; or The Children's Crusade – a Duty-Dance With Death* (Cape, 1970); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Schlachthaus 5 oder der Kinderkreuzzug* (Reinbek, 2010).
- Wagner, Richard: *My Life* (Constable, 1911); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Mein Leben, 1813-1868* (diverse)
- Wakefield, Dan (Hrsg.): *Kurt Vonnegut: Letters* (Vintage, 2013)
- Wells, H. G.: *The War in the Air* (George Bell, 1908); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Der Luftkrieg* (Frankfurt a.M., 1983)
- Zweig, Stefan: *The World of Yesterday: Memoirs of a European* (Cassell, 1943; repr. Pushkin Press, 2009); auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers* (London und Stockholm 1942; Hamburg, 2019)

Bildnachweis

Alamy: 9, 15, 19, 27, 31, 41, 58; Bridgeman: 23, 56;
Deutsche Fotothek: 53; Getty Images: 2-8, 12-14, 16, 21, 30, 32-
35, 46, 47, 52, 54; Mary Evans: 11, 18, 36, 40; Terje Hartberg:
42, 43. Alle weiteren Bilder: Privatkollektion

Der Verlag hat sich bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund des Zeitablaufs und der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Personenregister

- Ackermann, Gerhard 27 f.
Ascherson, Neal 488
Auerbach, Anita 43
August der Starke siehe
 August I.
August I., Kurfürst von
 Sachsen 121 ff., 265, 269
- Bach, Johann Sebastian 105
Bähr, George 105, 500
Bakunin, Michail 107
Baldwin, Stanley 156
Barkhausen, Heinrich 115-
 120, 238, 325 f., 482 f.
Baumann, Hans 104
Bell, George (Bischof) 434,
 462
Belloto, Bernardo 7, 91 f.
Berger, Günter 268 f.
Bevan, Aneurin 436, 447
Biels, Winfried 40, 137, 226,
 241 f., 251, 270 ff., 282,
 287f., 319-323, 347ff.,
 364, 371, 384 ff., 395 ff.,
 408, 417
Billy, Method Cyril (Billy,
 Michael) 215
Bismarck, Otto von 77, 85
Blackman, Frank 197
Blank, Margarete 56
Bloxham, Donald 504
Böhme, Kurt 106
Böttger, Johann Friedrich 122
Bottomley, Norman 439 f.,
 442
Brabner, Rupert 436
Brittain, Vera 195, 434
Bürgel, Norbert 242, 281,
 290, 304 f., 341
Burke, Bill 206 f.
Busch, Fritz 110
- Cappel, Friedrich 236
Cappel, Louise 236
Carus, Carl Gustav 484

- Chamberlain, Neville 157
- Churchill, Sir Winston 29,
47, 139, 165, 171, 181,
191, 244, 423, 436 f., 439-
442, 447, 462, 464, 468,
473 f.
- Clemens, Hans 66
- Cosel, Constantia Gräfin von
265
- Courtney, Kathleen 140
- Cowan, Howard 428 f.
- Cox, Jane 143
- Dahl, Johan Christian 92
- Danos, Mischka 118 ff., 238,
254, 285, 307 f., 326, 334
f., 341, 355, 368 f., 375,
418, 448
- Dietrich, Herta 32
- Dix, Otto 95 f., 99 f., 499
- Dönitz, Karl von (Admiral)
451 f.
- Dostojewski, Fjodor 145
- Douhet, Giulio 155
- Dowding, Hugh Lord 196
- Dyson, Freeman 174 ff., 179,
467
- Eaker, Ira (General) 218,
244, 264
- Edward VIII., König 63
- Eisenhower, Dwight D. 192,
215, 437f.
- Eliot, T.S. 194
- Ellgering, Theodor 409 ff.,
414
- Elsner, Dieter 226
- Elsner, Ursula 226
- Erler, Georg 9, 89, 226, 235,
237, 254, 262, 282, 289f.,
315f., 350ff., 386
- Erler, Marielein 9, 53, 89, 235
ff., 254, 262 f., 282, 289f.,
318, 350ff., 365f., 386 ff.,
401, 421 f., 444 f., 461
- Felixmüller, Conrad 9, 95 ff.,
99
- Fenwick, Gordon 210 f., 215,
222
- Feydt, Sebastian 495, 503
- Fiedler, Morton 210, 212, 222
- Fitzpatrick, Sheila 118 f.
- Fleischer-Gute, Erna 455
- Franco, Francisco 158
- Frank, Georg 53, 225, 228,
259, 284
- Frankland, Noble 470
- Friedrich August II., König
90, 107

Friedrich August III., König 128
 Friedrich, Caspar David 7, 92 f., 100, 499
 Frölich, Elsa 43, 455 f.
 Fromme, Albert 9, 34 f., 253, 258 f., 284, 314 f., 332, 360 f., 372 f., 399 f., 422, 483 f.
 Fromme, Friedrich-Carl 39, 422
 Fuchs, Klaus 30
 Fussell, Paul 380

 Goebbels, Joseph 61, 63, 108, 409 f., 423, 428, 430 f., 435, 460, 467
 Goldberg, Emanuel 130 ff.
 Göring, Hermann 265
 Grayling, A.C. 504
 Gregg, Victor 146 f., 247 f., 418
 Griebel, Matthias 419
 Griebel, Otto 60, 88, 90, 95, 97 ff., 253, 292, 305 ff., 419, 448, 484 f.
 Grierson, C.M. (General) 428 f.

 Haberstock, Karl 100
 Hall, Clarissa siehe Jerome, Clara

 Harris, Sir Arthur 14, 48-52, 54, 151ff., 161, 169, 175, 177, 182f., 186-192, 212, 380, 437f., 440ff., 462-466, 468, 470f., 474, 501, 510
 Harris, Therese 49
 Hartinger, Josef 81
 Haufe, Dieter 134 ff., 227f., 231, 282
 Hay, Leslie 111ff., 203, 222, 249, 339
 Herder, Johann Gottfried 12
 Hille, Margot 9, 43, 230 f., 269, 286, 301 f., 362, 364, 373 f., 389, 401, 408, 418, 446, 453 f.
 Hitler, Adolf 54, 58, 61, 63 71, 77, 79, 83, 85, 99 f., 102 f., 105 ff., 116, 124 f., 130, 157, 167f., 170, 178, 297, 380, 429, 431, 451 f., 461, 472, 479, 506
 Hochhuth, Rolf 473
 Hoffmann, E.T.A. 60, 155
 Hofmannsthal, Hugo von 108
 Holbrook, Howard U. 378 f., 381 ff.

Howard-Williams Ernest 426
Huxley, Aldous 174, 177

Irons, Harry 340
Irving, David 470 f., 492
Irving, Washington 140
Isakowitz, Erich 9, 75 f.

Jerome, Clara 139
Joad, C.E.M. 195

Kästner, Erich 459-461
Kirchner, Ernst Ludwig 94
Klemperer, Eva 82 f., 86, 323
f., 376 f., 402, 419 f., 422,
445, 477
Klemperer, Hadwig 477
Klemperer, Victor 11, 32 f.,
38, 53, 76-80, 82-87, 92,
117, 124, 138, 233 ff., 243,
246, 266, 297f., 323 f., 341
ff., 363, 375ff., 402ff.,
419f., 422, 445 f., 476 ff.,
482
Kluge, Rudolf 66f., 73f.
Kohler, Anne Marie 86
Konew, Iwan Stepanowitsch
(General) 425
Konstantin Pogonatus, Kaiser
153

Landry, Robert (General-
major) 466
LeMay, Curtis (General) 434
Libeskind, Daniel 506
Liddell, Basil 156
Liebmann, Walter 417
Lingner, Karl August 126 ff.
Littmann, Max 110
Lodge, David 179
Lord Cherwell (Lindemann,
Frederick) 47f.
Lord Tiverton 156
Lovett, Robert 138
Luhm, Lothar Rolf 242, 264
f., 292, 303 f., 332, 343f.,
366ff.

MacDonald, Grant 502
Mann, Thomas 170, 506
Margerison, Russell 200
Mason, Tony 474
Masur, Kurt 491
Mauersberger, Rudolf 102,
104, 267, 293, 450, 476,
498
McNeile, Herman Cyril 157
Miller, Glenn 214
Morison, Frank 157
Mussolini, Benito 157

Mutschmann, Martin (Gauleiter) 54-65, 132, 136 f., 229, 235, 255, 292, 377, 410, 446 f., 452 f., 457, 489
 Mutschmann, Minna 58

 Napoleon Bonaparte 154
 Nelson, Harold R. 389
 Neugebauer, Alfred 73 f.
 Nicolson, Harold 471
 Nieland, Hans 67, 410, 457
 Nolde, Emil 95
 North, Frederick Lord 139

 Park, Keith 205
 Patz, Dieter 30, 37f., 231
 Petzal, Monica 76, 510
 Poole, Otis 165
 Portal, Sir Charles 51, 161, 168, 183-190, 192
 Posse, Hans 98 ff.
 Powell, Michael 468
 Pressburger, Emeric 468
 Putin, Vladimir 493 f.
 Putina, Ljudmila 493

 Querner, Curt 485

 Reichelt, Frieda 30 f., 260
 Reichelt, Gisela 31, 229 f., 255, 260 f., 286, 295, 298, 300 f., 345 f., 364, 369 ff., 390, 418 f., 445, 461
 Richter, Helmut 86
 Roosevelt, Franklin D. 29, 166
 Rosenau, Helen 70
 Rudolph, Wilhelm 449 f., 463
 Russell, Alan 502

 Salomonovic, Michal 309
 Salter, Alfred 434
 Sattler, Hans 404
 Schaffel, Horst 251, 270 ff. 282, 287, 319 ff., 347, 364, 371
 Schmidt, Henry 65
 Schreier, Peter 476 f.
 Schukow, Georgi (General) 28
 Schulze-Knabe, Eva 487
 Seifert, Richard 126
 Selbald, W.G. 504
 Semper, Gottfried 69 ff.
 Seydewitz, Erika 309 ff., 313, 331
 Seydewitz, Max 467
 Siedler, Hans 256 f.
 Siemens, Friedrich 115
 Sinclair, Sir Archibald 435

Skrbek, Ursula 228
 Smith, Alan 502
 Smith, Rex (Colonel) 431
 Spaatz, Carl «Tooe»
 (General) 51, 137, 218,
 381, 438, 465
 Speth, Dorothea 362
 Stalin, Josef 29 f., 40, 43, 47,
 120, 169, 452, 470, 486
 Stewart, James 216 f.
 Stokes, Richard Rapier 195,
 435 ff.
 Stosch-Sarrasani, Hans 110f.
 Stosch-Sarrasani, Trude 111,
 307
 Strauss, Adolf 32
 Strauss, Richard 107ff.

 Tague, Wendell 211, 222
 Taylor, Telford 465 f.
 Tedder, Arthur 192
 Thiel, Georg 232, 268 f.
 Thorndike, Sybil 195
 Topper, William 277-281,
 283
 Tripp, Harry 239
 Tripp, Miles 148 ff., 194,
 197f., 207, 222, 238 ff.,
 243 ff., 336-340, 427f.,
 472 f.
 Tschernik, Günther 242,
 292, 303
 Tschirnhaus, Walther von
 122

 Ulbricht, Walter 478 f.

 Voigt, Helmut 227, 241 f.,
 255, 263, 314, 353 ff., 385
 f.
 Vonnegut, Kurt 143 ff., 246
 f., 261, 405, 411 ff., 494
 ff.

 Wagner, Richard 69, 106 f.
 Wallis, Barnes 179
 Warnatsch, Rudi 53
 Webster, Sir Charles 470
 Weigart, Klaus 417
 Weigart, Wilhelm 417
 Wells, H.G. 157
 Weser, Arno 66
 Wilhelm II., Kaiser 78, 85
 Woolf, Virginia 167

 Zweig, Stefan 80, 82, 108 f.

Sachregister

- Ad-hoc-Kremationen 422
Allheilmittel-Ziele 51, 183
Antisemitismus 42, 75, 77f.,
82
Ardennenoffensive 29
Arisierung 80
Arisierungspolitik 43
Arnheim 447
Arnsdorf 400, 422
Atombombe 470, 495
Augen Verletzung 373
Auschwitz (KZ) 133
Auslöschung, mutwillige
185
- Baedeker-Angriffe 171 f.
Barkhausen-Effekt 116
Bath 171
Bayreuth 181
BDM (Bund Deutscher
Mädel) 269, 301, 377
Benzol 357
- Bergen-Belsen (KZ) 447
Berlin 31, 182ff., 189, 281,
429, 437, 447
- Angriff auf (1945) 218
- britischer Luftschlag gegen
(1940) 167
Besatzung (Bomber) 212 f.,
339,437
- Moral der 431
- Durchschnittliche Lebens-
erwartung 378
- Gefallenzenahlen der 378
Besatzungsmitglied (Bomber)
201 f., 216
- traumatisiertes 204
Bletchley Park 187, 190, 465
Blitzkrieg (London) 112
Blockbuster-Bombe 169
Böhmen (Reichsprotektorat)
383
Bolschewismus 141
Bombardement 49, 152, 166,
178, 187, 291

- Ethik des 463
- flächendeckendes 52, 169, 184, 195, 208, 218, 453, 464, 504
- Grund für 15
- moralisches 155
- strategisches 441
- terroristisches 155, 217
- wildes 325
- Bombenangriff 152, 157
- Imperialismus und 474
- Wirksamkeit des 438
- Bombenkrieg, Ethik und 177
- Bombenschütze 198, 211
- Bomber Restriction Committee* 195
- Bomberbesatzung 178 f., 197, 202, 205 f.
- Abschussquote 148
- Gefahr für 188
- Sterblichkeitsrate bei 175
- Bomberstaffel 196
- Bombing Restriction Committee* 467, 470
- Bonn 249
- Brandbombe 152, 177, 291, 341, 348
- Brandbombenangriff 435
- Brandwunde 373
- Bremen 12, 172
- Brücke (Künstlergruppe) 94
- Buchenwald (KZ) 86
- Canterbury 171
- Chemnitz 30, 383, 389, 426, 428
- Combined Strategic Targets Committee* 244
- Cookies* siehe Wohnblockknacker
- Coventry 15, 151, 504
- Daylight Precision Bombing 217
- D-Day (1944) 183, 219, 462
- DDR (Deutsche Demokratische Republik) 10 f., 485 f., 491, 494, 500
- de-housing* 48
- Deportation 132
- Deportationszüge 145
- Deutsches Reich 58f., 65, 97, 117
- Deutschland 56, 76, 90, 156, 419, 432, 464, 466 ff., 482
- Kriegswirtschaft 438
- Dortmund 51
- Drachenflieger 157

- Dresden passim
- Alaunpark 322
 - Albertbrücke 396
 - Albertinum 266, 291, 376, 499
 - als Ziel 192, 243
 - Alte Synagoge 69-75
 - Altmarkt 301, 305, 358, 488, 491
 - Altstadt 271 f., 288, 297, 305, 308, 311, 314, 319, 326, 328, 330, 332, 335, 342, 358, 408, 411 f., 458, 487
 - Altstadtkeller 349
 - amerikanische Gemeinschaft in 139
 - Bautzener Strasse 320
 - Brühlsche Terrasse 69, 85
 - Carolabrücke 235, 237, 307, 362, 364
 - Central-Theater 333, 443
 - Chiffre MH8 319
 - Circus-Theater 5000 110, 307, 358
 - Continental Hotel 64, 291
 - Diakonissenanstalt 321, 395
 - Dresdner Heide 371, 400, 415
 - Elbwiesen 307, 362, 377, 390 f., 396
 - Erfindungsgeist und 121 – erste Welle 277, 284, 298
 - erster Bombenangriff (1944/45) 134
 - Felsenkeller-Brauerei 44, 230, 401, 418
 - Flüchtlinge in 41, 232, 240, 260, 270, 279 f.
 - Frauenkirche 105, 229, 274, 294, 328, 342, 388, 404 f., 407, 494, 496, 499, 503 f.
 - Friedrichstadt 383, 388
 - Goehle-Werk 231
 - Grosser Garten 293, 312, 326, 334, 356, 367f., 412, 416, 458
 - Hauptbahnhof 41, 290f., 305, 308, 368, 372, 399, 422 f.
 - Hotel Heidehof 321
 - Hygienemuseum 129, 356
 - Infrastruktur 409
 - Japanisches Palais 307, 329, 495 f.
 - Johannstadt 273, 363, 375, 395
 - Juden in 16, 38, 43, 69,

- 75ff., 81ff., 85, 87, 234f., 402
- Judenhäuser in 85, 234, 266 f.
- Judenkeller 266
- Judenzonen 55
- Katholische Hofkirche 35, 91, 296f., 304, 332, 377, 500
- Kaufhaus Alsberg 42
- Kaufhaus Renner 42, 293 f., 330
- Königsufer 329
- Krankenhaus Friedrichstadt 31, 360, 389, 483
- Kreuzkirche 101, 293, 330, 345, 404, 491, 500
- Kreuzschule 106, 276, 293
- Kulturpalast 491
- Kunst in 54, 64, 75, 90, 98, 121, 458, 489
- Kunstakademie 266, 329, 376
- Kunstschatze in 89, 279
- Loschwitzer Brücke («Blaues Wunder») 45, 371
- Lothringer Strasse 396
- Luftangriff (1945) 137f., 219
- Luftangriff (1944) 219
- Mathildenstrasse 64
- Militärhistorisches Museum der Bundeswehr 506
- Modehaus Böhme 42, 311
- Müller-Gelinek-Schule 227
- Musik in 100
- nach der Kapitulation 462
- nationalsozialistische Politik und 62
- Neuaufbau 478
- Neumarkt 10, 229, 364, 404, 408, 458, 460, 494, 500
- Neustadt 41, 288, 322
- Plünderer in 409, 444
- Prager Strasse 41f., 62, 295, 305, 333 f., 399, 488
- Rangierbahnhof 31, 220, 414
- Residenzschloss 304, 499
- Restaurierung 490,499
- Ringstrasse 334
- russisch-orthodoxe Kirche 325
- Sachsenplatz 396
- Schlachthof Nr. 5 261
- Schlachthofkomplex 246

- Schloss Eckberg 45
- Seidel & Naumann 35 f.
146, 308
- Semperoper 63, 105, 296,
377, 490, 493
- Sommerpalais 356f.
- Stadion Ostragehege 273,
279, 283, 286
- Stadtkrankenhaus Johann-
stadt 361
- strategische Ziele 351
- Striesener Platz 317, 352
- Taschenbergpalais 265, 292,
303 f., 332, 343, 455
- Technische Universität
115f., 120, 325, 457
- Theater in 90,507
- Verteidigung 447
- «Verteidigungsbereich» 31
- Vitzthum Gymnasium 39
- Wallpavillon 296
- Wilsdruffer Strasse 304, 334
- Zeiss Ikon AG 38, 86, 130
ff., 308
- Zentralbahnhof 33
- Zirkus Sarrasani 110 f., 358
- Zoo 357
- zweite Welle 338, 340, 343
ff., 350
- Zwinger 63, 296, 303f., 377,
489 f.
- Dresden Trust* 15, 501 f.
- Dresdner Bank 44 f.
- Dresdner Kreuzchor 101 ff.,
104, 477
- Drittes Reich 79, 100, 108, 147
- britischer Luftkrieg gegen
166
- Zusammenbruch des 187
- Druckwelle 294, 302, 317,
348, 397
- Düppel 158
- Düsseldorf 113, 170
- England, Luftschlacht um 205,
462
- Entartete Kunst 99,448
- Entnazifizierungsprogramme
479
- Erinnerung 475, 495
- Ermächtigungsgesetz 131
- Erster Weltkrieg 47, 57, 90,
95, 141, 157
- Essen 52, 170, 172, 427, 433
- Eugenik 127, 129 f.
- Exeter 171
- Expressionismus 94 ff.

Feindflug 202, 215, 339
 - Überlebenschance bei 176
 Feuersturm 11, 146, 151, 164,
 168, 175, 323, 341, 346,
 350, 359
 Feuertornado 151, 161 f., 164,
 359, 434
 Flächenbombardement 156,
 188, 191, 203, 381
 Flächenbombardierung 137
 Flakfarm 217
 Flakfreude 207, 217
 Flossenbürg (KZ) 133
 Flugabwehrfeuer 347
 Frankfurt/M. 12, 243, 260

 Geheime Feldpolizei 43
 Geheimwaffe 113, 138
 Gelsenkirchen 51
 Gestapo 33, 55 f., 64, 132,
 147, 234 f., 253, 291
 - Referat für Juden 65
 Gläserner Mensch 128 f.
 Gleichschaltung 98
 Glutasche 322
 Glutregen 331
 Goch 52
 Granatschock 205
 Griechisches Feuer 153
 Grossbritannien 142, 424, 462,
 496, 502

 - Sommerschlacht um 167
 - Überfälle auf 171
 Grosses-Kanto-Erdbeben
 (Yokohama) 163
 Guernica 158

 H2S-Radar 198, 337
 Hamburg 11, 52, 170, 175
 179f., 181, 260, 409, 433
 - Bombenangriff (1943) 151
Hamburg Blitzkrieg 180
 Hannover 52, 260
Harris Papers 468
 Hiroshima 10, 179, 470 f.,
 474, 495
 Hitlerjugend (HJ) 40 f., 54,
 60, 104, 240, 377
 Hitzewelle 326, 411
 Holocaust 448, 471, 492
 Hygiene 127
 Hygieneausstellung 128

 ILA (Innerministerieller
 Luftkriegsschäden
 - ausschuss) 409
 Internierungslager 83
 Italien 117, 462

 Jalta-Konferenz 29
 Japan 117, 433

Joint Intelligence Committee 191
 Judenverfolgung, national-sozialistische 86, 88
 Judenvernichtung, national-sozialistische 420

 Kassel 409
 Keime 413
 Kinderlandverschickung 255
 Kirche, evangelische 103
 Kirche, katholische 103
 Kleve 52
 Knabenchor siehe Dresdner Kreuzchor
 Kohlendioxid 357
 Kohlenmonoxid 328, 357
 Kollateralschäden 155, 212, 217
 Köln 12, 52, 170, 172, 409, 427, 433
 - Bombenangriff (1943) 149
 Königreich Sachsen 93, 106
 Konzentrationslager 45
 Krankheiten 413
 Krieg, totaler 10, 47
 Kriegsverbrechen 14, 65, 471, 497, 504
 Kunst 88, 90, 100, 111, 125
 Kunstakquisitionsprogramm, nationalsozialistisches 100

 Lauta 220
 Leichen 118, 137, 182, 303, 352, 358, 363, 365, 367, 372, 374, 381, 384, 392, 397ff., 406, 408-413, 415 f., 421 ff., 447
 Leipzig 188, 192, 249, 381 414, 422, 452
 Lettland 118f.
 Leuchtbombe 203
 London 151, 157, 276
 - Angriffe auf 167f.
 - Blitzkrieg 112, 151
 Los Alamos (New Mexico) 30
 Lübeck 12, 169, 171
 Luftabwehr, deutsche 272
 Luftangriff 151, 424, 434, 441 f., 466, 469, 472, 496, 505
 - Auswirkungen des 425
 - Erschöpfungsstarre und 33
 - Wirksamkeit eines 183
 Luftkrieg 208, 432, 462
 Luftkriegspolitik 440

Luftschutzkeller 228 ff., 263
 ff., 270
 Luftschutzräume siehe Schutz-
 räume
 Lützkendorf 381

 Magdeburg 30, 52, 172, 222,
 248, 383, 389, 426, 433
 Magnesiumbrandsatz 297
 Mähren (Reichsprotektorat)
 383
 Mannheim 12, 52, 260, 381
 Marionettenspiele 88
 Markierungsbombe 198, 277
 Marxismus 480
Mass Observation Project 214
 Massen Vernichtung 201
 Massenvernichtungswaffe 157
 Materialismus, dialektischer
 480
 Meissen 123, 414
 Meissner Porzellan 124
 Meissner Porzellanmanufaktur
 125
 Moderne 99
moral bombing 423
 München 113

 Münchener Porzellanmanu-
 faktur 124
 Mundspülung, erste 126

 Nagasaki 10, 470
 Nahrungsmittelengpässe 462
 Nationalsozialismus 103, 109,
 141, 160, 432, 442, 472
 Navigationssystem GEE 172
 Neuengamme (KZ) 182
 Normandie, Landung in der
 (1944) 212, 304
 NSDAP 13, 43, 58, 63, 79, 81,
 124, 126, 447
 NS-Regime 65, 110, 124, 184,
 267, 410, 449, 451
 Nürnberg 249, 457
 Nürnberger Gesetze 79
 Nürnberger Prozesse 465

oil plan 51
 Operation Donnerschlag
 184, 186
 Operation Gomorrha 179
 Operation Loge 151
Operation Thunderclap siehe
 Operation Donnerschlag

Operational Research Section 175

Opferzahlen 470

Osterfeld 51

Pathfinder siehe Pfadfinder

Pearl Harbor (1941) 212

Peshigo-Paradigma 161

Pfadfinder 202 f.

Pforzheim 11, 222, 432 f.

Phosphor 286, 345, 363

Phosphorbrandsätze 303

Pirna 414

Plauen 6f.

Porzellan 121-125

Rassenhygiene 130

Ratten 413

Rauchvergiftung 373

Ravensbrück (KZ) 133

Reichsmusikkammer 108 f.

Reichspogromnacht 69

Reparationsforderungen, sowjetisch 456

Riga 87, 118 f.

Rollbombe 178

Romantik 93

- Nationalsozialismus und 85

Rote Armee 28 f., 32, 89, 191, 237, 244, 269, 435, 447, 452 f.

Rotterdam 166

- Bombardierung (1940) 159 f.

Rotterdam Blitz 160

Royal Air Force 156 f., 166, 168, 170, 182, 196, 198, 204 f., 471

- Oberkommando der 48

Royal Flying Corps 50

Ruhland 219

Rund-um-die-Uhr-Bombardement 244

Russland 97,169

Rüstungsproduktion, deutsche 189

Sachsen 58 f., 61

Sauerstoffmangel 359

Schuld 419, 459, 500

Schutzräume 152, 180, 228, 230, 262, 333, 361, 410

Seuchenausbruch 399

SHAEF (*Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force*) 192

Sklavenarbeiter 36

Sowjets 11,28,32,46,120, 125, 134, 184, 189, 248, 279, 426, 430, 453 ff., 457, 461, 468, 470, 489, 495

Sowjettruppen siehe Sowjets
 Sozialdarwinismus 127
 Sozialhygiene 127
 Spanischer Bürgerkrieg
 111, 158
 Sprachsynthese (Verschlüsse-
 lung) 117
 Sprengbombe 177, 425
 SS (Schutzstaffel) 54, 72
 Stabbrandbombe 285, 290,
 294, 345
 Stabbrandsatz 341
 Standard-Splitterbombe 152
 Stasi (Staatssicherheit) 486,
 494
 Statistische Maschine 131
 Stickoxid 357
 Stromversorgung 316, 384,
 403

 Technologie, optische 130
 Temperaturänderung 350
terror bombing 428, 430 f.,
 437
 Terrorakt, blosser 439
 Terrorangriff 466
 Terrorbombardement 429
 Theresienstadt (KZ) 66, 87
 Thermitbrandbombe siehe
 Stabbrandbombe

 Todesopfer 136, 170 f., 180,
 219, 372, 471, 505
 Tokio 163 f., 433 f.
 Tote, Zahl der 430

 U.S. Air Force 196
 USA 166, 169, 214, 226,
 379, 469
 USAAF (United States Army
 Air Force) 208, 219, 244,
 378, 431, 466
 Utrecht 160

 Verantwortung 419, 461,
 500, 502
 Versöhnung 499
 Verteidigungsfeuer 284
 Volkssturm 37, 250

 Warschau, Luftangriffe auf
 (1939) 159
 Wasserversorgung 360
 Wehrmacht 30, 37, 117, 132,
 159, 373, 474
 Weimarer Republik 96
 Wien 83
 Wohnblockknacker 203, 285,
 338
 WRNS (*Women's Royal
 Navy Service*) 214

Wunderwaffe 431
- Messerschmitt Me 262, 220
- V1-/V2-Marschflugkörper
220, 276, 429
York 171

Zerstörung, mutwillige 439
Ziele, militärische 439
Zivilisation, Verfall der 195
Zivilschutz 301
Zwangsarbeiter 38, 231, 422
Zwangseinteignung 81